UNIVERSITY OF ARIZONA LIBRARY
3 9001 04955 0430

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-EKS-825

BEITRÄGE ZUR NEUEREN LITERATURGESCHICHTE

BEGRÜNDET VON W. WETZ

NEUE FOLGE HERAUSGEGEBEN VON

DR. MAX FREIHERR VON WALDBERG
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

HEFT XI.

H. A. KORFF:

VOLTAIRE IM LITERARISCHEN DEUTSCHLAND DES XVIII. JAHRHUNDERTS

HEIDELBERG
CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
1917

VOLTAIRE IM LITERARISCHEN DEUTSCHLAND DES XVIII. JAHRHUNDERTS

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN GEISTES VON GOTTSCHED BIS GOETHE

VON

H. A. KORFF

PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT FRANKFURT A. M.

ZWEITER HALBBAND

HEIDELBERG
CARL WINTERS UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
1917

Verlags-Nr. 1389.

UNIVERSITY OF ARIZONA
LIBRARY

843.5U2
P84
v.2

Viertes Buch

Voltaire als Popanz

Erstes Kapitel.

Die Krisis.

Die drei ersten Bücher haben den Wirkungskreis Voltaires nach allen Seiten hin ausgemessen: den klassizistischen, den fortschrittlichen und den gallischen Autor. Überall fanden wir stärkste Wirkungen, aber auch stärkste Gegenwirkungen überall. Nur die Kurven laufen verschieden. Voltaire als klassizistischer Autor stand im Zenith am Anfange seines Auftretens, auf tiefstem Nullpunkte im letzten Drittel des Jahrhunderts und erst im folgenden Stadium wieder unter dem Einfluß einer allgemein steigenden Tendenz des Klassizismus (die aber historisch wenig in die Wagschale fällt). Voltaire als fortschrittlicher Autor begann seinen Aufstieg gegen die Widerstände des herrschenden Alten, durchbrach sie, stand siegreich nach der Mitte des Jahrhunderts, aber ward überwunden durch eine rückläufige Bewegung, die den Fortschritt wollte wie er, aber auf anderem Wege und mit anderen Zielen. Voltaire als gallischer Autor endlich fand im Ganzen wachsendes Verständnis selbst beim deutschen Publikum, hatte aber in den siebziger Jahren eine schwere akute Krisis zu bestehen, die die Größe seines Ansehens vielleicht herabgesetzt, aber nach Überwindung der Krisis den Grad des Verständnisses gesteigert hat. Das Bedeutsame ist nun, daß die voltairefeindlichen Strömungen in den siebziger Jahren zusammengetroffen sind, die Bewegung gegen den Klassizismus, gegen die Aufklärung und

gegen das gallische Wesen, und daß sie durch ihr Zusammen-
treffen sich gegenseitig zu einer augenblicklichen Spring-
flut aufgehöht haben, wie Wellen, welche zusammenlaufen
und sich dadurch zu außerordentlicher Gewalt vereinigen.
Es entstand eine Voltairekrisis, die das Bild dieses Manne
plötzlich in einen Wirbel riß, in dem die Gerechtigkeit
unterging unter der Leidenschaft und die Besinnung
unter der Begeisterung. Sein Bild ward zur Fratze und
sein Name Popanz. Dieses anschaulich zur Darstellung
zu bringen, ist die Aufgabe unseres vierten Buches.

Die Vorbedingungen für diese Krisis hatten sich seit
langem angesammelt. Sie waren gewachsen, wie der Name
Voltaires gewachsen war. Denn das Grundmotiv dieser
ganzen Krisis war die Tatsache: daß Voltaires Herrschaft
zu einer Großmacht sich ausgewachsen hatte, die be-
drohend schien; bedrohend für das literarische Leben der
anderen, bedrohend für die, die das Heil von anderer Seite
her erwarteten, bedrohend für die, die einer neuen Entwick-
lung die Wege bahnen wollten. Seine europäische Groß-
machtstellung war das gemeinsame Motiv für alle, die sich
wider ihn empörten, für die Alten und die Jungen, für
die Gelehrten wie die Dichter, die Religiösen wie die Pa-
trioten. Er war Tyrann geworden, Caesar, und es galt
seine Ermordung.

Er war ja der „Evangelist und Lieblingsprophet seines
Jahrhunderts“[1], wie Hamann knirschend ausrief; wer
konnte es wagen, sich dem allgemeinen Strom entgegen-
zuwerfen? Knirschend hatte Hamann die „sämtlichen
Werke“ dieses Tyrannen in zweieinhalb Monaten durch-
geackert; endlich am 8. April 1781 konnte er melden:
„Herzlich geliebtester Freund, heute Gottlob! die 54 Bände
des Voltaire zu Ende gebracht!“[2] Diese 54 Bände, die den
Jahrhundert so imponiert hatten, daß man wie Lessing
seufzen mußte: „Doch was hilft es dem Herrn v. Voltaire
etwas einzuwenden? Er spricht und man glaubt!“[3] Dieses
Autors, der noch mit seinen schwächsten Produkten die

große Menge entzückte; denn wie auch Schubart knirschte: „'s ist nun mal der angebetete Voltaire!"[4] Dieses Tyrannen, von dem seine deutschen Schranzen verkündeten, daß er „das imperium über die Literatur von ganz Europa" innehabe[5]. Dieses Riesen Tityos, von welchem Schillers Xenion sagte:

Über Europa hinweg, das ihm huldigte, lag er gebreitet,
Voluminos, wie er einst trat aus den Pressen zu Kehl.

Dieses Gewaltigen, von dem noch der alte Goethe Eckermann erzählte, daß er sich keinen Begriff von der Bedeutung machen könne, „die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in seiner Jugend gehabt und wie sie die ganze sittliche Welt beherrscht hätten"[6]. Der leidenschaftliche Trieb, sich gegen diese geistige Übermacht zu wehren, wie Athen sich gegen Pisistratus und Rom sich gegen Caesar gewehrt hatte, das war die seelische Wurzel dieser Krisis.

Aber freilich, diese Gelüste kommen den Unterworfenen erst, wenn sie die Zügel schon locker fühlen. Und Voltaires Großmacht war nie eine Macht von wirklich begründeter Festigkeit gewesen: seine Macht mußte er täglich neu und immer wieder durch sein persönliches Eingreifen erwerben, festhalten und stützen. Denn die Suggestion, die von ihm ausging, war nur der Zauber seiner Potenz, nicht die sachliche Kraft der von ihm vertretenen Ideen. Demagoge von verführerischem persönlichem Reiz: aber wenn er der Volksversammlung, zu der er eben geredet hatte, den Rücken wandte, begann die Kritik, und diese Kritik hatte Stoff in Hülle und Fülle. In einem Worte gesagt: Voltaire wirkte hinreißend durch seine schriftstellerische Persönlichkeit, aber er reizte unwiderstehlich zur Kritik. Was er gewirkt hatte, hatte Schwächen an allen Enden, und selbst wo er stark war, reizte er zum Widerspruch. Die Widersprechenden aber waren auf allen Seiten, weil er seine Front nach allen Seiten hin zeigte. Er war konservativ in der Kunst, fortschrittlich in der Kultur, gallisch von Blut aber mit seinen Ansprüchen international.

Zona Library

Er hatte sich obendrein in alles hineingemischt, was nur dem Geiste irgend offen stand: in Dichtung, Philosophie, Physik, Politik, Geschichte und Religion. Er mußte auf jeder dieser Fronten unzählige Feinde haben, und diese Feinde konnten sich vereinigen. Sie konnten sich vereinigen — nur unter dem Gesichtspunkte seiner Bekämpfung. Und wirklich haben sie sich vereinigt. Aber ein anderes Moment: Voltaire reizte unwiderstehlich zur Kritik nicht nur in seiner Tätigkeit als Schriftsteller sondern auch in seiner Wirkungsweise als Mensch; er war einer der widerspruchsvollsten Charaktere, von denen die Weltgeschichte weiß. Neben dem Bilde des Apostels der Toleranz standen seine fanatischen Machenschaften gegen das Christentum, neben dem Bilde seiner geistigen Größe Züge erbärmlichster Kleinlichkeit, neben den Affären Calas die Affären Rousseau und Maupertuis, neben seiner Großherzigkeit gegen die Enkelin des Corneille schmutzige Geldgeschichten mit einem Berliner Juden. Er hatte Verleger betrogen, Schriften verleugnet, Kerzen gestohlen, Fürsten umschmeichelt und sich vor Fürsten blamiert; er war geizig, verfolgungssüchtig, eitel, unverschämt; ein Heuchler, ein Fälscher, ein Lotterbube: in der Meinung der Zeitgenossen! Wenn man ihn angreifen wollte: Stoff hatte er reichlich, ja überreichlich dazu geboten!

Und in der Tat: dieser Wille bildete sich langsam im literarischen Deutschland aus. Eitel Herrlichkeit war es gewesen, als sich in prachtvollem Aufstieg der Dichter Voltaire am europäischen Firmamente erhoben hatte. Nur bewundernd schaute man auch östlich des Rheines nach dem neuen Himmelsphänomene. Aber die erste Unzufriedenheit begann, als die Gelehrten wahrnehmen mußten, daß dieser Mann, der doch als Dichter abgestempelt worden war, ebenso Lust bezeigte, unter die Wissenschaftler sich zu mengen. Hätte er sich mengen mögen! aber er hatte nicht als homo novus diese Laufbahn betreten, vor deren Erfolge die Götter den Schweiß gesetzt haben, son-

dern als der berühmte Mann, der mit seiner Berühmtheit gewissermaßen ein unlauteres Geschäft zu machen schien; der seine günstige Konjunktur ausnutzte, um auch mit schnellem Griff sich einige Lorbeeren als Wissenschaftler zu erraffen; Lorbeeren billiger Opposition, mit der er zwar vor der Menge Figur machte, die aber doch wissenschaftlich überhaupt nicht in Frage kam. Solche Empfindungen gaben der Kontroverse mit Voltaire von vorneherein eine besondere Schärfe, und diese Schärfe war das erste Stadium auf dem Wege zum „Popanz". Voltaire hatte Newton als neuen Philosophen verkündet, Leibniz lächerlich gemacht, er hatte geschichtliche Bücher geschrieben, die nichts als Romane waren — alles im Urteil der Zeitgenossen — und hätte man seine Werke korrigieren wollen, seine Bücher wären vor roter Tinte kaum noch zu lesen gewesen. Endresultat in den Augen der Wissenschaft: Voltaire der große Dichter war wissenschaftlich ein Charlatan!

Und diese Einsicht war ebenso bedauerlich wie wünschenswert! Denn Voltaire hatte heiligste Güter angegriffen. War aber dieser Mann nachweislich Charlatan — was bedurfte es dann weiter Zeugnisses? Er war als Dilettant, als frecher Schwätzer zu behandeln, man hatte ihm auf die Finger zu klopfen — die Religion war von solch einem Menschen unantastbar.

Bis hierhin hatte Voltaires Ansehen gegen den Widerstand der Rückständigen zu kämpfen gehabt, einen Widerstand mit Mitteln, wie sie ja in der Geschichte des geistigen Fortschritts nicht eben ungewöhnlich sind. Denn immer steht dem Fortschritte die kompakte Majorität gegenüber, die Majorität, die nach dem bekannten Worte die Dummheit ist. Dieses an sich typische Bild verschob sich aber auf interessante Weise, als in den siebziger Jahren auch von der Seite einer fortschrittlichen Minorität das Ansehen Voltaires auf das leidenschaftlichste in Frage gestellt wurde. Voltaire befand sich im Kreuzfeuer. Hinter

ihm die Konservativen, die nichts wollten, als ihr Altes gegen sein Neues verteidigen; vor ihm — auch Konservative, die aber Fortschritt wollten wie er, nur in der Richtung über ihn hinaus und mit gänzlich umgewandeltem Ideal. Sturm und Drang war aufgekommen: anstatt des Klassizismus wollte man Shakespeare, anstatt der Aufklärung des Verstandes Lebenstiefe des Gefühls, anstatt einer internationalen Kunstmode völkische Individualität: in der Kunst, in der Gesinnung, in der Gesittung. Eine jüngere Generation war ans Ruder gekommen, eine Generation, die mit den Großvätern lieber als mit den Vätern paktieren wollte. Denn ihre natürliche Sympathie führte sie zu den Verteidigern des Glaubens, das hieß des Gefühls, und ihr faustisches Verlangen zu einem natürlichen Bündnisse mit den alten Gegnern der Voltaireschen Seichtigkeit. Was aber die früheren Generationen nicht gesehen hatten, das fügten sie als letzte Erkenntnis hinzu: Voltaires Verstandeskahlheit und Voltaires Seichtigkeit sie offenbarten sich nicht nur in seinem Kampfe gegen die Religion und in seiner Tätigkeit als Wissenschaftler, sondern auch seine früher so hoch gepriesene Kunst war zusammengesetzt aus gefühlsbarer Nüchternheit und seichter Phrasenhaftigkeit: ein Charlatan hier, ein Charlatan da, ein Charlatan überall! Aber dieser Mann beherrschte das Jahrhundert. Seine geistige Tyrannis bedeutete Stagnation. Und ro reichten alte und neue Generation sich wie von selbst die Hand zu einem natürlichen Bündnisse gegen den Unterdrücker des alten Gefühls und der neuen Kunst. Die Waffen lieferten die, welche Voltaire zum Charlatan gestempelt hatten. Laut und immer lauter dieses über den Markt geschrieen: endlich mußte doch einmal die Stunde schlagen!

Ohne Frage, sie hatte geschlagen! Die heftige Krisis, die Voltaires Name in dem letzten Drittel des Jahrhunderts bei uns zu bestehen hatte, hat er nur übel überstanden. Schiller konnte von seinem Tityos höhnen:

Sohn der Erde, so tief liegst du da, der so hoch einst gestanden!
Und das gefräßige Tier, das an der Leber dir pickt!

(Tityos war Sohn der Gäa, der sich an Leto, wie Voltaire an der Pucelle, vergriffen hatte; er büßte in der Unterwelt, ausgestreckt über neun Hufen Landes, während Geier seine Leber zerfleischten.) Und seufzend antwortete der Schillersche Voltaire:

Ach! das ist Frérons unsterblicher Schnabel, der ewig mich peinigt,
Weil ich mit schlechten Bonmots nach dem . . . . . gezielt.

Der Kampf, der den Mord des Tyrannen zum Ziele hatte, hatte eben dies und nicht die historische Abschätzung seiner Verdienste zum Ziel. Daraus ergab sich die Kampfesweise und aus dieser der Stil. Er war unsachlich, persönlich, aufs höchste gereizt oder verächtlich; allerdings verächtlich am liebsten!

Aber verlassen wir die Sprache des Bildes! Voltaire genoß in den Augen der interessierten Kreise ein Ansehen, wie er es nicht verdiente, wie es seinen Verdiensten nur zum allerkleinsten Teil entsprach. Dieses Übermaß der Anbetung veranlaßte zu einem Übermaß der Herabwürdigung. Er war ein Gott der Fürsten und der zugänglichen Menge; so sollte gezeigt werden, daß er ein falscher Gott, nämlich ein Götze sei, vor dem man sich in den Staub geworfen hatte. Die Übertreibung der Angriffe war geboten durch die Übertreibung der Anbetung; die Verachtung, die man bezeigte, ein Protest gegen die Dummheit der Masse. Wie in der Einleitung gesagt wurde: Voltaire hatte zu büßen dafür, daß ihm Europa zugejubelt hatte. Er war ein Gott, Europa machte ihn zum Götzen, und seine Feinde zeigten, daß er es sei!

Aber sie hatten freilich noch einen ganz besonderen Grund, sich dies zu zeigen. Sich — und nicht nur der großen Menge, vor der man sich mit Voltaire-Verachtung brüstete. Nur wer die Macht des Gegners noch fürchtet, gefällt sich in den Tiraden der Furchtlosigkeit. Nur wer

den Meister noch nicht überwunden hat, erklärt ihn für einen Stümper. Auch das Geschlecht der siebziger Jahre lebte erst in der Krisis, noch nicht als Sieger. „Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor..., was es mich gekostet hat, mich gegen sie zu wehren!“[7] sagte Goethe. Zu wehren! darin liegts. Man hätte nicht nötig gehabt, Voltaire zu einem Popanz herabzuwürdigen, wenn man nicht nötig gehabt hätte, ihn zu verkleinern: sich selbst gegenüber, zur Stärkung des eigenen Mutes, des Selbstvertrauens — in brennender Notwehr gegen die Übergröße des alten Caesar. „Voltaire als Popanz“ war eine psychologische Notwendigkeit für die Weiterentwicklung der deutschen Literatur.

Wie wir gezeigt haben, haben die deutschen Gelehrten in dieser Entwicklung zuerst die führende Rolle gespielt, danach die christlichen Gläubigen, zuletzt die Stürmer und Dränger. Aber Einer freilich war hier von entscheidender Bedeutung, Einer, der alle Gegnerschaft der Deutschen gegen Voltaire wie in einem Brennspiegel in sich vereinigte und mit Voltaireschem Temperament und Voltairescher Ranküne den entscheidenden Angriff tat. Schlechtweg faszinierend hatte dieses Beispiel gewirkt, wie ein Trompetenstoß, wie das Signal zum Sturm. Ein General war vor die Front gesprengt und hatte „Vorwärts Kinder!“ gerufen. Mit einem Mal war man mitten im Sturm.

Diese entscheidende Tat war Lessings Dramaturgie. Fréron's Name wirkt matt in dem oben zitierten Schillerschen Epigramm. Wenn der deutsche Schatten Voltaires antworten könnte auf die gestellte Frage:

Sohn der Erde, so tief liegst du da, der so hoch einst gestanden!?
Und das gefräßige Tier, das an der Leber dir pickt!?

er würde wahrhafter haben antworten müssen:

Ach, das ist Lessings unsterblicher Schnabel, der ewig mich peinigt,
Weil mich Europa zu hoch leider erhob auf den Thron!

Zweites Kapitel.

Voltaire als Charlatan.

1.

Von allem, was man im 18. Jahrhundert über Voltaire geurteilt hat, ist den Deutschen nichts besser im Ohre hängen geblieben als die seit Gottsched geltende Losung, daß Voltaire ein Charlatan sei. Der Grund hiefür ist nicht allzuweit zu suchen. Es war den loyalen Deutschen immer sehr bequem, sich dieses gefährlichen Mannes dadurch zu erwehren, daß man sich einredete, er sei nicht ernst zu nehmen. Und nicht nur sich zu erwehren! Es war ihnen vielmehr immer ein freundliches Vergnügen, an einem so bequemen kritischen Objekte hin und wieder ihr kritisches Mütchen zu kühlen. Es war eine „occasion". Und kennt man die Spannungen, die bestanden, so ist nicht zu verwundern, daß man die occasion auch gern und reichlich benutzte. Die Geschichte „Voltaire als Charlatan" ist deshalb auch nicht eigentlich eine Geschichte sondern mehr oder weniger nur eine Sammlung von Verbalinjurien, die aber zu sammeln deshalb ein gewisses Interesse hat, weil hierdurch gezeigt werden kann, wieviel Galle sich bei den Deutschen schon angesammelt hatte, ehe in den siebziger Jahren die große Voltairekrisis zum Ausbruch kam. —

Die Überzeugung, daß der große Dichter Voltaire als Wissenschaftler ein Charlatan sei, war allgemein. Gottsched, dessen Kampf gegen Voltaire wir schon früher ausführlicher behandelt haben, (vgl. S. 230 ff.) belehrte einen, der es anders glaubte, daß Voltaire nicht wegen seiner Beschäftigung mit der Kunst sondern „wegen seiner halbigten Philosophie" ein Freigeist geworden sei. Denn man wisse von Baco von Verulam, „daß eine mäßige Kenntnis der Philosophie zwar Atheisten machen könne, eine gründ-

liche aber niemals“[8]. Man beachte diesen Gottschedischen Theologen-Kniff! „Unter der Larve der Philosophie sehr unphilosophische Sachen zu behaupten“[9], bezeichnete der vierundzwanzigjährige Lessing als das Charakteristikum der Voltaire und Konsorten. Mendelssohn tröstete sich, daß man „an diesem vortrefflichen Dichter den Mangel an Gründlichkeit schon längst gewohnt sei“; „denn außer den Großen lassen sich wenige mehr durch das Merkzeichen der Weltweisheit verführen, das er aushängt“ (vgl. S. 233 f). Der fünfundzwanzigjährige Wieland erklärte: „Voltaire spricht zu oft als witziger Kopf, wo er als Philosoph reden sollte, und als unverschämter Sophist, wo er den aufgeklärten Mann spielen will“[10].

Daß er mit allen Dingen, worüber er redete, sich nur höchst oberflächlich beschäftigt habe, war eine ausgemachte Sache. Natürlich hatte er „höchstens einen Blick in die Theodizee getan“ (Mendelssohn[11]). Natürlich spottete er über die Bibel nur, weil er sich nie um ihre gehörige Kenntnis bemüht habe (Kästner), ein Fehler aller Spötter, der selbst verspottungswürdig sei.

Darum nur konnte er ja so unhaltbare Behauptungen in die Welt setzen wie die Leugnung der Sündflut, eine Behauptung, die mit so schwachen Argumenten verteidigt werde, daß man erstaune, wenn man sie lese (Gött. gel. Ztg. 1746[12]). Man weiß, daß noch der junge Goethe empört darüber war und daß nichts sein Vertrauen zu Voltaire mehr erschütterte als diese Leugnung der für den geologisch interessierten Jüngling so fest begründeten Tatsache[13]. Wer sich im Streit um die Sündflut auf Voltaire berufen wollte, der mußte sich gefallen lassen, diesen als Zeugen abgelehnt zu finden[14].

Hinzu kam die Beobachtung, daß Voltaire nicht immer denselben Standpunkt verfocht, sondern in seinem Urteile Schwankungen unterworfen war. Gottsched referierte mit Wärme über ein fingiertes Gespräch, in welchem Voltaire gesteht, „daß er, um der Freiheit zu

denken wegen, mit sich selbst nicht immer übereinstimme. Heute käme ihm eine Sache wahrscheinlich vor, morgen das Gegenteil: beides verteidige er auf's Beste, und endlich wisse er selbst nicht, was er glauben solle"[15]. Das war so allgemeine Überzeugung geworden, daß Hamann von irgend jemandem urteilen konnte: „un esprit plus fécond et plus inconséquent que Voltaire, le général de tous nos Auteurs-Jésuites!"[16] Er hatte sich in Alles hineingemengt, aber überall nur Dilettantisches geleistet. Er war ein Alleswisser wie ein Nichtswisser. Hierauf speziell legte Lessing den Nachdruck. „Nur drei Unwahrheiten an einer Stelle! das ist für Herrn v. Voltaire eben nicht viel!"[17] rief ironisch der Dramaturg. Denn „was der Herr v. Voltaire nicht alles schreibt! wie gern er immer ein wenig Gelehrsamkeit zeigen will, und wie sehr er meistenteils damit verunglückt!"[18] Aber es gehöre nun einmal „unter die Schwachheiten des Herrn v. Voltaire: aus bloßer Laune spiele er dann und wann in der Poetik den Historikus, in der Historie den Philosophen und in der Philosophie den witzigen Kopf!"[19] Deshalb empfahl eine Schrift, die die Frankf. gel. Anz. 1772 mit Behagen anzeigten, Voltaire möchte „doch in seinem jetzigen Alter der Raserei entsagen, alles zu wissen und zu lehren, und andere Gelehrte in dem ruhigen Besitztum ihres Ruhmes lassen". „Lustig genug ist es zu lesen (versicherte der Referent), wie der alte Dichter zu Ferney auf die wunderbarste Art Experimente gegen Buffons System von Entstehung der Berge angestellt, ohne das Mindeste von den ersten Gründen der Fermentation oder der Mineralogie zu wissen"[20]. Es war das allgemeine Urteil, das schon 1745 Gottsched ausgesprochen hatte (vgl. S. 231), das jetzt 1771 eine Schrift wiederholte, deren wir schon in anderem Zusammenhange Erwähnung getan haben: „Talente und Wissenschaften sind zwei so sehr verschiedene Dinge, daß Herr v. Voltaire für seinen Ruhm unendlich besser würde gesorgt haben, wenn er sich nie in

das Gebiet der Philosophie, Geschichte und Religion gewagt. Der Geist vom ersten Range, den man in seinen dichterischen Geschöpfen allgemein bewundert, sinkt bis zur Klasse der seichten Köpfe herab, wenn man seine philosophischen, historischen und Religionsschriften liest"[21].

Dies Urteil über Voltaire erhielt sich (ob mit Recht oder Unrecht, bleibe völlig dahingestellt) bis Goethe und über ihn hinaus. Goethe, der Voltaire wegen der Einführung Newtons und seiner Optik Grund hatte gram zu sein, erklärte seine diesbezüglichen Sätze für „unglaublich seicht und schief": „Facta, Versuche, mathematische Behandlung derselben, Hypothese, Theorie sind so durcheinandergeworfen, daß man nicht weiß, was man denken und sagen soll; und das heißt zuletzt triumphierende Wahrheit!"[22] Aber Goethe war dennoch fein genug, sein allgemeines Urteil über die Charlatanerie dieses Mannes in folgendes glänzende Bild zu hüllen: „Voltaire kommt mir immer vor wie ein Zauberer, der einen Hexenkessel abschäumt; es ist nur Schaum, was sein Löffel schöpft, aber ein verteufelter Schaum, aus einem Kessel voll unendlicher Ingredienzien aufsiedend"[21].

Einsam als Verteidiger Voltaires gegen die wissenschaftlichen Deutschen spottete freilich Klinger: „Aber die deutschen Philosophen sagen, weder Voltaire noch Friedrich wären Philosophen gewesen, und wahr ist es, sie haben weder Kompendien geschrieben noch Kollegien gelesen"[24].

2.

So viel als Präludium! Denn weitaus der Hauptangriff richtete sich gegen den Charlatan in der Geschichtschreibung. Hier erst konnte so recht von Herzen die Kesselpauke geschlagen werden.

Es ist gesagt worden, daß die Gelehrten die ersten waren, die gegen Voltaires Geschichtschreibung Protest erhoben. Das war natürlich und war berechtigt; sogar

der Ton in der Hauptsache war gemäßigt. Die Hauptburg dieser Kritik befand sich in Göttingen. Sie blieb es von Haller bis zu Schlözer und hatte in den Gött. gel. Anz. das weitverbreitetste Organ. Auch wenn man annehmen darf, daß die gelehrten Kreise außerhalb Göttingens — und namentlich tat sich Hamburg hier hervor — die historischen Schriften Voltaires in ähnlicher Weise durchschauten, so muß man doch sagen, daß das vernichtende Urteil durch Göttingen und durch die Autorität Hallers erst seine wahre Sanktion erhielt. Hier hieß es: Roma locuta, causa finita! Wir wollen mit unserer Betrachtung also von Göttingen aus den Anfang machen.

Haller hatte Voltaires historischen Schriften von Anfang an mißtrauisch gegenübergestanden. Er sprach schon 1734 verächtlich von denen, die es vorzögen „fabulas conscribere ut nuper Arouetus“[25], was sich auf den wenige Jahre zuvor erschienenen Charles XII. bezog. Als das Siècle de Louis XIV. erschien, veröffentlichte Haller ein seitenlanges Fehlerverzeichnis — „ohne damit dem Historiographen Frankreichs zu nahe treten zu wollen“[26]. Er vermißte die Benutzung der einschlägigen Literatur nicht weniger wie leider nicht die Benutzung von schlechten Quellen: Vorwürfe, die einen modernen Historiker gerichtet hätten. Und diese Kritik von einer Autorität wie Haller war eine schwere Schädigung des neuen Werkes.

Voltaire hat in diesem aber in keinem späteren Falle mehr auf die Kritik seines Gegners geantwortet. Er wollte das nicht auf sich sitzen lassen. Er glaubte mit der ihm angeborenen Fechter-Eleganz sich verteidigen zu können. Allein die Verteidigung sollte ihm übel bekommen. 1753, zuerst separat, dann in der Bibliothèque impartiale (Band VII) erschien ein Avis à l'auteur du Journal de Gottingue. Es begann mit überlegener Kaltschnäuzigkeit:

„Quand un journaliste veut rendre compte d'un ouvrage, il doit d'abord en saisir l'esprit; quand il le critique, il doit avoir raison. Le journaliste de Gottingue a oublié en-

tièrement ces deux devoirs, et il se trompe sans exception sur tout ce qu'il dit".
Und dann folgte siebzehn Mal — 17 Mal — eine äußerst knapp gefaßte Entgegnung, die sich einleitete jedesmal mit den prägnanten Worten „il se trompe". Siebzehn Mal wurde der Rezensent seines Irrtums überführt; dann hieß es trocken:
„Il faudrait tâcher de ne se pas tromper sur tous les points quand on critique un ouvrage".
Im übrigen aber „il ne faut pas juger d'un grand bâtiment par quelques pavés qu'un maçon subalterne aura mal arrangés dans la cour."

Haller, der die Monotonie des Voltaireschen il se trompe „insultante" fand, aber der Meinung war, daß sie glücklicherweise nur die passion des Autors beweise[27], nahm den Fehdehandschuh auf und verteidigte in einer Abhandlung, die den vierfachen Umfang derjenigen Voltaires hatte, die von ihm behaupteten Tatsachen[28]. Seine Ausführungen schlossen mit den Worten:
„Voilà ma critique finie. Sur 18 articles où Mr. de Voltaire me dit que je me trompe il n'y a que celui de Bernier qui demande une discussion. Tous les autres sont à l'abris de la plus fine chicane. Il faudrait tâcher de ne pas se tromper sur les points quand on critique un ouvrage, me dit Mr. Arouet. Que ne pourrais-je pas lui répondre?"

Die Gegner Voltaires frohlockten. Alle Welt hatte den Eindruck, daß der Franzose sich eine blutige Abfuhr geholt habe — und welche weiteren Folgen das nach sich zog, das werden wir später sehen (vgl. 4. Buch, Kap.V,6).

Die Fehde erneuerte sich nicht wieder, aber als noch im selben Jahr die Annales de l'Empire erschienen, hieß es in den Gött. gel. Anz.: „So fehlerhaft, daß wir wünschen diese Schrift möchte bald in Vergessenheit geraten"[29]. Anhang: 10 Seiten Fehlerverzeichnis! Im nächsten Jahre der zweite Band erhielt das Prädikat: „Elende Arbeit!"[30] Wieder im nächsten Jahre die (unechte) Histoire de la

guerre de 1741 war zwar „besser", aber die Besprechung bestand aus 3 Seiten Fehlerverzeichnis[31]. Und wieder im nächsten Jahr die zweite Auflage des Charles XII. erhielt das Prädikat: „Nach Schönheiten und Fehlern so bekannt, daß man nichts zu sagen braucht!"[32] Nun trat eine Pause ein. 1761 kam die Geschichte des russischen Reichs. Die Rezension war mild, wenn man sie etwa mit Gottsched vergleicht; aber ein Fehlerverzeichnis von 8 Seiten war nicht ausgeblieben[33]. Der zweite Teil vom Jahre 63 hieß „unvollständig und parteilich"[34]. 1764, die Zusätze zur Histoire génerale ergaben 6 Seiten Fehler und die Note: „Unser Dichter ist noch immer wenig genau in seinen Nachrichten"[35].

Das war das Urteil der offiziellen Wissenschaft, und diese Göttinger Tradition war noch nicht ausgestorben als auf dem Lehrstuhle Hallers der jüngere Schlözer zu Worte kam. Wie dieser über Voltaire urteilte, ist bereits an früherer Stelle zur Darstellung gekommen (vgl. S. 357 f). Er prägte das charakteristische Wort: „Fabeln, Romane und Voltaire!" Wie es auf andern Kathedern aussah, davon legte Gottsched ein allzu beredtes Zeugnis ab. Denn dieser wie kaum ein zweiter fühlte sich als zünftiger — wenn nicht Geschichtschreiber — so doch als deutscher Professor. Und die Verteidigung galt es der Zunft gegen den keck herandringenden Dilettantismus!

Denn woraus setzte sich nach der Meinung Gottscheds der ganze Charles XII. zusammen? „Aus den mündlichen Erzählungen und Aufschneidereien vieler Offiziere in den Kaffeehäusern oder aus den sinnreichen Erdichtungen eines tragischen Poeten!"[36] Daß es Voltaire in diesem Werke nicht allzu genau genommen habe, bezeugten alle Kritiker, auch Nicolai in den Literaturbriefen, der den Charles XII. „sehr unzuverlässig" und ein Werk nannte, „in dem der Poet mehr als der exacte Historiker zum Wort kommt"[37]. Er vergrößere oder verkleinere eine Begebenheit, nur um sie verschönern zu können! Charakteristisch

für seinen Ruf war es, daß die Frankf. gel. Anz. 1772 eine unzuverlässige Autobiographie Lavaters, die sogar fremde Zusätze erhalten habe, charakterisierten: „Desto schlimmer, also ist es Charles XII. Leben von Voltaire und nicht einmal brauchbare Personalien“[38].

Von den anderen Werken flüchtig etwas zu sagen, so erreichten die Annales de l'Empire, das Abrégé de l'histoire universelle und die Geschichte des russischen Reichs den Rekord der Beschimpfung. Wegen der ersten fürchtete Faustin sogar für das Seelenheil Voltaires (vgl. S. 244). Gotter wagte sie schüchtern zu verteidigen in Ansehung der üblen Umstände, unter denen Voltaire gezwungenermaßen und aus reiner Höflichkeit gegen die Herzogin von Gotha dieses Werk unternommen habe. Starke Reue sei diesem Unternehmen auf dem Fuße nachgefolgt[39]. Vom Abrégé spottete Gottsched, daß man doch ja bemerken solle, wie Voltaire hier die allgemeine Geschichte erst selbst zu lernen die Absicht habe, aber dieses natürlich gleich „mit der Feder in der Hand“ besorge! Und nach einer gepfefferten Inhaltsangabe fragte er höhnisch: „Wer sieht hier nicht den ganzen Geist des Herrn v. Voltaire? der sicher schließt: daß niemand das wisse, was er selbst nicht weiß. Wieviel Beschreibungen von Persien etc etc.... haben wir nicht? Wer kann dafür, daß Herr v. Voltaire sie nicht gelesen hat, ja nicht einmal kennt?“[40] Bissig hieß es von der Geschichte des Charles XII.: „Die poetische Einbildungskraft eines der größten Dichter hat eine wahre Geschichte in einen halben Roman verwandelt. Die Liebe zum Wunderbaren, zum Rührenden und Gleißenden hat seinen Griffel oft bis ins Unglaubliche erhoben. Diese Urteile der Welt sind dem Herrn v. Voltaire nicht unbekannt“[41].

Aber es waren nicht die einzelnen Werke, die man angriff, es war die Methode! Diese Methode war einfach Charlatanerie.

Erstens eine solche des Poeten! Aber zur Geschichte

gehört denn doch etwas „mehr als d'Alemberts und Voltaires gefälliges Geschwätz!“[42] (Hagedorn) Nichts nämlich ist „leichter und bequemer als eine Ursache unterzuschieben, daraus den Vorfällen eine Erklärung zu geben und damit nach Art eines Voltaire das Angenehme und Unterhaltende auf Kosten der Wahrheit zu befördern“. Solches ist „die Geschichte in der Gestalt einer Epopoe“ — wie Möser in einem Aufsatz darzulegen suchte[43]. Und was daraus hervorgeht, ist nichts als wissenschaftliche Unzuverlässigkeit, „ein Gemisch von wahren und falschen Sätzen, das nur durch den drolligen Vortrag des Verfassers sich lesen läßt, im übrigen aber gar keine Aufmerksamkeit verdient“ (Nicolai[44]). So freilich läßt sich schon produktiv sein, wenn man wie dieser „alte Dichter unausgesetzt fortfährt, seine Feder mit der größten Geschwindigkeit zu gebrauchen“[45]. Aber das ist typische Dilettantenarbeit, ein Vorbild geradezu, wie es nicht zu machen sei. „Flüchtigstes Raisonnement à la Voltaire“[46] — wie Herder eine Schrift charakterisierte. Oder 1769 die Allg. D. Bibl.: „Geistreich, witzig, leicht und fließend, voller unerwarteter Remarquen und gefallender Wendungen; aber dicht mit faux-brillans, mit historischen Fehlern, mit historischen Lügen und mit falschem Raisonnement besät; die eigentümlichen Namen äußerst verstümmelt, mit einem Worte: voltairisch“[47]! Der junge Goethe hatte 1766 an Behrisch geschrieben: „Un amant n'est historien plus fidèle que Voltaire“[48].

Nun aber das Schlimmste! Voltaire hatte nicht bloß poetisch ausgeschmückt und unzuverlässig berichtet. Er hatte sogar etwas Außerordentliches getan — zugegebenermaßen getan — das ihn als Historiker um jede Reputation gebracht haben würde, wenn er in wissenschaftlichen Kreisen je eine besessen hätte: er hatte glatte Fälschungen begangen. Er hatte es sich vereinzelt geleistet, in das Tatsachenmaterial der Geschichte selbsterfundene Charakterbilder, Anekdoten einzuzeichnen, Illustrationen zur Ge-

schichte die zwar wahr hätten sein können, aber es doch tatsächlich nicht waren.

Das braucht man heute nicht mehr zu verteidigen; aber es genügt auf der anderen Seite auch, den Fall Häckel als eine Parallele heranzuziehen, um abzuschätzen, wie solche Dinge zu beurteilen sind. Daß ein solches Verhalten allen Gegnern die erwünschteste Angriffsfläche bietet und geeignet ist, selbst die außerordentlichsten Verdienste zu überschatten, das haben sowohl Voltaire wie Häckel bitter empfinden müssen. Häckel ein „Fälscher", Voltaire ein „Lügner" — wer nichts Besseres gegen diese Männer vorzubringen wußte, versteifte sich mit Cato-Miene auf diese durchschlagende Tatsache.

Aber wie so häufig im menschlichen Leben: eigentlich war es nur eine Fälschung, die man mit Bestimmtheit von Voltaire wußte, und wie gesagt durch Voltaires eigenes Eingeständnis. Es war die Anekdote, die schon Klopstock erzählte:

„In der Histoire générale, da wo Voltaire von den Kreuzzügen spricht, berichtet er, daß die Franzosen ein großes Fest gegeben und in einer Kirche getanzt hätten. Einer seiner Freunde, ein großer Gelehrter, nachdem er die beregte Stelle gelesen, bemerkte gegen Voltaire, daß diese Tatsache ihm ganz neu sei; er bitte ihn daher, ihm seine Quelle mitzuteilen. Hierauf erwiderte Voltaire ihm mit erstaunter Miene: „Ich erkenne den geistreichen Mann in Ihnen nicht wieder! Sehen Sie denn nicht, daß das im französischen Charakter und erfunden ist, um ihn in ein schlagenderes Licht zu setzen?" Ich erinnere mich nicht, ob ich diese Anekdote gelesen habe oder ob man sie mir erzählt hat; aber was ich weiß, ist, daß ich sie glaube, weil sie Voltaire ähnlich sieht". Vielleicht hatte Klopstock diese Anekdote aus Schlözers „Briefwechsel"[50], der die Pointe noch etwas feiner zuspitzt und Voltaire antworten läßt: „Es stünde nirgends; aber es sei eine so artige, dem Charakter der Kreuzfahrer so angemessene Anekdote, daß

es schade wäre, wenn man sie nicht für wahr halten wolle".

Diese Anekdote hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Schummel im „Kleinen Voltaire" vergißt nicht sie zu erwähnen. Denn wahrlich, hier war der Franzose überführt, und man konnte nun getrost die Regel gelten lassen: wer einmal lügt, dem glaubt man nicht usw.! Es war die allgemeine Überzeugung, daß Voltaire Romane dichte, wenn er Geschichte schreibe, und da er in seiner Geschichte mitunter recht unbequeme Tatsachen mitteilte, so war man desto lieber von ihrer Romanhaftigkeit überzeugt, je unbequemer diese Tatsachen dem christlichen Untertan erschienen. Bewiesen war es: Voltaire war ein „überführter Lügner" (Gillet, Voltaire der Reformator), „ein angenehmer Lügner", wenn man höflicher sein wollte (Nicolai[51]). Die zünftigen Historiker konnten mit Verachtung an diesem Mann vorübergehen: „Die Kritik gräbt diese Fakta aus Annalen und Denkmälern einzeln aus — die Voltaires machen sie selbst oder färben sie wenigstens" (Schlözer[52]). Der Ästhetiker Meier konnte munter ausrufen: „Wer glaubt einem Voltaire, wenn sie Geschichte schreiben!"[53] Gleim versicherte, daß Friedrichs Heldentaten nicht einen Geschichtschreiber nötig hätten wie Voltaire, der zu Lügen griffe, um seine Geschichte zu verschönern[54]. Klopstock erklärte noch 1800 unter Berufung auf das oben Zitierte: „Um die historische Wahrheit kümmert er sich nicht; er will nur gefallen, und wenn ihm ein Gedanke begegnet, von dem er glaubt, daß er überraschen könne, so wird er ihn hinsetzen, wiewohl es nur ein Produkt seiner Einbildungskraft ist"[55].

Diese Handlungsweise Voltaires war aber um so unerhörter, als er selbst vorgab, Philosophie der Geschichte d. h. „kritische Geschichte" und das als erster gegeben zu haben. Aber schon Gottsched spottete: „Der Herr v. Voltaire kömmt uns vor wie die alchymistischen Schriftsteller. Ein jeder von ihnen schilt auf die vielen Betrüger in

der Kunst oder wahren Philosophie, wie sie zu reden pflegen. Das sind lauter schlechte, ja gottlose Leute, die vor ihnen vom Steine der Weisen geschrieben haben! Nur jeder neue Alchymist oder Goldkocher ist der einzige ehrliche, verständige und weise Mann, der die Kunst recht kann und recht aufrichtig entdecken will"[56].

Was überall die Spatzen von den Dächern pfiffen, benutzte die Hamburgische Dramaturgie, um Voltaire vor aller Welt als Charlatan zu entlarven. Scheinbar nur ganz nebenbei, aber mit ausgesuchter Ranküne fielen die Stiche: „Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn v. Voltaire, daß er ein sehr profunder Historikus sein will. Er schwang sich also auch bei dem Essex auf dieses sein Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Taten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht wert sind, den er erregt"[57]. Er wollte Corneille in der Historie schulmeistern? „Wenn er doch lieber die Data in seiner allgemeinen Weltgeschichte dafür verifizieren wollte!"[58] Im übrigen: „Was geht mich die historische Unwissenheit des Herrn v. Voltaire an?"[59] So ungefähr der Ton. Das Materielle möge man im vierten Kapitel unseres ersten Buches nachlesen.

Vier Jahre später (1773) fand sich folgender Aufsatz in den Spalten des Teutschen Merkur: „Über eine Anekdote in Voltaires Universalhistorie usw."[60]:

„Wenige Schriftsteller haben sich jemals so viele Freiheiten mit der historischen Wahrheit herausgenommen als der Herr v. Voltaire. Dies ist schon lange eine weltkundige Sache. Ich besorge, ein großer Dichter ist immer ein gefährlicher Geschichtschreiber. Wenn er auch ehrlich genug ist, die Wahrheit sagen zu wollen (welches vielleicht nicht allzeit der Fall des Mannes, von dem wir reden, gewesen ist), so müßte er zu gleicher Zeit eine ganz außerordentliche Gewalt über sich selbst haben, wenn er immer Meister von seiner Einbildungskraft oder von der Wärme seines Herzens bleiben und von der Gewohnheit, die Gegen-

stände zu verschönern oder zu verhäßlichen, sie nach Belieben zusammenzusetzen und Schatten und Licht so zu verteilen, wie sie den besten Effekt machen, nie verführt werden sollte, die Sachen, auch wider seine ausdrückliche Absicht, anders vorzustellen, als sie wirklich in der Natur sind oder zu sein scheinen. — Ob diese Betrachtung hinlänglich sei, den Dichter, der so viel historische Gemälde ausgeführt hat, in deren jedem man den Pinsel eines Meisters erkennt, wiewohl man in allen die Treue des Geschichtschreibers vermißt, gegen die Vorwürfe derjenigen, welche die Sache der Wahrheit an ihm zu rächen unternommen haben, zu schützen, überlassen wir dem Urteil anderer. Aber dies wenigstens, dünkt uns, sollte man von einem Dichter, der den Geschichtschreiber macht, als eine höchst billige Einschränkung des Horazischen Quidlibet audendi fordern, und von dem Manne, der sich so oft als einen geschworenen Feind alles Wunderbaren und Unbegreiflichen gezeigt hat, mit doppeltem Rechte fordern können: daß er uns keine Begebenheiten als wirklich geschehen vortrage, welche augenscheinlich wider den ordentlichen Lauf der Welt streiten, und wovon man außer den Feenmärchen und Tausend und einer Nacht noch niemals ein Beispiel gesehen hat. — Daß der Philosoph von Ferney, oder (wie er sich selbst zu nennen liebt) der Alte vom Berge Crapac, von dieser Schwachheit (dies ist doch wohl der gelindeste Name, den man der Sache geben kann?) nicht immer frei geblieben sei, davon findet sich... ein Beispiel von der sonderbarsten Art. Die Sache, die es betrifft, ist an sich selbst von geringer Erheblichkeit. Aber die sorglose Dreistigkeit, womit er uns das unglaublichste aller Märchen, ein Märchen, das der Mutter Gans würdig ist, glauben machen will, ist an einen Schriftsteller wie Voltaire sehr erheblich und verdient immer, daß wir uns einige Minuten dabei aufhalten."

Wir übergehen den weiteren Inhalt. Der Verfasser weist von der betreffenden Anekdote nach, daß sie unmöglich

sich so zugetragen haben könne. Doch dies das Wenigste. Voltaire habe Plutarch seine Unzuverlässigkeit als Historiker mit energischen Worten angestrichen. „Ain tu? aus deinem Munde richte ich dich, du — Biedermann!“ Denn wahrlich Voltaires Schriften „wimmeln von Anekdoten....“

Der Verfasser war, wie man erraten haben wird, Wieland; Wieland, der einige Jahre zuvor ja einmal ein „Zünftiger“ gewesen war. Aber schon vor der Erfurter Zeit hatte er an dem Chore sich beteiligt, der das Kreuzige über den französischen Charlatan rief. Schon in früheren Jahren hatte er an Zimmermann geschrieben: „Il y a des gens qui jugent du XVI. siècle d'après quelques traits impertinents de ce fou de Voltaire que je méprise autant que je l'admire.“ Man kann beinah sagen, daß das zartfühlend war, wenn man vergleicht, wie Voltaire von Gottsched angepöbelt wurde (Vgl. später).

Aber gab es niemanden in Deutschland, der seine Stimme wider dies Lästergeschrei erhob? Doch. Wir lesen 1787 in der N. Bibl. d. sch. Wiss.:

„Das ganze aufgeklärte Europa hat nur eine Stimme über Voltaires große Verdienste, und niemand hat ihn der Unsterblichkeit unwert geachtet, als in Frankreich der verächtliche Haufe seiner persönlichen Feinde und in Deutschland eine Menge handfester Autoren und Professoren, die es nicht verdauen konnten, daß seine, wie sie sagen, leicht und seicht geschriebenen Schriftchen von einem Ende unseres Weltteils zum andern gelesen und bewundert wurden, indes niemand ihre vollwichtigen, gründlichen und gravitätischen Quartanten kennen, geschweige lesen wollte. Unsere Chronikenschreiber strichen in seinen historischen Schriften eine Menge falscher Jahreszahlen und unrichtiger Fakta an und glaubten nun steif und fest, größere Geschichtschreiber zu sein als er. Unsere Philosophen deckten ihm eine Menge Trugschlüsse und falscher oder halbwahrer Behauptungen auf und wollten oder

konnten nicht sehen, daß philosophische Werke, die nicht bloß für Katheder und Studierstube bestimmt sind, sich notwendig etwas von der ängstlichen und weitschweifenden Genauigkeit entfernen, daß die abstrakten Begriffe versinnlicht und dadurch freilich viel von ihren schulgerechten Ansehen verlieren müssen, wenn sie in der großen Welt Eingang finden und reellen und ausgebreiteten Nutzen stiften wollen"[61].

Und der junge Abbt hatte tapfer gerufen:

„Lassen sie alle Professoren auf allen Universitäten gegen ihn schreiben und ihn in jeder Stunde dreier Fehler überführen. Ich betrachte ihn immer als meinen Lehrer, nicht in der Geschichte, sondern in der Kunst dabei zu denken. Er hat mir die Logik der Geschichte beigebracht!"[62]

Herder aber berichtete sehr erstaunt 1801 in der Adrastea: aus neu veröffentlichten Quellen für die Regierung Ludwigs XIV., die auch Voltaire bereits benutzt habe, gehe hervor, „daß ihm, wenige Lieblingsphantasien ausgenommen, in Schilderung dieses Zeitalters die Wahrheit warm am Herzen gelegen habe"[63].

Also doch? fragte bitter ein Schatten vom Hades herauf.

Drittes Kapitel.

Voltaire in Sturm und Drang.

Das Bild, das Goethe in Dichtung und Wahrheit von der Literaturrevolution der siebziger Jahre gibt, ist aus weiter Ferne gezeichnet. Goethe befand sich von jenen stürmischen Tagen in einem Abstand, der den Abstand um zwanzig Jahre übertrifft, den wir von dem Sturm und Drang unserer Tage haben. Und wie historisch erscheinen uns bereits die Zeiten „vor Sonnenaufgang" und anderer Theaterschlachten.

Aber gerade darum ist es aufs Höchste charakteristisch, daß Goethe zur Schilderung der Literaturverhältnisse der siebziger Jahre (11. Buch) mit einer Schilderung der französischen Literatur beginnt und an die Spitze aller seiner Schilderungen ein groß gezeichnetes Portrait Voltaires gestellt hat. Der Gegensatz gegen die französische Literatur und gegen Voltaire insbesondere schien ihm, rückblickend betrachtet, der Hauptbeweggrund für den Sturm und Drang der siebziger Jahre gewesen zu sein.

Goethe erzählt, daß er im Gebrauch der französischen Sprache aufgewachsen sei, bis er in Straßburg sich davon habe überzeugen müssen, daß man als Deutscher es nie bis zu wirklicher Meisterschaft in dieser Sprache zu bringen vermöge. Der Ärger hierüber hätte ihn dem Deutschen wieder in die Arme geworfen und eine Abneigung gegen die französische Literatur bei ihm hervorgerufen. Freilich sei das nur persönlicher Anlaß gewesen, der innere Grund aber ein tieferer. Die französische Literatur nämlich „hatte an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergetzt werden.“ Bejahrt durch eine ununterbrochene Tradition seit dem 16. Jahrhundert, aber verblüht bereits, und vornehm durch einen übergroßen Einfluß der höfischen Gesellschaft. Der hohen Tragödien seien schon viele vom Theater verschwunden gewesen; Voltaire habe im Commentaire sur Corneille gezeigt, „wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sei“; aber Voltaire selbst habe nach allgemeinem Urteil seinen Vorgänger nicht einmal erreicht. „Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinahe ein Jahrhundert belebt und beherrscht hatte“. Die Altersymptome hätten vornehmlich in einer medisanten Kritik bestanden und in der Sucht, dem Publikum durch immer übertriebenere Mittel zu imponieren. Das aber habe eine

solche literarische Gärung hervorgebracht, „daß Voltaire selbst seiner vollen Tätigkeit, seines ganzen Übergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung emporzuhalten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntnis er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, grade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zuviel Übels erzeigen, und unter dem Scheine eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens unwahr und falsch handeln. War es denn wohl der Mühe wert, ein so tätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sei, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechterstreichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig gebärdeten; denn jedermann glaubte, ihn zu übersehen, obschon niemand es ihm gleichtun konnte."

„Uns Jünglingen, denen bei einer deutschen Natur und Wahrheitsliebe als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, ward die parteiische Unredlichkeit Voltaires und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Emp-

findung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Überlieferung einer Sündflut zu entkräften, alle versteinerten Muscheln leugnete, und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen...“

„So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzugänglich, sodaß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte. Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sei, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weiteren Ausführung.“

„Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare in dem Hefte von deutscher Art und Kunst; ferner Lenzen's Anmerkungen über's Theater.“

So weit der fünfundsechzigjährige Goethe. Er fügte selbst hinzu: „Das was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang, unzusammenhängend und unbelehrend in unseren Ohren“. Diesen Mißklang gilt es nun aufzufangen und ihn in seinen wesentlichen Bestandteilen einzeln zu begreifen.

1.

Mit Allem, was Voltaire tat und war, war er der Antipode von Sturm und Drang: als Klassizist, als Aufklärer, als Franzose.

Zunächst als Klassizist.

Seitdem man Shakespeare begriffen hatte, war das Gigantische Trumpf und das Gepflegte verächtlich; jenes der Ausdruck von génie, dieses nur bel esprit. Mit diesem Gegensatze riß man einen Abgrund auf zwischen Shakespeare und Voltaire, zwischen sich selbst und aller französischen Literatur. Wie grollender Donner klang es schon, ein Schwanken zwischen Ironie, Hohn und wirklicher Meinung, als Hamann 1762 fragte: „Wenn es auf den Geschmack der Andacht, die im philosophischen Geist und poetischer Wahrheit besteht, und auf die Staatsklugheit der Versifikation ankommt, kann man wohl einen glaubwürdigeren Zeugen als den unsterblichen Voltaire anführen, welcher beinahe die Religion für den Eckstein der epischen Dichtkunst erklärt und nichts mehr beklagt, als daß seine Religion das Wiederspiel der Mythologie sei“[64]. In den Schleswigischen Literaturbriefen aber züngelte der erste Blitz: „Ist der Dichter es nicht (nämlich génie) oder ist er es in gewissen Augenblicken nicht, desto schlimmer für ihn; er betrügt uns nicht länger — seine Henriade betrügt uns nicht länger! — Warum, mußte er sich doch Gewalt antun, um uns zu überführen, daß er nur ein bel esprit.“ Wie hatten frühere Zeiten gerne vom bon goût geredet! Voltaire hatte in l'homme aux 40 écus seinen Erzfeind Fréron auf die Galeere verdammt. Warum doch? fragte Gerstenberg ironisch. Dieweil er sich „wider den guten Geschmack (nämlich wider den Poeten Arouet) aufgelehnt hat!“[65] Dabei erzählte man sich längst, daß nicht einmal in Frankreich Voltaire vor der Kritik des Geschmacks bestehen könne (Dichtung und Wahrheit 11. Buch). Der gute Geschmack! Nicht länger wollte man sich davon mehr betrügen lassen. Langweilig war dieser ewige gute Geschmack; weiter nichts! In der Merope brauche man „Sperrhölzer“ gegen das Gähnen, schrieb der Dramaturg der Seylerschen Schauspielergesellschaft 1777[66]. „Mehr denn einmal wischte mir die hochbeinige,

einförmige Göttin Langeweile mit ihren Fittichen von Spinnwebe die Augen aus." Denn „bei den modernisierten Helden und Staatsaktionen des Altertums fühl ich gar nichts ... sie sind ein altes Weib in junger Tracht ... sie mögen meinetwegen alle zum Henker gehen".... „diese geschmacklose Brühe des großen Versificateur Monsieur de Voltaire" — ist das die Sprache der Leidenschaft? „Und dennoch gibt's Leute, die das Pariser Theater, das solchen Mist als feines Gold bewahrt, solchen Unsinn vergöttert, uns Teutschen als Muster anpreisen wollen!" Aber (rief ein anderer Dramaturg[67])" Voltaire selbst hat eingesehen, daß einer willkürlich zusammengesetzten Fabel, die nur in den Wünschen des Dichters (oft in seiner Gebärerin-Angst und Autorsucht), nicht in den Charakteren den Grund hat, das Reizende und Anziehende fehle, das uns auch nach befriedigter Neugierde beim zweiten Anblick unterhalten und nähren kann; er sucht also dieses wie eine geschickte Kokette durch äußeren Putz zu erhalten: die Diktion, die Symmetrie und Harmonie des Verses, der Reim selbst, für den er fast zum Märtyrer wird." (Lenz, Anmerkungen über das Theater).

Auch der größte der Dramaturgen hatte ja schon darauf hingewiesen, daß Voltaire die Schwäche des französischen Theaters wohl erkannt habe. „Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt, das andere hatten wir alles" — zitierte Lessing ironisch aus Voltaire (vgl. S. 96) und Gerstenberg wiederholte das sieben Monate später, spottend, daß Voltaire zwar um seine Fehler wisse, aber ihn durch lauter Äußerlichkeiten zu kurieren unternehme (vgl. S. 116).

Dieser wesentliche Fehler aber bestehe darin, daß Voltaires Figuren keine individuellen Menschen sondern bloße Träger rednerischer Ergüsse seien. Der das am klarsten, klarer noch als Lessing, aussprach, war Lenz in den Anmerkungen über das Theater. Er erklärte: „Die Einförmigkeit des französischen Theaters" und die Einförmigkeit seiner Charaktere rühre daher, „weil der

Dichter seine eigene Gemütsverfassung als den Grund unterlegt. Sein ganzes Schauspiel wird also nicht ein Gemälde der Natur sondern seiner eigenen Seele. Und da haben wir oft nicht die beste Aussicht zu hoffen.... In jeder Puppe sehen wir seinen Witz, seine Anspielungen, seine Leidenschaften und seinen Blick. So sind Voltairens Helden fast lauter tolerante Freigeister." Pradon und Racine haben eine Phädra geschrieben. „La conduite de ces deux ouvrages, sagt Voltaire, est à peu près la même. Il y a plus. Les personnages des deux pièces se trouvants dans les mêmes situations, disent près que les mêmes choses; mais c'est là qu'on distingue le grand homme et le mauvais poète, c'est lorsque Racine et Pradon pensent de même, qu'ils sont les plus différents. Merken Sie wohl, Racine et Pradon! Hier steht also nur Racine auf der Bühne und dort nur Pradon. Aber haben wir denn die beiden Herrn hervorgerufen? Sie hätten immer warten können, bis das Stück zu Ende war." „Im Trauerspiel sind die Handlungen um der Person willen da... Eine Tragödie ohne Personen ist ein Widerspruch: ein Unding, eine oratorische Figur, eine Schaumblasse über dem Maul Voltairens oder Corneilles, ohne Dasein und Realität — ein Wink macht sie platzen." (Man darf behaupten, daß diese wenigen Sätze Lenzens mehr heute noch geltende Wahrheit enthalten als das Meiste dessen, was der Hamburger Dramaturg zu diesem Thema beigebracht hat.) Es war die Wahrheit, die Claudius nicht übel in die Verse gefaßt hatte:

Vergleichung.

Voltaire und Shakespeare: der eine
ist, was der andere scheint.
Meister Arouet sagt: ich weine;
und Shakespeare weint[68].

Und ebenso fortgeschrittener wie Lessing war Lenz auch in der Behandlung des klassischen Formproblems:

„Man braucht nicht lange zu beweisen, daß die französischen Schauspiele den Regeln des Aristoteles entsprechen, sie haben sie bis zu einem Punkte hinausgetrieben, der jedem Mann von gesunder Empfindung Herzensangst verursacht.“ Aber das ist es nicht, daß die Franzosen den Aristoteles, wie Lessing nachwies, mißverstanden haben. Das Wesentliche ist, daß die moderne Tragödie überhaupt nichts mehr mit Aristoteles zu schaffen hat, weil sie Charaktertragödie aber nicht Schicksalstragödie wie die antike ist. Der berühmte Satz der Dramaturgie: „Besonders getraue ich mir von der Tragödie .... unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich ebensoweit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen...“[69] dieser Satz bezeichnete ja mit grotesker Deutlichkeit die Stelle, wo sie sterblich war. Wie sehr sich inzwischen bereits die Entwicklung von Lessing entfernt hatte, von Lessing so weit wie von Voltaire, bewies Bürger, als er in der Begeisterung für alles Volkstümliche 1775 an Boie schrieb: „Vor den klassischen Dichtarten fängt mir bald an zu ekeln“[70]. Der ganze Klassizismus ward von dem Strudel hinabgerissen. Herder, der noch im Reisejournal den Voltaireschen Tankred nachdenklich zu charakterisieren versucht hatte, schrieb schon 1770 an Merck: „Bei unserer Ankunft in Mannheim waren wir in einer elenden Komödienbude, wo elende deutsche Schauspieler eine elende Übersetzung des elenden französischen Trauerspiels Tankred sehr elend vorstellten. Das ganze Stück hat mir immer wie eine galante französische Brandmarke der gesunden Vernunft, der Liebe, der Geschichte und des Theatergeistes geschienen“[71]. Drei Jahre später erschien der Götz. Bürger, der das Stück eben gelesen hatte, schrieb an Boie: „Ich behalte das Stück; wills gerne bezahlen und wenn es auch noch soviel kostete, und wenn ich alle Werke Voltaires und Corneilles darum verkaufen sollte. Corneille armseliger Bel zu Babel! Wer mag wohl solch leinenem

Götzen Ehre erweisen?“[72] Aber als die noch klassizistisch gesinnte Presse spottete, sang Voß dem Autor zu:

> Freier Goethe, du darfst die gold'ne Fessel,
> aus des Griechen Gesang geschmiedet, höhnen!
> Shakespeare durft' es und Klopstock,
> Söhne, gleich ihm, der Natur!
>
> Mag doch Heinrichs Homer, im trägen Mohnkranz,
> mag doch der große Corneill', am Aristarchen-
> throne knieend, das Klatschen
> staunender Leutlein erfleh'n!
>
> Deutsch und eisern wie Götz, sprich Hohn den Schurken
> mit der Fessel im Arm! Des Sumpfes Schreier
> schmäht der Leu zu zerstampfen,
> wandelt durch Wälder und herrscht![73]

Heinrichs Homer war der auteur de la Henriade, der Götze des Publikums, das man verachtete, wie man ihn verachtete. Denn für diese Generation hatte Voltaire aufgehört, — ein Dichter zu sein! Lavater im 3. Band der physiognomischen Fragmente (1777) definierte den Dichter folgendermaßen:

„Der Dichter ist Prophet der Schöpfung und der Vorsehung Gottes, Mittler zwischen der Natur und den Söhnen und Töchtern der Natur... Die Sprache der Offenbarung ist Sprache der Dichtkunst — was Kunst? Sprache dichterischen, das ist voll empfangenden, voll gebenden Gefühls. Poesie geht der Philosophie vor wie der Herbst dem Winter. Wie also muß der Dichter, der Prophet Gottes und Offenbarer der Natur, ohne den die Natur niemand kennt, so wie sie vom Anfang der Welt her nie ohne Poesie und Prophetie erkannt ward — wie muß der Mann Gottes und der Menschen gebildet sein? Wie nicht gebildet? — Von vornherein ließ es sich schon bestimmen: daß er die feinste sensibelste Bildung haben muß; daß aber diese Bildung nicht nur markig, locker rührbar zum Empfange; daß sie auch elastisch, wiedertönend, zurückschnellend sein muß zum Geben..... Dichter, sage ich — laßt mich

die unangenehme Wahrheit wiederholen oder zween Männer nennen, die meinen Gedanken erklären, wenn er Erklärung bedarf: Einmal war Pope Dichter der englischen Nation; jetzt ist er's nicht mehr. Denn sein Dichtergenie war, wenn ich so sagen darf, nur Manier-Genie und es quoll aus Mund in Ohr, aus Imagination in Imagination, aus Verstand in Verstand — aber nicht aus ganzer bewegter Seele in ganze bewegte Seele. Jetzt ist Voltaire Dichter der französischen Nation; die Zeit wird bald kommen, da er's nicht mehr sein wird — wenn nämlich die Zeit bald kommt, da die Franzosen Menschen mit gradem Menschensinn sein werden. Nicht also Freunde, legt's der Physiognomik zur Last, wenn sie Linien und Charakter, wie sich von Pope und Voltaire abstrahieren ließen, nicht unter reine Dichterzüge aufnehmen will. Lacht nicht, wenn sie vor solchen Gesichtern nicht sogleich laut und entscheidend ruft: Dichter! Dichter!" Und diesem Urteile pflichtete Schubart im Namen „aller ächten Kenner"[74] aus vollem Herzen bei.

Aber noch gab es Verteidiger des Alten, die sich die Dichterschaft Voltaires nicht einfach wollten wegeskamotieren lassen. Haller rief mit Protest gegen dieses Vorgehen Lavaters: „Nicht aus ihren Physiognomien sondern aus ihren Werken erkennen wir diese beiden für wahre und große Dichter!"[76] Und Wieland schrieb an den Züricher persönlich: „Aber wegen Voltairen, der kein Dichter der Nation bei der Nachwelt sein soll, muß ich Ihnen doch nächstens in den Miszellaneen des Merkur eins auf die Finger geben. Ich wollte allemal lieber, daß Sie mir selbst eine recht derbe Ohrfeige applizierten (c'est à dire eine physische, fleischliche und knöcherne Ohrfeige), als daß ich in der Physiognomik zuweilen auf so ein effatum stoße. Voltaire mag nun tausend Mal Voltaire sein, seine launischen Gedichte, sein Zadig, Candide, sogar seine leichtfertige, oft schändliche Pucelle wird man lesen, so lange Menschen in großen Städten wohnen und ein Bedürfnis

haben, zum Zeitvertreibe zu lesen“[77]. Nicht uninteressant, was Haller und Wieland unterschiedlich heranzogen, um Voltaires Dichterschaft zu begründen! Haller hatte auf „Mahomet und viele andre seiner Schauspiele“ hingewiesen, Wieland auf die Pucelle und die contes philosophiques; der eine auf die Werke des klassizistischen, der andere auf die des gallischen Autors!

Aber die Opposition hatte nur wenig Erfolg. 1797 schrieb Schiller an Körner: „W. (Wieland) ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen als Voltairen und Popen. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonyma hielt“[78]. Deutlicher hatte Schubart im dritten Jahrgang der deutschen Chronik triumphierend ausgerufen: „Voltaire kann sich legen und schlafen, denn für uns ist er tot“[79]. Und da er nun also tot war, konnte F. L. Stolberg mit überlegener Grandezza schreiben; „Leute, welche Homer, Klopstock, Shakespeare, Milton, Dante nicht lieben, reden mit Bitterkeit gegen sie, denn sie sind wider ihren Willen vom Feuer der Begeisterung elektrisiert worden, und der Schlag betäubte sie. Gegen Voltaire, Corneille, Tasso redet kein Mensch bitter; wer wollte die Harmlosen anfeinden?“[80] Wolff habe die Paradiese der Philosophie verwüstet, schrieb Stolberg 1786 an Voß, aber die Dichtkunst könne durch niemanden verwüstet werden. „Wäre dem nicht so, so hätte Voltaire der Poesie mehr Schaden zugefügt als Wolff der Philosophie“[81]. —

Protest gegen diese Flegelmanieren der deutschen Kraft- und Original-Genies konnte nicht ausbleiben. Sturz, der in seinen „Denkwürdigkeiten“ Voltaires Weltklugheit — seine Yoriks-Maske — geschildert hatte, verwahrte sich mit Nachdruck gegen den Verdacht, als könne es ihm einfallen „wie unsere rohe deutsche Jugend, Voltairens Verdienste zu verkennen, dessen Livrei unser Jahrhundert trägt!“[82] Heinse spottete in einem Gedicht „Die Kinder“:

Ich sah ein Kind,
das gab einen Nasenstüber
dem Bilde Voltaires!

und nachdem noch etliche solcher Kinderstreiche geschildert worden sind, heißt es:

Bis jetzt sind solche Kinder
die meisten Journalisten!

Das Organ aber, das sich nachdrücklich gegen die deutsche Voltaireverachtung in Opposition warf, die N. Bibl. d. sch. Wiss., schrieb 1779:

„In eine gewisse Clique unserer heutigen Orakelgeister hat sich dieser Ton auch eingeschlichen: Voltaire und die Franzosen sind ihre Strohmänner, auf welche sie bei jeder schicklichen oder unschicklichen Gelegenheit das Schwert ihres zentnerschweren Witzes zücken: und doch will ich hundert gegen eins wetten, daß sie die meisten nicht anders als durch Hörensagen kennen. Wenn die Leute wider den Willen der Natur witzig sein wollen, warum sind sie es denn nicht über ihre eigenen Lächerlichkeiten? Warum bedenken sie nicht, daß keiner unter ihnen Voltairens Fehler begehen kann? Er begehe sie; und er wird unserer Nation Ehre machen. Mit all dem Volksplunder, Pöbelliedern und herzrührenden Verslein für die „Ungelahrten", soviel Mark und Kraft und deutscher Geist und altfränkischer Ausdruck auch darin lebt und webt, werden sie unserer Nation nie so das Imperium über die Literatur von ganz Europa verschaffen wie der einzige Voltaire der seinigen. Es ist ja nicht genug, daß wir auf unseren Stuben und Zimmern große Leute sind, weil wir uns selbst beklatschen oder von einem Trupp beklatschen lassen, der nun gerade zu nichts Besserem taugt. Ebensowenig ist es hinreichend, daß eine Nation, in eigene Mittelmäßigkeit verliebt, sich selbst bewundert und einer anderen ihre bekanntlich großen Verdienste absprechen will. Das ist weder billig noch klug. Die einzige Rache, die wir an den Franzosen und Voltairen nehmen können, ist keine andere,

als daß wir sie durchaus übertreffen! Sobald die Herren, die jetzt so verächtlich auf sie herabsehen, dies wirklich getan haben, dann wollen wir triumphieren: vor der Hand dünkt mir's am klügsten, wenn wir uns nicht durch falsche Anmaßung und durch einen gewissen gelehrten Bauernstolz lächerlich machen"[83].

2.

Die Überwindung der Aufklärung geschah in zwei Richtungen: durch Einsicht und durch den Verlust ihrer Werbekraft in einer jüngeren Generation; durch zwei Generationsschichten, wenn man so will, von denen die frühere sich aus den Banden der Aufklärung erst befreite, die spätere sich nicht einmal mehr zu befreien nötig hatte, weil sie bereits in einer veränderten Geistesströmung aufgewachsen war. Als Prototyp der älteren Schicht kann Herder, als der der jüngeren kann Goethe gelten.

Der Messias Herder hatte einen Propheten Hamann, der ihm voraufgegangen war, ein Mann, von dem man beinahe sagen kann, daß er beständig einen heimlichen Krieg gegen Voltaire geführt hat, einen Guerilla-Krieg — denn ihm mangelten die disziplinierten Truppen wie die den Anforderungen eines großen wissenschaftlichen Krieges entsprechenden Waffen. Seine Grundüberzeugung, daß die Geisteskräfte des Menschen eins und unteilbar seien, prädestinierte ihn zu diesem Kampfe, weil zu keiner Zeit die oberen und die unteren, die helleren und die dunkleren, die verstandes- und die gefühlsmäßigen Regionen des Menschen mehr auseinandergerissen waren als durch den radikalen Rationalismus der französischen Aufklärung. Voltaire war der wandelnde Verstand — ohne einen Funken Gefühl, wie Goethe sagte — der vollendete Sieg der ratio über das Leben, des Allgemeinen über das Besondere. Jetzt in den siebziger Jahren geschah die Umwertung aller Werte: die Revolution der unteren über die obere Region,

des Individuellen über die Regel, des Lebens über die Philosophie. Und hiervon das erste Symptom war Hamann, der erste Aufstandversuch gegen die Fessel des bloß diskursiven Denkens, und eben darum ein Protest nicht mit den Mitteln der klaren Vernunft, sondern ein solcher mit den Mitteln einer dunklen Überzeugung. Es war ein Albdruck, dem er mit traumhaft dunklen, nach Atem ringenden Worten Ausdruck gab, ein Albdruck, der sich in Paradoxen und in wütenden Kraftwörtern entlud, im Mißtrauen gegen alles, was aus der Helle stammte. Im Mißtrauen, das sich bis gegen die Gesetze der Mechanik erstreckte, bloß weil sie verdächtig wurden „durch den handfesten Glauben eines Voltaire und Hume an die evangelische Gewißheit dieser Theorie"[84]. Ringend zwischen dem dunklen Gefühl von der Verblendung dieses Jahrhunderts und der Unfähigkeit, es durch wirkliche Einsicht an den entscheidenden Punkten zu überwinden, entlud sich der ohnmächtige Groll dieses Einsiedlers in den geschraubtesten Flüchen. Zusehends hatten die Antiklerikalen an Terrain gewonnen. Aber, rief der Bewegung Hamann entgegen, „kann wohl selbst ein Arouet-Falstaff, der unverschämteste Spermolog und Virtuose, Hiero- und Sykophant seines Jahrhunderts in Abrede stellen, daß die christliche Epoche alle seine Äonen an den außerordentlichsten Wirkungen vom Umfange und Dauer unendlich übertreffe?"[85] Und er schalt auf das „Hofgesindel ungläubiger und verächtlicher Theisten (soll wohl ‚Deisten' heißen) von eingeschränkten Einsichten, verdorbenen Neigungen, hyperbolischen Einbildungskräften und der lächerlichsten Selbstgenügsamkeit und Eitelkeit, wie unsere Juden und Voltairen bis auf den heutigen Tag sind..."[86]

Wozu Hamann nur mit Gefühl und mit der Richtung auf eine neue Grundüberzeugung, dazu gelangte Herder auf dem Wege der Einsicht: zur Überwindung der Aufklärung, aus der sie beide hervorgegangen waren. Wenn

auch zunächst nur tappend und von stürmischen Gedankenmassen hin und hergeworfen, lichtete er doch den großen Gegensatz, in dem die neue Generation sich zu dem Heros der Aufklärung befand, schon zu bestimmten Ausblicken. Er fand Gesichtspunkte, innerhalb deren es nicht nur möglich war, gegen die Angriffe der Aufklärung zu protestieren, sondern ihre Gedankenwelt auch innerlich zu überwinden.

Den Franzosen war ein Organ abhanden gekommen: das metaphysische. „Der Franzose weiß nichts vom Reellen der Metaphysik und kann nicht begreifen, daß es was Reelles in ihr gebe (siehe Clement.. siehe ebenso die Spöttereien Voltaires etc.).“ Wenn aber das Organ und noch dazu ein so wichtiges fehlt, dann ist der menschliche Geist so gut wie halbseitig gelähmt. Es entsteht die Hypertrophie der anderen Seite, und das ursprüngliche Übel führt zu noch Schlimmerem: „So arbeiten wir mit unserm Deism, mit unserer Philosophie über die Religion, mit unserer zu feinen Kultivierung der Vernunft selbst ins Verderben hinein. Aber das ist in der ganzen Natur der Sache unvermeidlich. Dieselbe Materie, die uns Stärke gibt und unsere Knorpel zu Knochen macht, macht auch endlich die Knorpel zu Knochen, die immer Knorpel bleiben sollen: und dieselbe Verfeinerung, die unsern Pöbel gesittet macht, macht ihn auch endlich alt, schwach und nichts tauglich. Wer kann wider die Natur der Dinge? Der Weise geht auf seinem Wege fort, die menschliche Vernunft aufzuklären und zuckt nur dann die Achseln, wenn andere Narren von dieser Aufklärung als einem letzten Zwecke, als einer Ewigkeit reden.“(Reisetagebuch[87].)

Deshalb aber gereicht ein Mann wie Voltaire trotz seiner ungeheuren Verdienste dennoch „zum Schaden der Welt“. Denn freilich ist sein Erfolg ein außerordentlicher: „Wann ist die Erde so allgemein erleuchtet gewesen als nun? und fährt fort immer mehr erleuchtet zu werden?

Wenn früher die Weisheit immer nur eng national war und also auch tiefer grub und fester anzog — wie weit gehen jetzt ihre Strahlen! Wo wird nicht, was Voltaire schreibt, gelesen! Die ganze Erde leuchtet beinahe schon von Voltaires Klarheit!"[88] Aber eben diese übergroße ‚Klarheit' ist das Zeichen vom Ende. Die Aufklärung in ihrer greisenhaften Bevorzugung der kalten Vernunft ist eine Verfalls- und eine Alters-Erscheinung im Völkerleben. Die große Epoche Frankreichs ist vorbei, „das Jahrhundert Ludwig's vorbei, auch die Montesquieu, d'Alembert, Voltaire und Rousseau sind vorbei: man wohnt auf den Ruinen!"[89] Ein alexandrinisches Zeitalter ist für Frankreich heraufgezogen: „Wenn die Voltaire und Montesquieu tot sein werden, so wird man den Geist der Voltaire, Bossuet... solange machen, bis nichts mehr da ist. Jetzt macht man schon die Enzyklopädie... und eben dies Buch, was den Franzosen ihr Triumph ist, ist für mich das erste Zeichen zu ihrem Verfall"[90]. Aber freilich die daraus aufsteigenden giftigen Dünste sind auf das Höchste gefährlich. Denn das ist offenbar: „Der philosophische Geist, den die Voltaire.. und Konsorten eingeführt haben, ist doch trotz seiner hageren Gestalt, seiner wankenden Schritte und klappernden Zähne das Modegespenst des Jahrhunderts, das nicht bloß im Finstern daherschleicht, sondern selbst wie eine Pest am Mittag verderbt!"[91]

Vorurteile hat diese Aufklärung beseitigen wollen? Aber nichts hat größere Vorurteile erzeugt als die einseitige Überschätzung der Vernunft in der Aufklärung Voltaires. Die „belle passion de la vérité, qui instigua Voltaire d'introduire en France" (wie Hamann noch 1762 sagte[92]) ist nun zu einer „Cabinetspuppe voll hyperpsychischen Witzes und Aberwitzes"[93] geworden. Denn welch ein Wahnsinn, das ganze große Phänomen der Religion als ein Produkt des Betrugs und die Psychologie des Priesters als bloße Psychologie eines Betrügers aufzufassen! Von Propheten darf man im Zeitalter Voltaires wohl gar

nicht mehr reden? fragte Herder in der Ältesten Urkunde spottend[94], um an anderer Stelle diese ganze Voltairesche Theorie als „docta insania“[95] mit überlegenem Gefühl zur Seite zu schieben. Denn schon die Frankf. gel. Anz. hatten 1772 gefragt, was es für eine verfehlte Methode sei, immer nur im Tone Voltaires auf die Macht der Priester zu schmälen, ohne zugleich es plausibel zu machen, „wie sie denn zu der Macht gegen die gesunde Vernunft eines ganzen Jahrhunderts habe anstreben können?!“[96] Religion ist Tatsache. Ihre freche Negierung durch Voltaire und die Materialisten führt zu nichts als zur halbseitigen Lähmung des Menschengeschlechts. Führt ferner zu so unhistorischen Urteilen, wie sie sich aussprechen in der törichten Herabsetzung des Mittelalters, und zu einer ebenso törichten Überschätzung des eigenen hocherleuchteten Zeitalters. Denn „davon sind alle Bücher unserer Voltaire etc... voll; und es wird ein so schön Gemälde, wie sie die Aufklärung und Verbesserung der Welt aus den trüben Zeiten zum Deismus und Despotismus der Seelen d. i. zu Philosophie und Ruhe herleiten, daß dabei jedem Liebhaber seiner Zeit das Herz lacht. Alles das ist wahr und nicht wahr!“[97] (Auch eine Philosophie, 1774.) Man weiß, daß dieser Aufklärungsstolz seine prachtvolle Persiflage in der Figur Wagners gefunden hat:

Verzeiht! es ist ein groß' Ergetzen,
sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht!

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
was ihr den Geist der Zeiten heißt,
das ist im Grund der Herren eigner Geist,
in dem die Zeiten sich bespiegeln.

(Das furchtbarste Problem aller Geschichtschreibung!)

Die Herderschen Ideen — ein Meer von Ideen! — haben hier natürlich nur angedeutet werden können und nur im allerengsten Zusammenhang mit seinen Äußerungen speziell über Voltaire. Aber sie waren es, die die neue Epoche beherrschten. Sie waren der Grund, auf den man sich stützen konnte, wenn man sich kühnlich nunmehr erlaubte, die Voltairesche Aufklärung auszupfeifen. Man hatte in diesem Geisteskampfe die ruhige Überzeugung gewonnen, daß der Religion neben der Vernunft das gleiche Recht gebühre, und daß es unmöglich sei, der ersteren durch die letztere den Boden zu entziehen. Klinger schloß diese Rechnung in den „Betrachtungen" mit den Worten: „Die Franzosen haben uns so sehr an solche Erscheinungen gewöhnt (nämlich Religionsverspottung), daß man jetzt das kühnste und witzigste solcher Bücher mit Gleichgültigkeit ansieht und kaum nach dem Namen des Verfassers fragt. Wir lachen nicht mehr über den beißendsten Spott. Die Sache ist abgetan; das heißt, wir wissen, daß der schärfste Witz des Ungläubigen und der tollste Wahnsinn des Kühnsten gegen die auf Moralität gegründete Religion nichts vermag"[98].

Wenn Herder, dem Boden der Aufklärung erwachsen, auf diese Weise gezwungen wurde, mit der Voltaireschen Aufklärung sich auseinanderzusetzen, so war solcher Auseinandersetzung die jüngere Schicht dieser Generation überhoben. Denn sie trug in sich, was die naive Überwindung der Aufklärung genannt werden kann: den sicheren Instinkt der fühlenden Jugend. Ihr waren die Bücher des greisen Franzosen nicht mehr gefährlich, weil sie sich gar nicht mehr in der Versuchung fühlte, von dieser verbotenen Frucht zu essen:
„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen

mit dem Pfaffentum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis soeben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle. Wir lachten ihn aus; denn wir glaubten, bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. Alte Kirchen haben dunkle Gläser! — Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen! Dies waren unsere Lust- und Leibworte; und so schien uns dieses Buch als die rechte Quintessenz der Greisenheit unschmackhaft, ja abgeschmackt.“ So schildert Goethe in Dichtung und Wahrheit die geistige Signatur seines engeren Kreises.

Diese Immunität gegen die Lehren der Aufklärung hatte ihren tieferen Grund in dem Anteil, den der Pietismus hatte wie schon zu Klopstocks Zeiten so auch wiederum bei der Geburt dieser Jünger von Sturm und Drang. Man kennt insbesondere Goethes Beziehungen zu dem pietistischen Kreise, aber man weiß auch, daß fast diese ganze Generation mehr oder weniger stark religiös orientiert war: Claudius, Lenz, Stolberg und überhaupt die ganze Gesellschaft vom Göttinger Hain. Ausdrücklich bezeugt Goethe das gefühlsmäßige Verhältnis, das ihn von Kindheit an mit der Bibel verbunden habe. Und er begründet weiter sehr richtig: „Eben von dieser gemütlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht

nur, sondern ich konnte darüber in Wut geraten, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltaire, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Sauls gar wohl erdrosselt hätte."

Aber nicht einmal was allerorten als Voltaires höchstes Verdienst in Anspruch genommen wurde, sein Eintreten für Toleranz, fand Gnade in den pietistischen Kreisen. Nicht daß man dem Fanatismus gehuldigt hätte; aber man wollte Toleranz nur gelten lassen, wenn sie aus vollem religiösen Herzen, nicht aber aus leerem Freigeisterherzen heraus entsprungen war. In diesem Sinne schrieb Goethe jenen „Brief des Pastors zu * * * an den neuen Pastor zu * * *", wo es heißt: „Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viele von den Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von der Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurteilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Frieden man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt, sie eines Besseren zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester als einen Lacher mit Gründen. Es geschah dem portugiesischen Juden (vgl. S. 265 ff.) recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte dieser ihn sehr tolerant ab und sagte: bleibt denn Jude, weil ihr es einmal seid! — Bleibt denn Philosophen, weil ihr's einmal seid, und Gott habe Mitleid mit euch! so pflege ich zu sagen, wenn ich mit so einem zu tun habe."

Gleichgestimmte Kreise waren begeistert von diesem Werkchen. Claudius äußerte, es werde hier über Toleranz

in einem höheren Sinne des Worts gehandelt als es die Modephilosophen nehmen. Offenbar an diese, von dem Siècle de Voltaire (wie Hamann sagte[99]) so hoch gepriesenen Errungenschaften dachte wohl Claudius, wenn er spöttisch von dem „bischen Galanterieware" redete, die von Voltaire und Hume zu Markt gebracht werde, und nach denen man nicht nötig habe, sich umzusehen[100]. In bissigen Versen verspottete der redliche Asmus diese moderne Zeit:

Zu 'n Zeiten Homers
Gab man der Minerva die Eule,
Und nicht aus Langeweile;
Zu 'n Zeiten Voltaires,
Des Weisen und Castraten,
Verdient sie Minerva nicht mehr,
Und da würd' ich denn freilich sehr
Zum Vogel Kuckuck raten[101].

(Wobei man sich vermutlich erinnern sollte, daß der Vogel Kuckuck im Volksmunde den Ruf eines „Spötters" genießt.) Was von der ganzen Aufklärerei zu halten sei, lehrte er mit volkstümlicher Derbheit in dem Dialoge Hinz und Kunz:

Hinz.

Voltaire hat wenig seinesgleichen,
Er ist klug, Kunz, und weiß uns seinen Brei
Gar sanft und schön in's Maul zu streichen.
Was mag's doch sein um die Freigeisterei?

Kunz.

Sie ist ein Rohr, so wahr ich ehrlich bin!
Wer sich drauf lehnt behende
Dem fährt es durch die Rippen hin,
Und nimmt ein klatrig Ende[102].

Goethe aber parodierte prachtvoll diese so weise gewordene Aufklärung in den Versen:

Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch
Und sei im Grunde nicht mehr daran
Als an den Kindern Heyemann;
Darob wir denn nun jubilieren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schöpsenhaufen,
Die noch zu unserm Herrgott laufen[103].

Das was so charakteristisch für diese jüngere Schicht der neuen Generation war, daß sie überhaupt nicht mehr begriff, wie man je auf Voltairesche Aufklärung habe hereinfallen können, zeigte sich auch in den Stolbergschen Schriften:

„Neue Behauptungen, an die anfangs keiner glaubt, können durch Unverschämtheit der Volksführer ebensolche Wirkungen hervorbringen wie wirklich gehegte Meinungen. Wenn jene keck behaupten: die Sache sei ausgemacht; ohne Leugnung der gesunden Vernunft könne man sie nicht bezweifeln; alle vernünftigen Menschen wissen, daß es so sei — so will aus falscher Scham oft jeder auch überzeugt scheinen, bis aus allgemeiner Heuchelei, wie Feuer aus geriebenem Holze, sich ein enthusiastischer Wahn entzündet. Dieser Kunstgriff ward von griechischen, römischen und in späterer Zeit von italienischen Dämagogen mit großem Erfolge geübt. So auch in seinen Schriften von Voltaire; und wir finden ihn sehr dreist angewandt von den anonymen Verfassern vieler unserer Zeitungen“[104].

Daß diesem großen Lebenswerke eines der größten Schriftsteller ein sachlich bedeutsamer Kern zu Grunde liegen müsse — nichts mehr davon! Alles bare Demagogie, Volksverführung, Charlatanerie. Es paßte genau das Wort, was die Frankf. gel. Anz. gegen Voltaire geschleudert hatten: daß es sich selber richte, wenn man die Macht einer geistigen Realität immerfort nur beschimpfe, ohne zugleich plausibel zu machen, wie sie denn zu der Macht gegen die gesunde Vernunft eines ganzen Jahrhunderts habe anwachsen können!

3.

Am 3. Oktober 1772 pokulierten teutsche Jünglinge der ersten Semester auf einer der Göttinger Buden, zu Ehren eines von ihnen, der Abschied nehmen mußte. Eine stürmische Dichtergesellschaft, die nicht nur zu zechen wußte wie Flaccus und Anakreon, sondern auch sich Treue gelobt und zu heiligem Bunde sich vereinigt hatte. Ein Bund auf den Namen „Klopstock", ein Bund von Barden, der seinen Mitgliedern feierlich altgermanische Namen gegeben hatte. So zechte man. „Werdomar oben im Lehnstuhl, zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt die Bardenschüler; Gesundheiten wurden getrunken. Erstlich Klopstocks! Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramlers! Nicht voll so feierlich; Lessings, Gleims, Geßners, Gerstenbergs, Uzens, Weißens usw..... Jemand nannte Wieland, mich deucht, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!"[105]

In dieser Dichtergruppe gipfelte die dritte Phase von „Voltaire in Sturm und Drang", die vornehmlich gegen den gallischen Autor gerichtet war. Sie befand sich dabei auf bestem historischen Boden. Von Göttingen waren die ersten wissenschaftlichen Angriffe gegen Voltaire ausgegangen — (Kahle gegen den Neutonismus, Haller gegen den Historiographen) — in Göttingen hatten die Gel. Anzeigen einen ununterbrochenen Kampf gegen den wissenschaftlichen Charlatan geführt: in Göttinger Studenten endlich kam auch die Teutomanie zum Überkochen.

Die völkisch deutsche Bewegung war mit Klopstock zum ersten Male ans Licht getreten. Im selben Sinne ließen sich die Göttinger Dichterjünglinge von ihr ergreifen; im selben Sinne und in denselben Formen. Wie die Süddeutschen mit instinktiver Sicherheit auf Hans

Sachs zurückgriffen, so die Norddeutschen mit ungleich schlechterem Instinkte auf Hermann den Cherusker und Klopstocks Barden-Poesie; denn die einen fühlten deutsch, die Andern aber national (schlimmer gesprochen: chauvinistisch). Goethe war Deutscher von Geist und Gaben; die Göttinger brüllten nur, daß sie es seien; und eigentlich war ihre Bewegung nicht viel anderes als dies Gebrüll. Die Phrasen der deutschen Kriegervereine waren dichterisch von ihnen antizipiert worden. Gott, Freiheit und Vaterland!

Was hatte Voltaire diesen Leuten getan? Darauf gibt Voß uns in einem seiner Gedichte Auskunft:

Prahlt nur, Sänger Lutetiens!
. . . . . .
Warum solltet ihr's nicht? Habt ihr die Hoffnungen
Eurer Könige, welche zur
Kurzweil scharenweis' euch fütterten, nicht erfüllt?
Scholl nicht tausend Mal euer Lied
Aus den Schlünden des Ruhms? Haucht' es nicht tausend Mal
Wilde Gluten dem Jünglinge,
Und der heiligen Brust blühender Mädchen ein?
Billig werft ihr den Seitenblick
Spöttisch über den Rhein, in das barbarische
Land, wo Roßbach und Höchstädt noch
Vom unmenschlichen Mord feinerer Franzen raucht!
Billig schimpft ihr das rauhe Lied,
(Ach! kein Mädchen und kein witziger Höfling liebt's!)
Das, in holpernden Tönen, Gott,
Dieses Märchen! und ha! Freiheit und Vaterland
Und altvätrische Tugend singt![106]

Oder fassen wir es kürzer: Rache für seine Verachtung des deutschen Volkes, Rache für seine Verachtung des Christentums, Rache für seine Verachtung der Tugend und Verachtung umgekehrt für seine feile Fürstenschmeichelei! Denn darüber kann kein Zweifel walten, daß dieses ganze Gedicht Vossens vornehmlich gegen den Hauptrepräsentanten der französischen Literatur, gegen Voltaire gerichtet war. Gegen ihn freilich nur als einen Sündenbock

für alle. Denn wie Bürger wütete: „Sch — Kerl! Sch — Kerls alle Franzosen!“[107]

Es ist nicht nötig, vom literarhistorischen Standpunkt aus in die primitive Psychologie dieser Franzosenfresserei sich weiter zu vertiefen. Die Gegensätze, die hier zu Tage traten, waren elementar: sowohl der nationale, wie der religiöse, wie der Gegensatz, der diese Teutomanen veranlaßte, Wieland im selben Atemzuge mit Voltaire zu verdammen. Denn die krampfhafte Keuschheit, mit der sie sich spreizten, stand im Gegensatze sowohl zur Pucelle wie zum Idris, und letzterer erlitt gar ein förmliches Autodafé. Er und das Bildnis seines Autors wurden feierlichst verbrannt. Voltaire entging diesem furchtbaren Schicksal, wie er überhaupt vergnügt sein konnte, daß Wieland ihm vor diesen rabiaten Jünglingen Pufferdienste leistete. Voß, der in dem Gedichte „Auf Michaelis' Tod“ zuerst geschrieben hatte:

Doch unwert dieses Jünglinges warst du, Land,
Das seines Volkes Ehre erkennt, voll Durst
Nach Arouets Geklingel lechzet,
Daniens Königen Klopstocks Lied gönnt.

änderte diese Stelle zwei Jahre später dahin ab:

Jehovahs Wagschal' klang; und nicht würdig war
Des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
Das Wielands Buhlgesängen horchet,
Daniens Königen Klopstocks Lied schenkt![108]

Aber auf Voltaire und seine Pucelle ging es wohl doch, wenn Miller seine Freunde in Göttingen ansang:

Verachtend blickt auf jeden ihr herab,
Der Fürsten seine feile Harfe stimmt,
Und ihren Lastern Tugendschimmer leiht;
Verachtender auf den, der, feiger noch,
Der Freiheit Wehr, dich, Herzensreinigkeit,
Und, Unschuld, dich mit Lachen untergräbt,
Und Buhlerlüst' in reine Seelen singt. —

O Jüngling Deutschlands, fleuch' das freche Lied,
Und wär' in Honig jeder Ton getaucht!
Fleuch', Mädchen, ist dir deine Seele lieb,
Den tückischen, den ehrvergessenen Mann! [109]

Daß man im übrigen Deutschland über diese plötzliche Franzosenfresserei sich herzlich lustig machte, braucht nicht gesagt zu werden. Die Herabwürdigung Voltaires war gar zu kindisch, als daß sie irgendwie hätte ernst genommen werden können. Man tröstete sich, daß es grüne Jungen waren, die so bramabarsierten. Hier und da fühlte sich jemand zu einer launigen Erwiderung aufgelegt. So las man 1778 in den Frankf. gel. Anz.:

Schimpf um Schimpf

„Mann ohne Kopf
Und elender Tropf
Ist Voltaire gewesen!"
Könnt's im Musenalmanach lesen (S. 145)
He! sagt mir 'n mal an,
Was hat er getan,
Der Ohnekopfmann!
Daß man ihm so gar nicht vergeben kann?
„Er schrieb, als Jüngling, ein reizend Gedicht,
Von dem alle Welt auf's rühmlichste spricht:
Zum Unstern nennt er's Epopoe; o Jemine! Jemine!
Hinc illae lacrymae!
's ist keine Epopoe;"
Aber doch immer ein reizend Gedicht,
Von dem alle Welt aufs rühmlichste spricht?
„Ja! — nur der Teuteman nicht,
Denn er liest kein französisches Gedicht" [110].

Viertes Kapitel.

Herder.

1.

In der geistigen Bewegung, die wir mit Sturm und Drang zu bezeichnen pflegen, war Herder die Hauptperson. Die geistige Gärung, die zu der Voltairekrisis

führte, hatte keinen repräsentativeren Kopf wie ihn. Und wenn wir bisher mit der Schilderung ihrer Symptome die Bewegung gewissermaßen von außen betrachtet haben, so soll uns ein tieferes Eindringen in die Geisteswelt Herders nunmehr den Blick dafür eröffnen, was, psychologisch genommen, diese ganze Krisis zu bedeuten hatte: den Einzug eines neuen Typus der Welterfassung in das Reich der Geisteswissenschaften. Deshalb nämlich tiefsten Grundes war Voltaire Popanz geworden: nicht weil er dies oder jenes behauptet hatte, was den Deutschen nicht in die Köpfe wollte, sondern weil er die Gewalt einer Denkrichtung verkörperte, die zu überwinden die Bewegung von Sturm und Drang den Anfang machte. In der Art seines Denkens lag sein Verbrechen, nicht in den Resultaten, denen es diente. Und den Unterschied der geistigen Struktur Voltaires und Herders erhellen, bedeutet darum, die letzte Erklärung abgeben für den ungeheuren Widerstand, den der deutsche Geist im letzten Drittel des Jahrhunderts der geistigen Persönlichkeit Voltaires entgegengesetzt hat; entgegengesetzt, obgleich der deutsche Geist durchaus der Ideale sich bemächtigt hatte, für die Voltaire sein Leben lang sich eingesetzt. —

Verständigen wir uns! Im Laufe des germanischen Zeitalters der europäischen Geschichte (die richtige Bezeichnung für „die" Geschichte seit Ausgang des „Altertums") sind im wesentlichen drei Denktypen zur Ausbildung gekommen, die nacheinander dem Verlauf dieser Geistesgeschichte ihren besonderen Charakter gegeben haben: der religiöse, der philosophische und der empirische Typus. Den ersten charakterisiert das „Glauben", den zweiten die Spekulation, den dritten die induktive Forschung. Damit ist zugleich gesagt: daß keiner dieser drei Typen von einem der andern jemals ganz verdrängt worden ist. Aber wenn auch alle drei Typen bis heute sich nebeneinander behaupten, so ist doch der geschichtliche Fortgang ganz unverkennbar dadurch bestimmt worden, daß

der jüngere Denktypus dem älteren die geistige Führung abgenommen hat: die Philosophie dem Glauben, die empirische Forschung der Philosophie. Und das, obgleich es klar ist, daß das Ganze einer Weltanschauung nur aus dem Zusammenwirken aller drei Denktypen entstehen kann: an unsere letzten Voraussetzungen müssen wir ebenso glauben, wie es Induktion nicht ohne Deduktion und diese nicht ohne jene geben kann. Es kann sich also bei den historischen Phasen nur um eine Vorherrschaft des einzelnen Typus handeln, eine Vorherrschaft, die entweder im Ganzen zurückgedrängt wird durch die stärkere Geltendmachung des andern Denktypus, oder aber aus einzelnen Denkgebieten vertrieben wird. Und der Fortgang der europäischen Geistesgeschichte hat in der Tat darin bestanden, daß erst die Religion, dann die Philosophie und endlich die empirischen Wissenschaften das bestimmende Moment für die Bildung der Weltanschauung gewesen sind, und daß im Zusammenhang damit die einzelnen Denkgebiete von dem Glauben erst an die Spekulation und von der Spekulation weiter an die empirische Forschung abgetreten worden sind. In diesem Weitergeben an den jüngeren Denktypus haben die großen Bewegungen der Geistesgeschichte bestanden, und die kritischen Epochen dieser Geschichte waren die Epochen solcher Übergänge.

Es fragt sich, wie man sich solches Übergehen vorzustellen hat. Die ausgezeichnete Arbeit Vierkandts über die Stetigkeit des Kulturwandels hat mit solchem Nachdrucke die Kontinuität der geschichtlichen Entwicklung wieder ins Gedächtnis gerufen, daß man dringend dazu aufgefordert wird, dieser Stetigkeit auch im Übergange von einem zum andern Denktypus sich zu vergewissern. Und wenn wir den scharfen Gegensatz erörtern wollen, der zwischen dem Denktypus Voltaires und demjenigen Herders klafft, so verpflichtet uns dies zu der korrespondierenden Aufgabe, auch die Kontinuität aufzuzeigen,

die trotzdem zwischen den beiden bestand. Das freilich scheint nur dann möglich, wenn Gegensätzlichkeit und Kontinuität sich auf verschiedene Tatsachen beziehen; und zwar auf die verschiedenen Tatsachen, die wir bereits angedeutet haben, als wir sagten, daß zwischen Herder und Voltaire eine Gegnerschaft bestand, obgleich ein wesentlicher Unterschied in Bezug auf die letzten Ideale zwischen ihnen eigentlich nicht sichtbar war. Mit andern Worten, wir werden hingewiesen auf die Unterscheidung zwischen der Art des Denkens und seinen Resultaten, zwischen der lebendigen Bewegung und ihren erstarrten Produkten. Denn wenn zwei dasselbe sagen, so ist es allerdings durchaus nicht immer das Gleiche.

Und wenn wir uns nun in der Geschichte umsehen, in welcher Weise die Stetigkeit des Kulturwandels auch in den Übergängen von einem zum andern Denktypus sich bewahrheitet, so finden wir ganz allgemein diese Erscheinung, nicht nur daß der neue Typus volkommen im Schoße des alten aufzuwachsen pflegt, sondern auch daß die neue Denkbewegung zunächst niemals zu neuen Resultaten kommt und nicht einmal zu kommen sucht. Überall läßt sich verfolgen, daß der neue Denktypus noch auf lange Zeit hinaus mit den Resultaten des alten Typus gesättigt bleibt, daß die Denktradition eine Macht repräsentiert, von der die neue Bewegung nicht gleich zu Anfang loszukommen vermag, und daß deshalb diese Macht der überlieferten Denkresultate auch die neue Denkbewegung zunächst immer wieder in ihre Dienste zwingt. Der philosophische Typus entstand im Schosse des Glaubens und wirkte Jahrhunderte hindurch im Dienste des Glaubens: Scholastik. Ebenso viele Jahrhunderte stand die empirische Forschung unter der Herrschaft der Spekulation. Selbständig entwickeln taten sich Philosophie und empirische Forschung anfangs nur in Gebieten, die die wenigste natürliche Abhängigkeit von dem herrschenden Denktypus hatten. Erst nachdem sie dort in relativer

Verborgenheit eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten, dehnten sie ihre Herrschaft Schritt für Schritt auch über die anderen Denkgebiete aus. Ihr Vorgehen aber erfolgte fast immer in der typischen Form, daß der neue Denktypus dem alten versprach, auch auf dem neuen Wege zu den alten Resultaten zu gelangen. Gar nicht revolutionär drang der neue Typus in die alten Denkgebiete ein, gar nicht revolutionär breitete er sich immer weiter darin aus, einem Gewächse gleich, das immer weiter um sich frißt; und Revolution entstand erst dann, wenn nun dem alten Typus eines schönen Tages die Erkenntnis aufging, daß er einen Gast zu sich hereingelassen habe, von dem er ganz allmählich erdrosselt werde, oder wenn den jüngeren Typus plötzlich das Gefühl seiner Macht überkam. Dann freilich begann der Kampf auf Leben und Tod: Kampf zwischen der Kirche und der Philosophie, Kampf zwischen der Philosophie und der Naturwisssenschaft. Aber der Kampf endete immer mit dem endlichen Siege des jüngeren Typus. —

An dem Übergang zweier solcher Denktypen standen Voltaire und Herder, dieser auf der neuen, jener auf der alten Seite; Voltaire der Vertreter des philosophischen, Herder der Vertreter des empirischen Typus. Wohl bemerkt: nicht in den Resultaten ihres Denkens, sondern in der Art, in der sie zu den Resultaten kamen.

Das geistige Urphänomen, auf dem die Herdersche Denkbewegung gegründet war, das Phänomen, mit dem das Prinzip der Empirie zum ersten Male seinen Einzug in das Gebiet der Geisteswissenschaften hielt, hieß „Einfühlung". Das Prinzip des Rationalismus hieß „Kritik". Einfühlung gegen Kritik — in dieser Formel wurzelte der fundamentale Gegensatz. Kritik setzt einen Maßstab voraus, ein Maßstab Spekulation. Einfühlung dagegen setzt Hingabe an den Gegenstand voraus, und Hingabe ist das Prinzip jeder empirischen Forschung. So war Voltaire Vertreter des noch spekulativen Denkens, so wenig er

spekulativ veranlagt war; sein Typus gehörte der großen Denkbewegung an, die die Dinge nach ihrem Bilde formte und die Welt maß nach ihren Forderungen. Herder war in den Geisteswissenschaften der erste Vertreter des bereits empirischen Denkens, so wenig er Empiriker geblieben ist; sein Typus gehörte der jüngeren großen Denkbewegung an, die ihre Bilder nach den Dingen formt und ihre Forderungen nach der Welt.

Darüber ist nun kein Wort mehr zu verlieren; aber es gilt, die Folgen dieser grundsätzlich veränderten Stellungnahme aufzuzeigen, nämlich die Gegensätze, die sich nun in den einzelnen Gebieten zwischen Herder und Voltaire auftun mußten.

Herders geistige Art war Einfühlung, und der Weg, auf dem diese Einfühlung vorwärts schritt, war der psychologische und genetische. Herder glaubte, die Dinge um so tiefer verstehen, das heißt nachfühlen, das heißt nacherleben zu können, je mehr er einesteils in ihre Entstehung andernteils in ihre Natur einzudringen vermochte. Alles Seiende schien ihm ein Ausdruck für seine Natur und für seine Geschichte. Daraus folgerte sich unmittelbar der unendliche Wert der Individualität. Aber er folgerte sich nicht nur, sondern die Anerkennung ihres Wertes war die seelische Voraussetzung für die Einfühlung überhaupt. Nur wer im Einzelnen den Ausdruck tätiger Kräfte und das Endresultat geschichtlicher Evolutionen sieht, kann sich für das Einzelne interessieren. Aber die Anerkenntnis der Individualität in der umgebenden Welt führte weiter zur höheren Wertung auch der eigenen Individualität. Und die Auswirkung des durch Natur und Geschichte geformten, niemals so wiederkehrenden Ichs wird zur natürlichen Folge dieser ganzen geistigen Bewegung.

Wie Herder nun zum ersten Male seinen Geist schweifen läßt über die überkommene wissenschaftliche Welt, da entdeckt er, daß im Sinne seiner Erkenntnis überhaupt noch nichts oder doch nur in einzelnen Gebieten etwas ge-

schehen ist. Er sieht sich vor der unendlichen Aufgabe, selbst alles durchzudenken, überall sich hineinzufühlen und überall ein neues Verständnis zu schaffen. Er sieht, daß er sich freimachen muß von dem gesamten Schutt der Überlieferung und aller Büchergelehrsamkeit, und daß er berufen ist, wie am Morgen eines neuen Tages alles in neuem Lichte zu sehen. Ein riesiger Rausch überfällt ihn: überall zeigen sich unberechenbare Perspektiven, die nur zu sehen vermag, wer mit der neuen Art des Denkens an die Dinge herantritt, genetisch-psychologisch! In diesem Rauschzustande wird jenes unvergleichliche Tagebuch geschrieben, das mit seinen Gedanken-Impressionismus an einen Späteren erinnert, der ebenfalls mit völlig neuen Augen in die Welt und in ganz unabsehbare Perspektiven zu schauen meinte: Nietzsche. Um eine Umwertung aller Werte handelte es sich in den siebziger Jahren des 18. wie in denen des 19. Jahrhunderts, eine Umwertung auf Grund einer völlig neuen Sehweise. Eine Umwertung, die sich zunächst einmal aussprach in der Rangordnung der Wissenschaften. Sprachwissenschaft, Geschichtswissenschaft, Religionswissenschaft erhielten plötzlich eine bis dahin unerhörte Bedeutung. Die früheren Reiche der Grammatiker, der Chronikenschreiber, der Dogmatiker zeigten ja ungeheuerste Ausblicke, wenn sie psychologisch und wenn sie genetisch ausgedeutet wurden. Wer sich in die Sprache, in die Literatur, in die Kunst und in die Religion einfühlte, erriete den Geist eines Volkes; wer diese Stimmen der Völker mit einander vergliche, dem enthüllte sich das Geheimnis der verschiedenen Völkerindividualitäten; wer die Geschichte dieser einzelnen Völker verfolgte, dem enthüllte sich der Begriff der Entwicklung. Und alles zusammen war zu denken unter dem höheren Begriff des Organismus. Wie der einzelne Organismus aus einer natürlichen Anlage bestand, die sich in ihrer Umwelt entfaltete, und sich entfaltete als werdender, blühender und verfallender Organismus, so

war auch die Volksindividualität aufzufassen als werdender, blühender und verfallender Organismus, der eine natürliche Anlage unter dem Einfluß eines bestimmten geographischen Klimas entfaltete. Aber diese Auffassung wies weiter nach rückwärts. Die Kräfte, aus deren Zusammenspiel sich die Art des Individuums, sowohl des Einzelnen wie des Volksindividuums, erbaute, waren ja Kräfte der Natur. Die Natur war der Mutterschoß aller Dinge. Mit ihren Kräften war das Individuum gefüllt, von ihr her wuchsen ihr beständig neue zu. Der Mutterschoß der Natur aber war Gott. Und es ergossen sich nunmehr diese Vorstellungen wieder zurück. Die Natur eine Emanation Gottes, der Mensch eine Emanation der Natur, all sein Geistiges nur der Ausdruck für seine Individualität. Diese Abhängigkeiten zu verstehen, nachzuerleben, aufzuweisen, darin bestimmte sich für Herder die eigenste Aufgabe; in diesem Verstehen wurzelte seine Weltanschauung.

Damit aber fühlte er sich nun im Gegensatze zu der gesamten Welt des Rationalismus. Denn dieser übte Kritik, wo Herder Interpretation übte; er beurteilte die Dinge nach fremden Maßstäben, wo Herder sich bemühte, die den Dingen eingeborenen Maßstäben, herauszufühlen. Der Rationalismus richtete die Welt nach dem Maße der Vernunft; Herder zeigte, daß alles sein Eigenrecht habe, weil alles ein Ausfluß der ewigen Natur.

Es war das Büchlein „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774), wo dieser Gegensatz zum ersten Mal in seiner vollen Schärfe zum Ausdruck kam. Der Rationalismus vertrat die Ansicht, daß jedes Zeitalter so viel wert sei, wie es sich aufgeklärt erweise. Folgerung: die barbarische Urzeit, das barbarische Mittelalter und jetzt die Zeit, in der wir es so herrlich weit gebracht. Herder wollte zeigen, das jedes Zeitalter seinen Sinn in sich selber trage; folglich mußte er zeigen: erstens, daß die von der Aufklärung verachteten Zeitalter neben ihren bisher einseitig hervorgehobenen dunklen

auch lichte Züge tragen, und zweitens: daß die so hoch gepriesene moderne Zeit neben ihren lichten auch höchst dunkle Züge trage. Da aber Herders Büchlein eine Kampfschrift war, so übertrieb er beide Seiten seines Themas, sowohl die Erhebung der bislang verkannten Zeitalter wie die Herabsetzung des eigenen, und das Ganze wurde das Gegenteil einer gerechten historischen Würdigung. Das Gegenteil? Ja, denn wenn irgendwo so war hier Voltaire und seine Geistesrichtung zum Popanz geworden! An einer Stelle heißt es: „Hume, Voltaire! Robertson! klassische Gespenster der Dämmerung! Was seid ihr im Lichte der Wahrheit!?“

In welchen Punkten kam Herder nun zu entgegengesetzten Resultaten wie die Jahrhundertansicht der Voltaire, Hume, Iselin usw.? Zunächst lehrte er eine neue Schätzung: nicht die bloße Aufgeklärtheit des Verstandes begründet das Wohl der Völker sondern so sehr das Umgekehrte, daß sogar die übermäßige Aufklärung höchst schädlich wirken kann. Nicht der Rationalismus, der überall ins Allgemeine, die individuellen Züge auszulöschen strebt, sondern die Pflege gerade des Individuellen, die uns auf den eigenen Mittelpunkt zusammenzieht und Inhalte gibt an Stelle der leeren Form! Deshalb nicht Kosmopolitismus sondern Nationalismus, deshalb keine internationale sondern Heimatkunst, deshalb keine allgemeine Aufklärung sondern organische Bildung im Zusammenhang mit der volksmäßigen Tradition.

Denn wenn wir der so viel gepriesenen Aufklärung ins Gesicht sehen, als was enthüllt sie sich dann in ihrem innersten Wesen? Als das Prinzip des Mechanischen gegenüber dem Organischen; und unter dem Prinzip der Mechanisierung seufzt die ganze moderne Zeit. Auf dem Grunde der Mechanik hat sich der ganze äußere Fortschritt entwickelt, auf mechanischer Grundlage ruht die absolutistische Staatsmaschine mit ihrem Beamtenapparat und ihrem Söldnerheere. Immer mehr sind auch die so-

zialen Organisationen aus dem patriarchalischen Stadium, das auf die persönliche Wirkung von Mensch zu Mensch gegründet war, in ein Stadium der Mechanisierung getreten. Paragraphenweisheit hat Ersatz werden müssen für „Herz, Wärme, Blut, Menschlichkeit, Leben!" (Man überzeuge sich, daß diese Grundsätze Herders genau dieselben sind, die heute, fast anderthalb Jahrhundert nach ihm, von Geschichtschreibern wie Breysig und anderen als Gegenparole gegen den sozialistischen Staat vertreten werden!) Aber Herder findet die Mechanisierung auch in der geistigen, und hier vor allen Dingen in der französischen Kultur. Die Philosophie hat sich von der Erfahrung isoliert, sie lebt von der Deduktion des Besonderen aus einem vorausgesetzten Allgemeinen, spinnt die Grundsätze der Politik, der Moral und des Lebens aus sich heraus, ohne praktischen Zusammenhang mit der Wirklichkeit, und schert also so das ganz vielgestaltige Leben über einen einzigen Kamm. Ganz so ist's mit den Sitten, die bereits vollkommen international geworden sind, ein mechanisches Produkt der „guten Erziehung". Ganz so mit den Künsten, die zu allgemeinen Regeln erstarrt sind. Alles will man künstlich nach vernunftgemäßen Grundsätzen *machen* und vergißt, daß alle guten Dinge *gewachsen* sind. Alles will man künstlich regulieren und vergißt, daß durch die künstliche Regulierung alle natürlich gewachsenen Inhalte nur zur Schablone werden.

Freilich kann ja nicht verkannt werden, daß der zunehmenden Mechanisierung nicht auch erhebliche Vorteile zu verdanken sind. Wir haben keine bürgerlichen Kriege, keine Straßenräuber, keine Untaten mehr. Aber, fragt Herder und tut damit einen Schritt gegen das schwierigste aller geschichtsphilosophischen Probleme, „haben wir keine bürgerlichen Kriege, weil wir alle so zufriedene, allgesättigte, glückliche Untertanen sind? — keine Laster, weil wir alle so viel hinreißende Tugend, Griechenfreiheit, Römerpatriotismus, Morgenlandsfrömmig-

keit, Ritterehre... haben — oder ist's nicht gerade, weil wir der allen keine haben und leider also auch ihre einseitigen, verteilten Laster nicht haben können?"[111] Ich brauche nicht daran zu erinnern, daß gerade dies das eigentliche Problem Nietzsches wurde. In kurzer Formel: geht die zunehmende Zähmung der Menschheit durch die Zivilisation nicht auf Kosten aller derjenigen Eigenschaften, die bisher alles Große der Menschheit bedingt haben? steuern wir mit aller unserer Zähmung und Regulierung der menschlichen Leidenschaften nicht unrettbar auf ein immer stärkeres Philisterium los, auf die vollkommene Nivellierung alles Großen?

Und allerdings, dies Problem Nietzsches war die letzte Konsequenz des Herderschen Denkens. Nur daß es, in voller Ernsthaftigkeit gestellt, für Herder unter die Denkunmöglichkeiten gehörte. Und warum? Weil Herder der Sohn des 18. Jahrhunderts war, und weil er trotz seiner wütenden Angriffe vor dem Geiste des Jahrhunderts schließlich kapitulieren mußte. Er machte Ansätze, dies Jahrhundert zu überwinden; am Ende aber überwand das Jahrhundert ihn! Das Jahrhundert? Der Geist des Rationalismus, der Geist Voltaires! Und diese Umkehr ist der glänzendsten Beispiele eins für die vorhin erwähnte Anpassung eines neuen Denktypus an die vorhandenen älteren Ideale. Jetzt wo Herder nahe daran war, die kühnsten Folgerungen aus seinen Ideen zu ziehen, wurde er von den Idealen des alten Rationalismus hinweggeschwemmt. Noch in der Schrift, von der wir eben gesprochen haben!

Diese Schrift endigt nämlich in einer zwar nur widerwillig zugegebenen, aber darum die innere Notwendigkeit nur um so mehr verratenden Anerkennung des Jahrhunderts, gegen das der Anfang doch so energisch Krieg geführt hatte. Herder muß zugeben, daß selbst die zunehmende Mechanisierung nicht ganz ohne Vorzüge ist, daß trotz aller zunehmenden Aufklärung eine Verfeinerung

und Läuterung der ethischen Begriffe seit dem Beginn der Menschheit nicht zu leugnen ist, daß selbst die zunehmende Demokratisierung von außerordentlicher kultureller Bedeutung gewesen ist, ja, daß selbst ein Mann wie Voltaire um die Menschheit sich ganz ungemeine Verdienste erworben hat.

Und dieses zuzugeben, war ja innerste Notwendigkeit. Überall suchte Herder dem Verständnis der geschichtlichen Erscheinungen näherzukommen, überall suchte er Kritik durch Einfühlung zu ersetzen. Wie? durfte er vor der eigenen Zeit diese Grundsätze plötzlich so ganz verleugnen? Er mußte zugeben, gemäß seinen eigenen Voraussetzungen, daß wie die früheren Zeiten so auch die Zeit des 18. Jahrhunderts „ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich trage".

Aber noch von einem anderen Gesichtspunkte her wurde er ja zu dem gleichen Resultat gedrängt. Herder hatte in seinem Buche nicht blos eine Charakteristik der Hauptträger der Weltgeschichte versucht, sondern auch eine Charakteristik des Fortgangs ihrer Entwicklung. Und auch dies in Widerspruch gegen die herrschenden Ansichten der Zeit, wie sie verschieden durch Voltaire und Iselin vertreten wurden. Beide lehnte er ab, sowohl die skeptische Geschichtsansicht Voltaires (vgl. S. 367) wie die heillos optimistische des Deutschen. Einen fortwährenden Fortschritt wollte Herder nicht anerkennen, aber auch ebensowenig die gänzliche Leugnung desselben. Ausdrücklich stellte er fest, daß jedes Zeitalter seinen Maßstab in sich selber trage, ebenso wie jedes Alter im Menschenleben. Aber jedes vorhergehende Alter sei doch unverkennbar eine Vorstufe zu dem späteren, und jedes spätere ein Bau über der Grundlage des früheren. Hier zeige sich eine Entwicklung, die als solche nicht geleugnet aber auch nicht in dem philiströsen Sinne gedeutet werden dürfe, wie als ob das Modernste immer das Beste sei; deren eigentliche Richtungslinie vielmehr wegen unseres be-

schränkten irdischen Standpunktes nicht erkannt werden könne. Auch in dieser Rücksicht mußte also der modernen Zeit eine Bedeutung zugestanden werden. War der Rationalismus in Herders Augen eine höchst bedauerliche Erscheinung, so hatte sie nicht nur ihr Gutes, sondern sie hatte auch eine Bedeutung für die Weiterentwicklung der Dinge. Denn so lautet das große Gesetz; die Weltgeschichte pendelt zwischen ihren Extremen hin und her. Mit Hegelscher Terminologie: auf die Thesis folgt die Antithesis und auf diese wieder eine Thesis aber in anderer geschichtlicher Konstellation. (Man beachte diesen vor-Hegelschen Standpunkt, in dem der Gegensatz von Thesis zur Antithesis noch nicht in der Synthesis zum Ausgleich kommt!) So also stehe zu hoffen, daß z. B. die Angriffe Voltaires gegen die Religion gerade zu einer Reaktion in der umgekehrten Richtung führen würden (die ja bekanntlich auch eingetreten ist!), und also wüchsen auf einem giftigen Baume oft sehr gute Früchte. (Hiermit sprach Herder nur eine weitverbreitete Ansicht aus; vgl. S. 328 f.) Die Mechanisierung der Welt habe zwar viele individuelle Werte vernichtet, aber auch aus der Welt ein ungeheures System von Kommunikationsmöglichkeiten geschaffen. Laufe einmal die Zeit der geistigen Mechanisierung ab, dann sei die entgegengesetzte Bewegung Erbin dieser ungeheuren Organisation. Der ganze Rationalismus werde einer späteren Phase einmal zugute kommen: durch Verwesung! d. h. dadurch, daß seine ganz unleugbar vorhandene Kraft einer neuen Richtung des Lebens dienstbar gemacht werde. Das Licht der Vernunft, durch welches jetzt so viele geblendet würden, werde in einem harmonischeren Zeitalter auf das Beste genützt werden können.

Das harmonischere Zeitalter! Diese Frage stand im Hintergrunde der ganzen Geschichtsphilosophie. Wie war es zu denken, worauf ruhte es? Und an diesem Punkte vollzog sich der Umschlag des Herderschen Denkens.

Herder gestand eine Entwicklung zu. Aber wenn die Richtung dieser Entwicklung dem menschlichen Standpunkte auch nicht erkennbar war, so mußte sie notwendig im Prinzip erkennbar werden, wenn die Voraussetzung weiter durchdacht wurde, daß der Mensch eine Auswirkung der Natur und diese eine Auswirkung Gottes sei. Wenn Alles, und darin einbegriffen die Weltgeschichte, eine Auswirkung Gottes war, dann lief diese Entwicklung auch im Sinne einer weiteren Vergöttlichung des Menschengeschlechts, im Sinne einer immer volleren Durchsetzung des göttlichen Prinzips. Dies Prinzip konnte aber nur als Eines definiert werden: Gott war Geist, Gott war die höchste Vernunft, Gott war der höchste... Rationalismus!

In dieser logischen Schlinge wurde die Geschichtsphilosophie Herders erdrosselt. Das unabweisbare Bedürfnis, die letzten Zusammenhänge durch Spekulation zu einem vollständigen Weltbilde zu verknüpfen, führte Herder mit reißender Schnelligkeit auf den Magnetberg zu, der alles an sich zog, was ihm zu nahe kam: auf die Aufklärungsideale des siècle de Voltaire.

Die Stelle, an der dieser Selbstmord der Gedankenwelt Herders vollzogen wurde, war das 15. Buch der „Ideen", in dem der Begriff erörtert wurde, mit dem die Denkbewegung Herders zwar ihren höchsten Gipfel erreichte, aber zu gleicher Zeit auch wieder einmündete in den großen Gedankenkreis der Aufklärung: der Begriff der Humanität.

Dieses 15. Buch beginnt mit einer Auslegung der Geschichtsansicht Voltaires: es scheint, daß der Tempel der Geschichte die Aufschrift „Nichtigkeit und Verwesung" trägt; es scheint, daß die Geschichte ein ewig gebärendes, aber auch ein ewig wieder verschlingendes Meer ist; ihre Bewegungen scheinen ohne Sinn und Ziel, ihre negativen scheinen ihre positiven Momente unendlich zu überwiegen; der Listige siegt und der Redliche fällt, und nichts als die Macht vermag sich durchzusetzen. So zweifelt und verzweifelt der Mensch. Aber — wird nun die Behauptung

Herders — „ist ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte". Und diesen Gott in der Geschichte zu erkennen, muß das Ziel der Geschichtsphilosophie sein.

Dabei ist von vorneherein klar, daß es sich um keinen deistischen sondern nur um einen pantheistischen Gott handeln kann. Gott wirkt nur durch die der Welt innewohnenden Prinzipien, er wirkt durch die Natur der Dinge. Wo also in der menschlichen Geschichte? Durch die „Natur des Menschen", durch das den Menschen innewohnende allgemein menschliche Prinzip, durch das Menschliche, durch das Humanum.

Es fragt sich, als was sich dieses menschliche Prinzip erweist, dasjenige Prinzip nämlich, das erstens das spezifisch menschliche ist, dasjenige zweitens, das der Geschichte ihre bestimmte Entwicklungsrichtung gegeben hat. Beides aber ist ein und dasselbe: es ist das Prinzip der Humanität, gegründet auf „Vernunft und Billigkeit"! Denn wie? wenn irgend etwas den Menschen vor den anderen Geschöpfen der Natur auszeichnet, so ist es die Vernunft. Und wie? wenn irgend ein Fortgang in der Entwicklung der Menschheit zu bemerken ist, so ist er es in Hinsicht auf die Ausbildung ihrer geistigen Qualitäten. Und das mit Recht: in der stufenförmigen Gliederung der Welt, in der die Allnatur Gottes zur Auswirkung gelangt, ist auf der Erde der Mensch diejenige Stufe, in der die innerste Natur Gottes, das geistige Prinzip, am reinsten zum Durchbruch kommen soll. Hier triumphiert das geistige Prinzip über die Natur (man bemerke, daß Natur für Herder doppelsinnig ist!), allerdings nicht rein sondern in der Brechung durch die mehr oder minder lichten oder trüben Media, in denen es unter den individuellen Verhältnissen der Welt sich auszuwirken hat. Die menschliche Natur also ist eine Doppelnatur, die aber deshalb eine Einheit ist, weil ihre beiden Naturen auf den Schoß aller Dinge, auf Gott, zurückgehen. Gibt es also in der Geschichte einen Sinn, und wie sollte es keinen Sinn geben, wenn Gott

der Mutterschoß der Welt ist — dann kann er nur in dem Begriff der Humanität bestehen, das ist, in der immer vollkommeneren Vergöttlichung des Menschen, in der immer machtvolleren Auswirkung seiner eigentlich göttlichen Gabe, der Vernunft! Der Sinn der Geschichte ist der Sieg der Vernunft. Und das nicht nur der „reinen" sondern auch der „praktischen" Vernunft: Humanität ist, wie Herder definiert, „Vernunft und Billigkeit in allen Klassen, in allen Geschäften der Menschen." Und „was reiner Verstand und billige Moral ist, darüber sind Sokrates und Confucius, Zoroaster, Plato und Cicero (Herder hätte auch hinzufügen können: Voltaire) einig: trotz ihrer tausendfachen Unterschiede haben sie alle auf Einen Punkt gewirkt, auf dem unser ganzes Geschlecht ruhet!"

Also gab es doch ein alleinseligmachendes „wahrhaftes Menschentum" und nicht bloß die Fülle individueller Gestaltungen! Also gab es doch einen Maßstab, nach dem der Reigen der Völker in Hinsicht auf ihre Weltbedeutung gerichtet werden konnte! Also hatte doch das Jahrhundert recht, welches, Voltaire an der Spitze, für allgemeine Ideale der Menschlichkeit gefochten hatte! In der Tat: der Humanitätsbegriff widerrief das gesamte Herdersche Denken! Allein Herder mußte zu diesem Begriffe gelangen: sein im Vordergrund empirisch scheinendes Denken steckte tief noch in dem spekulativen Typus, dem Voltaire angehörte, und dem bis Hegel hin noch alle großen deutschen Geister anghört haben. Seine Jugend war freilich der erste Anlauf gewesen, diesen philosophischen Typus des Denkens zu überwinden; aber das Zeitalter war weit weit mächtiger als er: an dem Widerstand der überkommenen Ideale der Aufklärung kam die lebendige Denkbewegung Herders zum Stehen. Ein Jahrhundert später erst war die Zeit reif dazu, die grundsätzliche Einführung des empirischen Denktypus in die normativen Geisteswissenschaften, Ethik, Ästhetik und Religionswissenschaft, zu ertragen; und dort wo der ent-

scheidende Sieg erfochten wurde jener Denkbewegung, die von Herder ihren Ausgang nahm, steht heute die Herme Nietzsches.

Machen wir uns klar, was diese Einmündung des Herderschen Gedankenstroms in die Ideale der Aufklärung besagt! Der Vergleich mit Nietzsche verhilft hier sogleich zu den entscheidenden Einsichten. Wohin nämlich hätte Herder gelangen müssen, wenn er seinem eigentlichen Denktypus, dem empirischen Prinzip der Einfühlung, konsequent hätte folgen können? Genau wohin ein jeder Versuch der reinen Induktion führen muß, zum vollkommenen Relativismus. In dem Prinzip des tout comprendre steckt ohne Gnade das Prinzip des tout pardonner. Nur die normativen Wissenschaften können kein Pardon geben. Sieht der Pantheist — (eine Form für die Bejahung der Welt!) — in der Natur die Auswirkung Gottes, dann kann er nicht anders als konsequenterweise auch das „Böse" in der Natur, ihre Gewaltätigkeit, als eine Auswirkung Gottes betrachten. Es entsteht das Problem der Theodizee in einer neuen Spielart. Es entsteht? Jawohl, nämlich dann, wenn der Gottesbegriff mit jenen überlieferten Prädikaten verbunden wird, die zu den absolut festen Bestandteilen der Gedankenwelt des 18. Jahrhunderts noch gehörten; wenn Gott gefaßt wird nicht als das gebärende und zerstörende Universum, als ein bipolares Wesen, in dem das Gute an das Böse unablöslich gekettet ist, sondern als der allmächtige und gute Gott der christlichen Religion, der die Lilien auf dem Felde nährt und den Sperling nicht vom Dache fallen läßt. Den zur Voraussetzung, und jeder Pantheismus entartet zu den sentimentalen Vorstellungen, mit denen der Zorn Nietzsches aufräumen konnte, — warum? weil er die Tat seines Vorgängers Schopenhauer benutzte und das Universum konzipierte als den Heraklitischen Gott, dem der πόλεμος πατὴρ πάντων war. Erst bei dieser Voraussetzung ist es möglich, das Individuelle, und das heißt jedes Individuelle, gelten

zu lassen, und alles Schöne zugleich mit dem Furchtbaren als eine Auswirkung „Gottes" zu begreifen. Diese Voraussetzung fehlte aber Herdern. Sie fehlte ihm, wie sie dem ganzen deutschen Geistesstande des 18. Jahrhunderts fehlte, und notwendig mußte darum jene furchtbare Begriffsverworrenheit entstehen, die die „Ideen" Herders für jeden reinlichen Denker zu einer fortwährenden Qual macht. Weit davon entfernt ein „klassisches", d. h. ein in sich ruhendes Buch zu sein, sind diese Ideen nur das klassische Zeugnis für das Ringen des neuen empirischen Denktypus mit der Macht der traditionellen Vorstellungsmassen, und sein Resultat war eine Kreuzung dieser beiden Gedankenwelten, mit allen Fehlern, die Kreuzungen anzuhaften pflegen.

So war der Begriff der Humanität, psychologisch betrachtet, ein unreiner Bastard, eine Kreuzung aus dem ursprünglichsten Verlangen Herders, der menschlichen Bildung die individuelle Fülle wiederzugeben, die ihm das Aufklärungszeitalter genommen hatte, und der Denknotwendigkeit des 18. Jahrhunderts, als letzten Inhalt der Menschennatur immer nur den „Geist" betrachten zu müssen, die Vernunft, die eben überall das Gegenteil des Individuellen ist. Diese Vernunft hatte Herders erstes geschichtsphilosophisches Büchlein mit den flammenden Protesten Eines verfolgt, der die ganze Schalheit alles Rationalen fast körperlich gefühlt zu haben scheint; aber zu dieser Vernunft, als letztem Inbegriff der menschlichen Natur mußte sich Herders ausgebildete Geschichtsphilosophie am Ende wieder bekehren, da die Erkenntnis des 18. Jahrhunderts nicht herunterreichte zu der Einsicht in den bipolaren Charakter alles Seienden. Es war die Unmöglichkeit, zu einem Satze wie dem zu gelangen, daß wer das Positive will, zugleich damit auch das Negative wollen muß, es war diese Unmöglichkeit, die das Ideal in einem Zustande suchen ließ, wo nach eigener Definition alle Gegensätze aufgehoben sind. Herder bezeichnete den

Vorgang seiner geschichtlichen Welt richtig, wenn er in den Ideen sagte: „In der allgemeinen Geschichte also wie im Leben verwahrloseter einzelner Menschen erschöpfen sich alle Torheiten und Laster unseres Geschlechts, bis sie endlich durch Not gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen". Und ebenso richtig war das Bild des Pendels, das er zu seiner Veranschaulichung verwendete. Wie der Pendel zu beiden Seiten ausschlägt, „versuchen wir oft beiderlei Extreme bis wir zur ruhigen Mitte gelangen". Die ruhige Mitte — die goldne Mittelstraße: in dieser Philisterweisheit endete die Humanitätsphilosophie, endete Herder, der ausgegangen war von dem flammenden Protest gegen alle blutlose, bloß vernunftgemäße Kultur ohne den starken Erdgeruch der ungeschliffenen Individualität. Endete damit genau bei dem Ideale Voltaires, der unter Kultur Ruhe zum Genuß des Daseins verstand.

Und doch würden wir der gewaltigen Erscheinung Herders in keiner Weise gerecht werden, wenn wir über den inneren Schwierigkeiten, in denen er stecken geblieben ist, die außerordentliche Bedeutung verkennen wollten, die dem mißlungenen Versuche Herders inne wohnt. Obgleich die begriffliche Formulierung des neuen Ideals zu dem Standpunkte Voltaires zurückzukehren genötigt war, hatte sich dies dennoch mit völlig neuem gefühlsmäßigen Gehalte angefüllt, mit jenem ganzen starken Gehalte, der der großen ursprünglichen Denkbewegung Herders entstammte.

Voltaire verfocht dieses Ideal der Humanität aus den Gründen des allgemeinen und praktischen Menschenverstandes und verfocht es vor allen Dingen praktisch gegen die realen Mächte, die mit den Forderungen der Gerechtigkeit und Billigkeit auf sehr gespanntem Fuße standen. Sein Wirken war eine praktische Kulturtat ersten Ranges. Herder gab diesem Ideal seine metaphysische Begründung. Er schmolz dieses Kleingeld

praktischer Forderungen um in das goldene System einer Weltanschauung und legte damit den Forderungen der Aufklärung einen neuen und tieferen Grund. Einzusehen waren diese Ideale für jedermann, und jedermann betrachtete sie längst als die seinigen; aber Herder erst war es, der ihnen die gehobene Bedeutung verlieh, in der sie heute noch als die Ideale unserer Klassiker unter den weiten Schichten der Gebildeten leben. Erfülle die Forderung der Vernunft, war ihre allgemeinste Formel — und wer war es, der sich dieser Forderung zu widersetzen wagte! Herder fügte dieser Forderung ihre tiefere Begründung hinzu: denn mit der Vernunft erst entfaltet sich die volle Blüte deiner Menschlichkeit, und diese „Entfaltung" ist der Sinn der Welt.

Damit aber hatte Herder jene große Formel gefunden, zu welcher es Zugang gab nach allen Seiten. Entfaltung ist der Sinn der Welt: in dieser Formel konnten sich religiöse, naturwissenschaftliche, ästhetische, und diese Motive in jeglicher Verbindung mischen. Und es ist überflüssig zu bemerken, daß diese Mischung in reichen Variationen Wirklichkeit geworden ist. Mit diesem Begriff der „Entfaltung" aber (mit dem man vielleicht gut tut, die Gedankenwelt vor Darwin zu bezeichnen) tat Herder trotz der hinlänglich erörterten engsten Verwandtschaft mit der Welt der Aufklärung dennoch einen entscheidenden Schritt in das 19. Jahrhundert hinüber: durch ihn und seinen Begriff der „Entfaltung" wurde die Geschichte zu einer führenden Wissenschaft.

2.

Der Typus von Herders Welt-Erfassen hatte sich an ästhetischen Phänomenen, an Sprache und Dichtung, herangebildet. Von diesem seinem innersten Zentrum aus hatte er sich auf immer weitere Bereiche des geistigen Lebens ausgedehnt; auf Religion, Geschichte und die Gesamt-

interpretation der Welt. Aber die weitere Ausdehnung war auch den ursprünglichen Gebieten wieder zu gute gekommen. Die Erweiterung des Horizonts im Sinne einer ganz bestimmten Methode gab auch dem Zentrum dieses Horizonts eine neu vergrößerte Bedeutung. „Ästhetische Empfindung psychologisch zu deuten — das war der Urvorgang des Herderschen Geistes“ (Kühnemann); in dem Gebiet der ästhetischen Empfindung war es darum, wo der Denktypus Herders die fruchtbarste Revolution hervorrufen mußte. Wir haben im ersten Teile unseres Herder-Kapitels von der Bedeutung gehandelt, die Herders Denktypus für das Ganze der Weltanschauung hatte; wir handeln nunmehr im zweiten Teile von der Bedeutung, die er in seinem Ursprungsgebiete, im Reiche des Ästhetischen, bekommen mußte.

Dieser neue Typus des Welt-Erfassens bedeutete eine völlig verschobene Optik in jeder der drei Richtungen: in bezug auf das Verhalten des Kunstgenießenden, in bezug auf die Auffassung des Kunstschöpfers und in bezug auf die Bedeutung der Kunstschöpfung.

Für den Genießenden war die Herdersche Einfühlung der kategorische Imperativ zur Hingabe an das Werk. Wie auch immer dieses Werk beschaffen sein mochte, es konnte gewürdigt und verstanden werden nur durch die Einfühlung in den ihm eigentümlichen Geist, nur durch ein Nacherleben seiner geistigen Welt. Der vollendete Gegensatz gegen die Kritik Voltaires! Dieser ging davon aus, was jedes gute Kunstwerk wirken sollte, Herder ging zu erfahren aus, was die verschiedenen Kunstwerke verschieden wirken wollten. Die Kritik vergleicht, um durch dieses Vergleichen den Kreis der Kunst beständig zu verengern; auch Herder vergleicht, aber mit dem Erfolg, durch dieses Vergleichen den Kreis der Kunst beständig zu erweitern.

Der Dichter gar in Herders weltanschaulichem Zusammenhange war nicht mehr das kunstfertige Talent,

das sich zum Ziele setzte, Kunstwerke einer bestimmten Geschmacksrichtung anzufertigen, sondern eine Auswirkung Gottes, und als solche Auswirkung bedingt durch die ganze Besonderheit seiner Person, seiner Zeit, seines Volks und seiner Kultur. Darum aber die Auswirkung einer in sich geschlossenen Notwendigkeit; darum der Ausdruck für eine Fülle ihm zu Grunde liegender Kräfte; jenseits darum von Gut und Böse und ein Schöpfer seiner Werke, wie die Blume „Schöpfer" ihrer Blüte.

Das Werk endlich wies zurück auf diesen Schöpfer, wie der Schöpfer zurückwies auf den historischen Boden, durch den er bedingt war. Da es gewachsen und nicht gemacht war, ein Ausdruck dessen, der es gezeugt und geboren hatte, war es nicht Kunst mehr sondern Natur. Kunst blieb allein die mit Bewußtsein gehandhabte äußere Technik, die dem regulierenden Verstande entsprungenen Anpassungen an die Form der Gattung. Die Dichtung selbst aber war Natur und je mehr Natur, von desto tieferem Belang. Denn im Grunde war ja das Werk nur der Ausdruck seines Schöpfers, der Schöpfer der Ausdruck der historischen Konstellation, die historische Konstellation ein Ausdruck Gottes in der Individuation durch Zeit und Raum: im Grunde also war die Kunst Symbol! Symbol, das immer über sich selbst hinausweist in die Tiefe, für die es nur ein sinnlicher Ausdruck ist. Und was wir genießen in der Kunst ist nicht das sinnliche Kunstwerk selbst sondern durch dieses das Leben und Weben einer inneren Welt, aus der es gewissermaßen glühend emporgetrieben worden ist. Wir genießen in ihm die darin aufgespeicherten Energien. In dem Nach-Erleben dieser Welt, die eben zugleich unsere Welt ist, besteht der Genuß der Kunst; in der Interpretation des Werkes als eines Ausdrucks und in der Auflösung des Produktes in die lebendige, schaffende Bewegung darin besteht die Aufgabe der Kunstkritik.

Und diese Kritik wußte nun niemand feinsinniger zu

handhaben als Herder selbst. Seine reiche Begabung gelangte hier zu ihrer höchsten Bedeutung. Nirgends deutlicher wie hier kam der ungeheure Abstand von Voltaire zum Ausdruck.

Der Kreis der Kritik Voltaires war beschränkt und mußte beschränkt bleiben. Vergebens mühte er sich, diesen Kreis durch eine gewisse Weitherzigkeit den neuen poetischen Welten anzupassen, die sich im Laufe des Jahrhunderts immer mehr geöffnet hatten. Herder selber mußte anerkennen, daß von allen französischen Kunstrichtern Voltaire „seine Sphäre am meisten ausgedehnt habe"; nur „daß sein Auge alt werde und sein Geschmack den Anstrich der Prädilection behalte"[112]. Und was er 1766 so angemerkt hatte, wiederholte er mit stärkerem Akzente noch 1775 in der Schrift „Von den Ursachen des gesunkenen Geschmacks" usw. Hierin wurde Voltaire mit Kolumbus verglichen, er wie dieser ein Entdecker neuer Welten (vgl. S. 180). Daß er den Horizont des französischen Geschmacks durch die Zugeständnisse an den englischen Geschmack erweitert habe, darin bestehe seine eigentliche literarische Bedeutung. Aber Voltaire mochte sich abmühen, so viel er wollte — und am Shakespeare-Problem hatte er sich genug abgemüht —: aus dem Zirkel, daß Kritik Kritik ist, vermochte er nicht herauszuspringen. Herder erst fand den Zauberschlüssel, der das Reich Shakespeares wirklich aufzuschließen vermochte; Herder erst fand einen Sinn in den rührenden Klängen, die die Volkslieder uns so teuer machen. Shakespeares Werke: der in Form gebannte, lohende Atem der Welt; die unansehnlichen espritlosen Lieder: Stimmen der Völker! Wo gab es etwas, das sich dem hingebenden Verständnis nicht erschloß?

So war das eine große Resultat: Erfassen eines neuen Teils, des Amerikas der poetischen Welt. Schiff für Schiff war danach ausgefahren, so mancher hatte das Land zu sichten vermeint, aber hatte am Ende doch wieder wenden

müssen: Herder war der Kolumbus, der das neue Land zum ersten Male sicheren Schritts betrat. Und nun der Weg gefunden, strömte alles in das so lang ersehnte und gesuchte Land.

Aber der Weg war frei. Das Gefühl hatte zu Shakespeare hin gefunden, zu Shakespeare, der ein Stück der Natur. Wie sollte die Natur nicht auch selber erobert worden sein? Und freilich, das war das zweite große Resultat: man eroberte nicht bloß neue Teile der poetischen Welt sondern auch neue Teile der Welt für die Reiche der Poesie. Dem fühlenden Verständnis erschlossen wurde die Natur. Nun nicht mehr die zierliche Idyllen-Natur der Schäfer des Rokoko, die Natur vielmehr in ihrer großen Totalität, dort wo sie mit lohenden Gluten das Blut rasend macht, und dort, wo im Norden wallende Nebel an finsteren Bergen hängen.

Indem diese ästhetische Welt sich nun aber in einem schneidenden Gegensatze gegen das übrige Jahrhundert fühlte, erwuchs ihr jenes Pathos der Distanz, das für die Zeit des Sturmes und Dranges so charakteristisch ist; und das um so schärfer, je schwieriger eine Verständigung und ebenso eine begriffliche Auseinandersetzung mit der alten Welt sich gestalten mußten. Aus diesem Gefühl der Distanz entstanden nun, oder wurden mit heißeren Inhalten gefüllt, die Schlagwörterpaare, in denen sich der Drang entlud, den Gegensatz gegen das Alte so scharf wie möglich zum Ausdruck zu bringen: esprit und génie, Belesprit und Dichter; und im Gegensatze zu der Konvenienzkunst der Franzosen der Inbegriff aller Forderungen „Originalität"!

Aber diese Schlagwörterpaare hatten zum Teil bereits durch die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts gespukt. Um diese Gegensätze hatten sich im Geheimen alle literarischen Kämpfe seit dem Auftreten Klopstocks und dem Erscheinen Shakespeares gedreht. Vom Stande dieses Problems hatte vorzüglich die Schätzung Voltaires, des

Dichters, abgehangen. Und Herder vollendete darum nur, was Klopstock, Wieland und Lessing begonnen hatten. Erinnern wir uns jener Klopstockschen Ode, die der Kunst einen tieferen Sinn geben wollte als den „lachichten und flatterhaften, gähnenden Zeitvertreib" (vgl. S. 151 f.). Im selben Jahre, in welchem diese gedichtet wurde, schrieb Herder in seinem Aufsatze „Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker":

„Voltaire insonderheit, Er, in der Poesie Philosoph und in Prosa Dichter, Er, der große Lehrer unserer Zeit in leichter Philosophie und Skeptizismus, der große Verfasser der pièces fugitives und der göttlichen Pucelle — welche Mängel, welche Bedürfnisse des Jahrhunderts (anderer Länder beinahe mehr als seines eigenen Volkes) füllt er nicht aus! Wie reine, feste Sitten waren's nicht, die er bildet! Als ob heutzutage ein Dichter schriebe, um Sitten zu bilden? Und wozu schreibt er denn? Er sucht Ruhm, er folgt der Laune, er opfert dem Götzen des Jahrhunderts, er amüsiert. Gutes oder Böses, was daraus kommt — was ist dem Dichter gut oder böse?!"[113]

Dieser Protest Klopstocks und Herders gegen die Kunst als Amüsement konnte nur geschöpft werden aus der Tiefe eines völlig veränderten Standpunktes, zu dem Klopstock nur das Pathos, Herder aber die Begründung hatte. Der neue Standpunkt löste nun auch alle die Widersprüche, in welche Lessings Dramaturgie notwendig verwickelt wurde. Lessing fand, daß die französische Tragödie den Zwecken nicht genüge, die durch die Aufgabe des Trauerspiels gegeben seien. Er fand diese Aufgabe durch Shakespeare besser als durch Voltaire erfüllt, obgleich dieser scheinbar dem Kanon der echten Tragödie und jener ihm scheinbar gar nicht folge. Und die Notwendigkeit nun, diesen Kanon (des Aristoteles) so zu interpretieren, daß die französische Tragödie dabei als eine unechte, Shakespeare aber als eine echte Tragödie erschien, führte Lessing zu den inneren Schwierigkeiten, die wir früher besprochen

haben. Herder erlöste die fruchtbaren Lessingschen Inhalte aus dem Verhängnis ihrer völlig unmöglichen Dialektik. Hatte Lessing das Kolumbus-Ei mit Hilfe eines unendlich komplizierten Apparates wirklich zum Stehen gebracht, so fand Herder jenen unendlich einfachen und darum genialen Kunstgriff, der alle komplizierten Apparate Lessings entbehrlich machte. Lessing gab als äußerst scharfsinniger Anwalt die richtige Interpretation des Kunst-Gesetzes zu Gunsten des umstrittenen Shakespeare; Herder verkündete das Chimärische aller Kunst-Gesetze überhaupt. Lessing operierte mit dem Begriff der „wahren Kunst" und der „wahren Tragödie"; Herder zeigte, daß der Begriff so wenig Sinn haben könne wie der Begriff der „wahren Pflanze" oder der „wahren Rose". So setzte Herder an Stelle von Lessings Kritik die Einfühlung in die individuelle Natur, er setzte seinen Typus des Welt-Erfassens an Stelle jenes früheren, den Lessing mit Voltaire gemeinsam hatte, obgleich er diesen mit aller Leidenschaft bekämpfte. Aber diese Leidenschaft rührte gerade daher, daß er Voltaire mit dessen eigenen Waffen bekämpfen mußte. Nicht eine grundsätzlich neue Anschauungsweise war es, welche Lessing gegen Voltaire vertrat, sondern er machte den Anspruch, mit den Denkmitteln Voltaires zu zeigen, daß Voltaire nicht urteilsfähig gewesen sei. Daher denn die Polemik Lessings gegen Voltaire eine Schärfe hatte, die der Herderschen trotz der so unendlich tieferen Gegensätzlichkeit und trotz so mancher leidenschaftlicher Ausfälle im letzten Grunde mangelte. Herder beendete den Kampf gegen Voltaire, den Lessing begonnen hatte: denn er erst hatte die tauglichen Waffen dazu. —

Die völlige Überwindung der Kunstauffassung Voltaires war aber nur die eine Konsequenz des Herderschen Denkens. Die andere war die entgegengesetzte: das Verständnis! In Herders Weltbetrachtung hatte jede In-

dividualität ihr Recht: also auch die französische Kunst, also auch Voltaire! Die Polemik galt nur, soweit diese Kunst einen törichten Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhob; für sich selbst und innerhalb ihrer natürlichen Grenzen hatte sie das gute Recht ihrer Eigenart. Mit dieser Konsequenz ihres innersten Prinzips war die Denkbewegung Herders nicht nur eine Überwindung sondern auch die Versöhnung, nicht nur ein tiefstes Aufreißen von Gegensätzen sondern auch ihre Überbrückung. Suum cuique: in dieser Formel war beides beschlossen.

In der Tat ist nun Herder vor dieser letzten Konsequenz seiner Anschauungsweise nicht zurückgeschreckt. Trotz seiner persönlichen Gegnerschaft gegen die französische Kultur und gegen die klassizistische Kunst hat er beiden zu keiner Zeit das Verständnis versagt, von beiden hat er kongeniale Schilderungen gegeben, ihre Abhängigkeit von einander auf das Nachdrücklichste betont, und selbst in der Zeit der heftigsten Bekämpfung hat er mit dem Bekenntnis nicht zurückgehalten, daß in ihrer Art die französische Kunst schlechterdings nicht zu übertreffen sei. Er legte 1801 in der Adrastea diese seine Anschauung in einem Satze nieder, der den Streit zwischen romanischer und germanischer Poesie, den Streit, um den sich die ganze Literaturbewegung des 18. Jahrhunderts als um ihre unsichtbare Achse gedreht hatte, für alle Ewigkeit begrub; den Satz: „Vor einer französischen, zumal tragischen Bühne, erwarte man also nichts, als was diese geben will und kann... Hat jemand vom Weinstock Granatäpfel oder von der Tulpe, daß sie eine Rose sei, je begehrt?“[114]

Auch auf die französische Kunst galt es ja die historische und psychologische Methode anzuwenden. Wie alle Kunst so war auch die französische naturbedingt durch den Geist des Volkes, dem sie entstammte, und durch die historischen Verhältnisse, durch die sie gebildet war. Diesen Geist und diese Verhältnisse hieß diese

Kunst in ihrer Eigenart begreifen; und ihre individuelle Bedingtheit beweisen, hieß zugleich ihren Anspruch auf Allgemeingültigkeit widerlegen.

Um diesen Nachweis mühte sich Herder seit seinem Aufenthalte in Frankreich. Das Reisetagebuch bereits enthält hierüber eindringliche Beobachtungen. Was ist die besondere Eigenart der französischen Literatur, fragt Herder, durch die sie sich vor den anderen romanischen Literaturen auszeichnet? Was hat das Jahrhundert Ludwigs im wesentlichen ausgebildet? „Nichts als das Ding zugesetzt, was wir Geschmack nennen.... die zu hitzige Einbildungskraft der Spanier und Italiener gemildert. Also ist's nur eine gewisse Annäherung an die kalte gesunde Vernunft, die die Franzosen den Werken der Einbildungskraft gegeben haben. Das ist Geschmack und ihr Gutes. Es ist aber auch Erkältung der Phantasie und des Affekts, die sie damit haben geben müssen; das ist ihr Geschmack im bösen Verstande"[115]. Die Frage lautet aber weiter: nach welcher Richtung hin hat sich dieser Geschmack betätigt? Und die Antwort wird zu suchen sein in dem nationalen Charakter des französischen Volks. Diesen aber erblickt Herder in der „Galanterie".

„Die Galanterie ist daher so fein ausgebildet unter diesem Volke als nirgends sonst. Immer bemüht, nicht Wahrheit der Empfindung und Zärtlichkeit zu schildern, sondern schöne Seiten derselben, Art sich auszudrücken, Fähigkeit erobern zu können — ist die Galanterie französischer Romane und Koketterie des französischen Stils entstanden, der immer zeigen will, daß er zu leben und zu erobern weiß. Daher die Feinheit der Wendungen, wenn sie auch nichts sind, damit man nur zeige, daß man sie machen könne... Die Galanterie ist nichts weniger als die Sprache des Affekts und der Zärtlichkeit, aber des Umgangs und ein Kennzeichen, daß man die Welt kenne"[116]. Was aber ist die naturnotwendige Folge?

„Mit diesem Geiste des Wohlstandes geht aber den Fran-

zosen das meiste innere Gefühl weg! So wie die Regelmäßigkeit ihrer Sprache aus Wohlstand immer verschoben ist, daß sie sich nie recht und gerade ausdrücken, so macht überhaupt der Wohlstand Barriere für den Geist...[117] Das wahre Lachen ist überdem aus der feinen neuen französischen Komödie so glücklich ausgestorben als der wahre Affekt von ihrem Trauerspiel. Alles wird Spiel, Schluchzen, Händeringen, Beklammern, Szene, Bindung der Scenen usw. Von diesem letzten und von dem, was Wahrscheinlichkeit des Orts, Zeit usw., haben sie ein Gefühl, von dem der Deutsche weniger, der Engländer nichts fühlt. Und es ist auch in der Tat nichts als Etiquette des Theaters, woraus sie das Hauptwerk machen. Man lese alle Voltairesche Abhandlungen über das Theater und in seinen Anmerkungen über Corneille gleich die erste Anmerkung vom Schweren und Wesentlichen des theatralischen Dichters, und man sollte schwören, den Zeremonienmeister, nicht den König des Theaters zu lesen"[118].

Mit solchen Gedanken beschäftigt, sah Herder nun die Aufführung Voltairescher Stücke, alle Sinne gespannt, um in die Probleme einzudringen, die ihm die zwiespältige Wirkung dieses Pathos, das doch kein Pathos war, aufzugeben schien. Zaire ein Stück der Liebe? Ja der französischen Liebe: der Galanterie. Aber trotzdem: die Szenen, da die Heldin zwischen Gott und der Liebe steht, wie rührend! „Eine Zaire in die wahre Sprache der Leidenschaft übersetzt — welch ein Werk! Ihr alle abstrakten Einkleidungen durch Phrases genommen, und jeden nackt sagen lassen, was er sagt — welch ein Werk!"[117] Und dann der feinfühlige Zweifel, der Lessing niemals gekommen wäre: „Oder fühle ich nichts, weil ich ein Deutscher bin?"[120] Dann sah er den Tancred: „Ausgang und Glück der Chevaliersliebe"[121]. Dann Semiramis: „Alles ist Pracht, Pomp für's Auge, wenig für die Seele[122]... aber die Pracht hindert an allem... mehr sombrer und ohne Pracht wäre tausendmal stärker... Das ganze Theater ist zu sehr

Theater: es sollte antike Welt sein... größer, stärker, tiefer, sombrer alles!... Ich habe ganze Stücke gehört und keinen inartikulierten Schrei der Natur und Leidenschaft gefunden, der natürlich wäre. ...eine K * * in die Semiramis gesetzt, diese ohne Schatten und Fratzen, in mehr Illusion vorgestellt, welch ein Eindruck! Ist's denn umsonst und unmöglich die Kraft, die Shakespeare dem Theater in seinem Hamlet gibt?"[123] Und daraus der Schluß: „Tragödie ist nicht für Frankreich — alles ist fremde Nation — fremder Auftritt — fremde Leidenschaft — fremde Welt. Tragödie ist selbst nicht für Monarchien wie Frankreich; es ist nichst als der Schaum der Liebe, der Empfindung, der Leidenschaft. Tragödie ist am wenigsten für französische Sprache; welche Inversionen, Künstl. Komplimente, Jargon abstrakter Begriffe, Philosophie über Leidenschaft und keine Leidenschaft mehr. Selbst Voltaires Stücke nehme ich nicht aus." Denn: „Der wahre Ausdruck der Leidenschaft ist Simplizität"[124].

Vier Jahre nach der Niederschrift dieser Sätze im Reisejournal erschien der Shakespeareaufsatz. Der entscheidende Schritt war vollzogen. Hatte Herder im Reisetagebuch noch schreiben können: „Welch freiere Natur haben dagegen die Engelländer, nur freilich auch übertrieben!" — also eine Wertung nach Prinzipien des Geschmacks — so war in den Blättern von deutscher Art und Kunst stürmisch nicht nur Partei für Shakespeare genommen, sondern des Giganten Schöpfungen waren auch hier zum ersten Male als Naturphänomene begriffen worden, als Naturphänomene, die aller Geschmacksprinzipien spotteten. Der propagandistische Zweck der Schrift brachte es mit sich, daß die französische Tragödie hier der Tragödie Shakespeares entgegengestellt erscheinen mußte. Worin bestand der Unterschied, wenn doch beide im Herderschen Sinn nur Ausdruck verschiedener Geisteskulturen waren? Shakespeare war der Ausdruck eines lebendigen Verhältnisses zur Welt in ihrer

Totalität, seine Empfindung wurzelte in der lebendigen Leidenschaft; die französische Tragödie war der Ausdruck eines erstarrten, konventionell gewordenen Verhältnisses zur Welt, und zwar nicht zur Welt in ihrer Totalität, sondern zur Welt unter der Optik der französischen Hofgesellschaft. Shakespeare ging zurück auf die glühenden Lavamassen des Weltinnern, die französische Tragödie begnügte sich mit der zu konventionellen Formen erstarrten Lavamasse. Darum war jener im höheren Sinne „Natur", diese aber nur in einem höchst übertragenen, d. h. im Gegensatz zu der Natur der nächsten Nähe: Natur durch die Brechung stumpfgewordener Media, die den Trieb verloren hatten, selbst ein inneres Verhältnis zu Welt und Leben zu gewinnen, vielmehr dieses Verhältnis wie eine fertige Erbschaft von ihren Vorvätern übernahmen. Diese hatte darum ein traditionelles Verhältnis zur Welt, Shakespeare aber ein originales. Daraus freilich ergibt sich, daß der Schwerpunkt in den beiden Arten der Kunst an ganz verschiedenen Stellen liegt: bei Shakespeare in der elementaren Gewalt, bei den Franzosen in der geistvollen Formung. Und hier war Herder nun bereit, anzuerkennen:

„Alles, was ‚Puppe' des griechischen Theaters ist, kann ohne Zweifel kaum vollkommener gedacht und gemacht werden, als es in Frankreich geworden. Ich will nicht bloß an die sogenannten Theaterregeln denken... sondern wirklich fragen, ob über das gleißende klassische Ding, was die Corneille, Racine und Voltaire gegeben haben, über die Reihe schöner Auftritte, Gespräche, Verse und Reime, mit der Abmessung, dem Wohlstande, dem Glanze etwas in der Welt möglich sei? Der Verfasser dieses Aufsatzes zweifelt nicht bloß nicht daran, sondern alle Verehrer Voltaires und der Franzosen, zumal diese edlen Athenienser selbst, werden es geradezu leugnen — haben es ja auch schon genug getan, tun's und werden's tun: über das geht nichts! das kann nicht übertroffen werden! Und in diesem

Gesichtspunkt des Übereinkommnisses gestellt, die Puppe auf's Brettergerüst gestellt, haben sie Recht und müssen von Tag zu Tag, je mehr man sich in das Gleißende vernarrt und es nachäfft, in allen Ländern Europens mehr bekommen." Aber darum, weil das französische Theater auf traditioneller Konvention und nicht auf dem lebendigen Empfinden der Natur beruht, darum sind die Figuren dieser Tragödien so unendlich „unnatürliche" Geschöpfe. „Glaubt denn wohl jemand, daß ein Held des großen Corneille ein römischer oder französischer Held sei? Spanisch-Senekasche Helden, galante Helden, abenteuerlich tapfere, großmütige, verliebte, grausame Helden: alles dramatische Fiktionen, die außer dem Theater Narren heißen würden und wenigstens in Frankreich schon damals halb so fremde waren, als sie es jetzt bei den meisten Stücken ganz sind — das sind sie. Racine spricht die Sprache der Empfindung — allerdings nach diesem einen zugegebenen Übereinkommnisse ist nichts über ihm; aber außer dem auch wüßte ich nicht, wo eine Empfindung so spräche. Es sind Gemälde der Empfindung von dritter fremder Hand, nie aber oder selten die unmittelbaren, ersten ungeschminkten Regungen, wie sie Worte suchen und endlich finden. Der schöne Voltairesche Vers, sein Zuschnitt, Inhalt, Bilderwirtschaft, Glanz, Witz, Philosophie — ist er nicht ein schöner Vers? Allerdings der schönste, den man sich vielleicht denken kann; und wenn ich ein Franzose wäre, würde ich verzweifeln hinter Voltaire einen Vers zu machen — aber schön oder nicht schön, kein Theatervers für Handlung, Sprache, Sitten, Leidenschaften, Zweck eines (anders als französischen) Drama, ewige Schulchrie, Lüge und Galimathias."

Daß freilich hier die ruhige historische Würdigung durch die Polemik immer wieder unterbrochen wurde, lag in der Natur der literarischen Konstellation. Denn nicht bloß für die Tragödie Shakespeares zu werben sondern auch die Ansprüche der französischen Tragödie zurück-

zuweisen, darin bestimmte sich der gegenwärtige Zweck dieses Herderschen Büchleins. Deshalb lautete die entscheidende Frage:

„Und nun gebe ichs jedem anheim, es selbst auszumachen, ob eine Kopierung fremder Zeiten, Sitten und Handlungen in Halbwahrheit mit dem köstlichen Zwecke, sie der zweistündigen Vorstellung auf dem Brettergerüste fähig und ähnlich zu machen, wohl einer Nachbildung gleich oder übergeschätzt werden könne, die in gewissem Betracht die höchste Nationalnatur war.... ob endlich nicht eine Zeit kommen müsse, da man, wie die meisten und künstlichsten Stücke Corneilles schon vergessen sind, Crébillon und Voltaire mit der Bewunderung ansehen wird, mit der man jetzt die Asträa des Herrn von Urfé und alle Clelien und Aspasien der Ritterzeit ansieht: ‚Voll Kopf und Weisheit! voll Erfindung und Arbeit! es wäre aus ihnen so viel! viel zu lernen — aber schade, daß es in der Asträa und Clelia ist!' Glücklich, wenn wir im Geschmack der Wahrheit schon an der Zeit wären! Das ganze französische Drama hätte sich in eine Sammlung schöner Verse, Sentenzen, Sentiments verwandelt — aber der große Sophokles stehet noch wie er ist."

Und dies war nicht einmal eine Ungerechtigkeit! Denn wenn es sich um ein Vorbild für die deutsche Literatur handelte, so war das französische Theater dazu am wenigsten geeignet, weil es am bestimmtesten durch lokale und historische Zufälligkeit bedingt war. Je mehr die Zeit von diesen Bedingungen abführte, um so fremder mußte diese nur auf Tradition beruhende Kunst dem modernen Menschen werden. Shakespeare dagegen wurzelte unmittelbar in der Natur: ihn zum literarischen Vorbilde machen, hieß die Natur selber als Führerin erwählen, die Natur, die ewige und unwandelbare..

Damit hatte der Genius der deutschen Dichtung seine Fesseln gesprengt; er war frei geworden. Also war er auch frei geworden, unbefangen die Kunst seines westlichen

Nachbarn weiter zu würdigen. Herder tat das fortab überall. Freilich hatte er nichts mehr nötig als das einmal Erkannte klarer zu formulieren und letzte Folgerungen daraus zu ziehen; und diese weiteren Ausgestaltungen seiner Ansichten über die französische Poesie haben darum nicht mehr die gleiche geschichtliche Bedeutung. Aber nachdrücklich betonte er jetzt immer wieder: „Meine Absicht ist nicht zu kunstrichtern, sondern zu bezeichnen“[125]. Und wenn er bei der Charakterisierung der französischen Dichtung zu dem Schlusse kam, daß ihr innerster Gehalt die „Unterhaltung“ der guten Gesellschaft sei und ganz deshalb auf der Lebensanschauung der oberen Zehntausend beruhe, so wollte er das eben nicht als einen Tadel, sondern nur als Charakterisierung aufgefaßt wissen. Denn, wie er später die eigentliche Schlußfolgerung zog: „Vor einer französischen, zumal tragischen Bühne erwarte man also nichts, als was diese geben will und kann...!“

Damit mündete diese Ästhetik in die ausnahmslose Anerkennung jeder Individualität. Auch die Geschichtsanschauungen Herders waren in sie hineingemündet. Aber es war die charakteristische Wendung der Herderschen Geschichtsphilosophie, daß sie trotz ihres ausgesprochenen Individualismus zurückkehren mußte zu der Anerkennung der großen Zeitideale der Aufklärung, zur Anerkennung, daß hinter dem Einzelnen ein größeres Allgemeines stehe, daß in dem Augenblicke, wo die Geschichte des Menschen einen Sinn haben solle, dieser Sinn nur in der Entfaltung seines innersten Wesens liegen könne, in dem besonderen Etwas, durch das wir eben Menschen sind. Dieses nannte Herder Humanität; es war das Prinzip der Vernunft. Es erhebt sich nun, wo wir die ästhetischen Anschauungen Herders bis in ihren vollkommenen Individualismus hineinbegleitet haben, die logisch geforderte Frage: ist eine Rückwendung der Denkbewegung, wie sie für Herders Geschichtsphilosophie charakteristisch ist, für die Kunstanschauungen Herders niemals eingetreten? Darauf

lautet die Anwort: nein. Und zwar aus tiefem inneren Grunde. Denn zu dem „zweiten Teile" seiner Geschichtsphilosophie war Herder deshalb nur gelangt, weil er auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie schöpferisch war. Wollte er eine geschlossene Weltauffassung im Rahmen der Geschichte gewinnen, so war er gezwungen, den Boden des bloß einfühlenden Historismus zu verlassen; denn jeder Historismus kann nur relative Resultate geben. Diese Rückwendung aber trat für Herders Kunstanschauungen nicht ein und brauchte für sie nicht einzutreten, weil er im Reiche der Dichtung nicht schöpferisch war. Dagegen mußte sie notwendig eintreten für einen jeden, der, mit Herderschem Individualismus gesättigt, zu eigener Kunstschöpfung fortzuschreiten versuchte. Mit andern Worten: diese Abwendung von dem, letzten Grundes in völliger Gesetzlosigkeit endenden Individualismus, die Herder selbst in seiner Geschichtsphilosophie vollzog, blieb im Reiche der Dichtumg den schöpferischen Geistern aufgespart: Goethe und Schiller.

Und dabei ist die innere Notwendigkeit einer solchen Abwendung in ihrem psychologischen Zusammenhange leicht aufzuzeigen. Sie geht vollkommen parallel der geschichtsphilosophischen Wendung vom Individualismus zur Humanitäts-Metaphysik. Die Dichtung, die in den Kunstanschauungen Herders verharrte, blieb eine Dichtung ohne Sinn und Ziel: Emanation ihres Schöpfers, Auswirkung des Genies, seine Frucht, herausgewachsen aus den Tiefen des Unbewußten — aber ohne die Möglichkeit, nach bestimmten Gesichtspunkten und Idealen geregelt zu werden. Denn woher sollten diese entstehen? Jede Individualität hatte ja Recht! Der tollste Unsinn, die größte Absonderlichkeit waren Auswirkungen der welterzeugenden Kraft, und der Begriff der Originalität forderte ja gerade zum Betreten aller Seitenwege der Dichtung auf. In dem Augenblicke, wo die Selbstbesinnung diese Konsequenz — und das nicht nur in Theorie sondern

vielmehr in einer recht hahnebüchenen Praxis überschaute, in diesem Augenblicke mußte die Rückwendung einsetzen: die Rückwendung in Richtung auf den Rationalismus, dessen magnetische Kraft nun sofort in sichere Wirkung trat. Hierbei war die Logik genau die gleiche wie die Logik der Humanitäts-Metaphysik. Wenn Geschichte einen Sinn haben soll, so muß er in der Entfaltung des wahrhaft Menschlichen d. h. des allgemein Menschlichen liegen; und ebenso, wenn die Dichtung ein höheres Ziel haben soll, als sich in tausend und abertausend Absonderlichkeiten auszuwirken, dann kann es nur in der Entfaltung des Allgemein-Menschlichen bestehn. Die Kunst in Konsequenz der Herderschen Anschauungen zerrann in unendlich unterschiedene „Heimatskünste"; Lokal- und Zeitkolorit wurden ihre fast ausschlaggebenden Momente. Aber was lokal und historisch bedingt war, blieb auch mit seinen Wirkungen an Nation und Zeitalter fest gebunden. Sollte eine große und „ewige", eine Kunst wie die griechische existieren, so konnte ihr Prinzip eben nur darin liegen, daß sie absah von den Zufälligkeiten der lokalen und historischen Beschränktheit und im Gegenteil das hervorhob, wofür alle Menschen Verständnis haben mußten: das Allgemein-Menschliche! Denn weshalb anders hatte die griechische Kunst Unsterblichkeit, als weil sie das Allgemein-Menschliche zum Ausdruck brachte? Und ganz wie in der Herderschen Geschichtsphilosophie, die mit der Anerkennung endete, daß der Sinn der Geschichte auf der Entfaltung des Spezifisch-Menschlichen, der humanitas, beruhe, endete auch die klassische Ästhetik in dem Grundgedanken, daß der Sinn der Poesie, wie der Kunst überhaupt, in der Formung des Allgemein-Menschlichen beschlossen liege. Humanität dort, Idealität hier: mit diesen beiden Begriffen war die individualistische Bewegung der siebziger Jahre von der stärkeren rationalistischen Grundbewegung des Jahrhunderts gänzlich wieder aufgesogen worden.

Fünftes Kapitel.

Voltaire als Mensch.

Die Persönlichkeit eines Schriftstellers in ihren rein bürgerlichen Qualitäten ist für die Bedeutung seiner Werke häufig unwesentlich, mitunter wesentlich; der Name Voltaires ist von den Affären Hirschel, Maupertuis, Rousseau und hundert anderen, im Grunde rein bürgerlichen Angelegenheiten nicht zu trennen. Nicht etwa weil es sein Werk befleckt hätte, daß er ein Mensch gewesen ist, vielkantig und widerspruchsvoll, wie ihn die Erde vielleicht nie wieder gesehen hat, noch auch weil sein Werk auf das Innigste mit seiner bürgerlichen Persönlichkeit verbunden gewesen wäre! Denn weder war dieses der Fall, noch würde jenes anders eine Bedeutung haben als für Philister, für die wir nicht schreiben. Aber die literarhistorische Betrachtung vermag das Wirken Voltaires dennoch von seinem bürgerlichen Leben nicht zu trennen: weil seine Zeitgenossen leider alles getan haben, um diese beiden Dinge auf das Innigste miteinander zu verquicken, weil seine Feinde sich einen Sport daraus machten, mit seiner bürgerlichen Persönlichkeit sein Wirken zu diskreditieren, und weil die Bewunderer seiner Schriften nach Friedrichs des Großen Beispiel immer gern von der Kanaille redeten, die den erlauchtesten Kopf des Jahrhunderts trage — kurz und gut, weil diese rein persönlichen Momente überall so sehr im Vordergrunde der Betrachtung standen, daß eine wesentliche Note in unserem Bilde fehlen würde, wenn wir an diesem Klatsch und Tratsch vorübergehen wollten, der die Gestalt Voltaires nicht einmal bei seinem Tode verlassen, sondern sogar seinem unsterblichen Teil sich angehängt hat wie ein ewig mitziehender dunkler Schatten. Und wenn man beobachtet, wie dieser Schatten anzuschwellen vermag, daß er den Mann mitsamt seinem Werke zu einem wahrhaften Nichts verdunkelt, und wieder wie er imstande

ist zusammenzuschrumpfen, ohne doch jemals gänzlich von ihm zu weichen, so muß man zu dem Ergebnis kommen, daß die „Affären" dieses universalen Menschen zu seinem Bilde gehören, wie die Nase zum Cyrano von Bergerac, dessen ganzes Leben sie bestimmte. Denn auch die Geschichte Voltaires im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts ist zu einem großen Teile mit bestimmt worden durch die Affären, die sich unter den Augen Deutschlands zugetragen haben. Die Namen Lessing, Friedrich und ein Hinweis auf die Akakia-Geschichte genügen, um diese Richtung anzudeuten. Was man von Voltaire sich erzählte, entschied hier so gut über seinen Ruf. wie was man von seinen Ideen dachte; und solche Dinge mußten doppelt in die Wagschale fallen bei einem Manne, der sich im Brennpunkte allgemeiner Gegnerschaft befand. Nirgends leichter als in seiner Persönlichkeit ließ Voltaire sich wirkungsvoll bekämpfen, nirgends bot er der Satire eine größere Angriffsfläche, nirgends leichter wandelte sein Bild sich zum Popanz.

Wir geben diese Affären chronologisch im Urteil der deutschen Zeitgenossen, Bekannteres nur umrissen.

1.

Die Beziehungen zwischen Voltaire und der deutschen Literatur waren keine gegenseitigen; sie blickte wohl nach ihm, er aber nicht nach ihr. Ehe er Gast des Preußenkönigs wurde, war ihm vermutlich erst einer der deutschen Schriftsteller zu Gesicht gekommen: Götz, den man 1746 in Lunéville ihm vorgestellt haben mochte als Hauslehrer, Schloßprediger und deutschen Liedersänger — ein Ereignis, dessen der deutsche Poet in einer Selbstbiographie von nur wenigen Seiten zu erwähnen natürlich nicht vergaß. Vier Jahre später tuschelte die preußische Hauptstadt, daß der berühmte französische Poet seinen Wohnsitz am Hofe S. M. des Königs nehmen werde.

„Herr Voltaire ist unterwegens, wieder nach Potsdam zu kommen, wie ich heute von Mr. de la Mettrie bei Blumenthal gehört habe“ — meldete Hauptmann v. Kleist seinem Freunde Gleim in Halberstadt[126]. Am 3. November 1749 erfuhr von Sulzer der Züricher Meister, daß „Voltaire nun für immer hier“, aber zugleich „„daß Arnaud mit ihm zerfallen und daß dieser letztere beinahe von jedermann verachtet“ werde[127]. Am 3. Dezember kam die Nachricht: „Arnault hat nun seinen Abschied; Voltaire, dem sich der junge unwitzige Dichter zur Seite setzen wollte, ist die vornehmste Ursache seines Falles“[128]. Von Kleist traf ein Brief bei Gleim ein, in dem es hieß:

„Mr. d'Arnaud ist auch nur ein Meteor hier gewesen; Voltaire hat ihn gestürzt, weil er sich von seiner Nièce einiger faveurs soll gerühmt haben. Man meint, wenn Voltaire seine hiesige Arbeit, die in der Sprachverbesserung von des Königs Poesien besteht, wird vollendet haben, daß er dann auch das preußische Land spornen wird. Die Urteile aller, die ihn kennen, stimmen darin überein, daß er eine Kanaille sein soll. Ich kann es nicht glauben; wenn ich aber gewiß wüßte, daß er an Arnauds disgrace schuld wäre, hielt ich ihn auch dafür. Arnaud war zwar ein Narr aus Jugend und allzu großer Vivacité; er war aber ein honnête-homme“[130].

Dazu pfiff eine muntere Spottdrossel:

„O käm' der große Geist bald in dies rauhe Land,
Wohin aus Frankreichs Rom mich Nase's Glück verbannt',
So wär' doch Einer hier noch außer mir zu finden,
In dessen Munde sich Geschmack und Witz verbinden.
Komm Voltair'!“ . . . . A + + g'nug! Der Himmel hört Dein Fleh'n.
Er kömmt und läßt sogleich des Geistes Proben seh'n.
„Was?“ ruft er; „A + + hier? Wenn mich der König liebt,
So weiß ich, daß er stracks dem Schurken Abschied gibt“[130].

Die Spottdrossel hieß Lessing.

Kaum war diese Affäre erledigt, erfuhr man in Zürich das Allerneuste. Am 9. Januar 1751 schrieb Sulzer:

„Auch Voltaire dürfte es bald ergehen, wie Arnault. Die ersten Lieblinge des Königs sind seine Feinde, und seine Aufführung ist in einem solchen Grade unanständig, daß es leicht ist, ihn verächtlich zu machen. Er hat einen Prozeß mit einem Juden, den er, wie dieser vorgibt, hat betrügen wollen. Man meint, daß dieser Handel seine ganze Blöße aufdecken werde“[131]. Man glaubte allgemein an das nahe Ende. Am 6. Februar erfuhr Bodmer: „Voltaire eilt mit starken Schritten der Verachtung des hiesigen Publici entgegen, oder er ist vielmehr schon darin und ringet vergebens, sich daraus loszuschwingen“[132].

Aber man hatte diesen Voltaire unterschätzt. Zu allgemeiner Überraschung vermochte der Listenreiche den Kopf noch einmal aus der Schlinge zu ziehen. Kleist konnte am 26. März nach Halberstadt melden: „Voltaire hat seinen Prozeß mit dem Juden zu seiner honneur ausgemacht und also allen Verleumdungen das Maul gestopft. Ich glaube nun allen Avanturen, die man von ihm erzählt, nichts. Sein Fehler ist, daß er sich im Handel von Anfange wegen großer vivacité und distraction betrügen läßt; nachher, wenn er merkt, daß er betrogen ist, macht er vielleicht mehr aus ambition, um kein dupe zu sein als aus Geiz Lärm. Doch muß er wohl etwas das Geld lieben wie alle Franzosen“[133].

Sechs Tage vorher hatte in der Vossischen Zeitung folgendes Epigramm gestanden:

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil nach des Schicksals ew'gem Schluß
Ein jeder Dichter darben muß[134].

Der Verfasser dieses Epigramms war ein junger Berliner Journalist, der mit Voltaires Sekretär befreundet war und im Prozesse gegen Hirschel französisch-deutsche Dolmetscherdienste geleistet hatte. Auf diese Weise war er

mit der ganzen Materie vertrauter als irgendeiner geworden. Das Epigramm in der Vossischen war diskret, aber im Kämmerlein hatte dieser lose Vogel ein indiskreteres gepfiffen, das seiner wahren Meinung nachhaltigeren Ausdruck gab:

Den schlauesten Hebräer in B++,
Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,
Dem Juden, der im Lügen,
Im Schachern und Betrügen,
Trotz Galgen und Gefahr,
Mehr als ein Jude war,
Dem Helden in der Kunst zu prellen,
Kam's ein . . . . Was gibt der Geiz nicht seinen Sklaven ein!
Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen.
Wer kann das sonst als . . . . sein?
Recht, V++ wars, der von dem schrecklichen Ödip
Den saubern Witz bis zu Montperniaden trieb.
Schon war die Schlinge schlau geschlungen,
Schon war sein Fuß dem Unglück wankend nah,
Schon schien die List dem Juden als gelungen,
Als der Betrüger schnell sich selbst gefangen sah.
Sagt, Musen, welcher Gott stand hier dem Dichter bei
Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerei?
Wer sonst, als der fürs Geld den frommen Tor betrog,
Wenn er vom Dreifuß selbst Orakelsprüche log?
Er, der Betrug und List aus eig'ner Übung kennet,
Durch den V++ gebrannt und jeder Dichter brennet.
Ja, ja Du wachest selbst für Deinen braven Sohn,
Apoll, und Spott und Reu' ward seines Feindes Lohn.
Du selbst . . . . doch, wackrer Gott, Dich aus dem Spiel zu lassen
Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ohngefähr:
Herr V++ war ein größrer Schelm als er[135].

(Anzumerken ist dazu, daß die erwähnten Montperniaden ein Voltairesches Spottgedicht auf den Marquis de Montperni, den Kammerherrn der Markgräfin von Bayreuth, waren, das als erste Probe von Voltaires sauberem Witz zur Kenntnis des Berliner Publikums gekommen war.)

Aber noch während des Prozesses und wahrscheinlich unter starker Beeinflussung der Hirschelschen Partei war ein parodistisches Werkchen in französischer Sprache aufgeführt worden, das sich später in den nachgelassenen Werken Friedrichs des Großen vorgefunden hat[136], dessen Verfasser aber keineswegs der König, sondern nach Abbé Dénina[137] ein „buffon des Markgrafen Karl", der Schauspieler Potier war. Dieser spielte den ersten jeden Monats vor dem Markgräflichen Gönner eine Komödie eigner Erfindung, in der er selbst alle Rollen gab und Tagesereignisse parodierte. Natürlich war der vielbesprochene Prozeß Voltaires ihm ein sehr willkommener Gegenstand, und unter dem Titel „Tantale en Procès" spielte der Buffon eine Komödie, welche die Lachmuskeln der Zuschauer tüchtig in Bewegung setzte, weil Potier es verstand, „Stimme und Mienenspiel Voltaires vorzüglich nachzuahmen". Obwohl diese Komödie ein erbärmliches Machwerk war, das auch für uns nur symptomatische Bedeutung hat, so ließ man doch aus angegebenen Gründen die Komödie „in besonderen Häusern für Geld wiederholen", und diese Parodie trug jedenfalls dazu bei, das Ansehen Voltaires in Berlin zu untergraben. Es ward untergraben: nicht nur beim Könige, nicht nur beim Publikum, sondern auch bei der ganzen deutschen Schriftstellerwelt. Nie konnte man diese Affäre vergessen. Lessing erläuterte noch in den siebziger Jahren die Moral der 10. Fabel des Phädrus mit einem Hinweis auf dieses 20 Jahre zurückliegende Beispiel, die Moral, „daß es eine sehr kitzliche Sache sei, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Teile als Betrüger bekannt sind". Hätte man zum Juden sagen können

Tu non videris perdidisse quod petis

dann hätte für Voltaire das Wort gelten können

Te credo surripuisse quod pulcre negas[138].

In dem schon besprochenen Traumgesichte „Voltaire und Trenck" (1778) wird Voltaire noch gezwickt mit dem Hin-

weis auf diese Geschichte; und als Cranz in seinen „Charlatanerien" geschrieben hatte: „Voltaire, unter uns gesagt, betrog Juden und Christen" — da applaudierte ihm Schummel im „Kleinen Voltaire": „Wahr! vollkommen wahr!" Er gedachte dabei Lessings Gedichtes und behauptete, er getraue sich zu beweisen, daß Voltaire nicht Juden und Christen allein sondern selbst seine Brüder im Glauben betrogen habe. Freilich, schloß er dann ironisch, „das sind nur kleine Flecken in der Geschichte dieses großen Geistes, die man sehr leicht vergißt! Was ist eine Canaillerie gegen ein Bonmot"! Ja noch 1790 erschien eine ausführliche „Nachricht von dem Rechtsstreite des berühmten Voltaire wider den Juden Abraham Hirsch" (Berlin und Stettin).

Gott sei Dank dürfen wir Heutigen diese Affäre endlich ruhen lassen, nachdem sie W. Mangold einer sorgfältigen aktenmäßigen Darstellung gewürdigt hat. Neues darüber zu sagen wird voraussichtlich erst dann möglich sein, wenn die neuen Voltaire-Briefe gedruckt sein werden, die, aus dem Nachlasse Coccejis stammend, durch Heirat in den Besitz einer englischen Familie gelangt und dort in allerjüngster Zeit entdeckt worden sind.

2.

Während diese unsauberen Händel vor sich gingen und alle Welt für Voltaire Verachtung zeigte, war Lessing durch seine Dolmetscherdienste längere Zeit hindurch in den Turmzimmern des Schlosses des Obergaunermeisters Tischgenosse gewesen. Wissen wir auch nicht, was sich während dieser Stunden zugetragen, ob sich Voltaire in diesen Zeiten des Ärgers aus seiner vornehmen Zurückhaltung hat herausbringen lassen, ob Lessing es vermochte, den Günstling Friedrichs auch nur vorübergehend für sich zu interessieren — immerhin waren es Stunden des Schicksals, die Lessing hier verbrachte, Stunden, die in ihrem

Schoße verlockende Möglichkeiten bargen, Stunden, in denen phantastische Hoffnungen die Brust des jungen Literaten gedehnt haben mochten. Alle Welt sprach bereits von dem großen historischen Werke, das Voltaire in Potsdam zu beenden gerade im Begriffe stand, dem Siècle de Louis XIV. Wie! wenn er an einigen kleineren Proben bewiese, daß er der Mann dazu sei, die große deutsche Übersetzung dieses großen Werkes zu liefern?! Würde die Verbindung seines Namens mit dem Namen Voltaires nicht eine glänzende Einführung, ja möglicherweise nicht auch eine gute Empfehlung bei dem größten Bewunderer jenes Siècle, bei Friedrich dem Großen bedeuten? Mit solchen Hoffnungen mag er die Übersetzung jener „Kleineren historischen Schriften Voltaires" begonnen haben, die wir an früherer Stelle bereits besprachen.

Aber es sollte zu der zweiten und größeren Übersetzung nicht mehr kommen. Die eigene Unvorsichtigkeit brachte Lessing um den Lohn seiner unternommenen Mühen — die bekannten Vorgänge, die ich hier in aller Kürze zusammenfasse:

Weihnachten 1751 sollte eine erlesene Gesellschaft mit dem Siècle de Louis XIV. überrascht werden. Aushängebogen davon fand Lessing bei seinem Freunde Richier, dem Sekretär Voltaires, stellte sich das Buch davon zusammen und beging die Unvorsichtigkeit — Richiers angstvoller Ermahnungen ungeachtet — einem befreundeten Hofmeister der Familie Schulenburg das Exemplar zu leihen. Dazu Andeutungen über die geplante Übersetzung. Ein böser Zufall wollte, daß Voltaire von der Sache erfuhr (von der Übersetzung vor allen Dingen); ein böserer Zufall, daß Lessing fahrlässig genug gewesen war, samt seinen Aushängebogen nach Wittenberg abzureisen, da er ihre Lektüre noch nicht beendet hatte. Voltaire erfuhr, Voltaire raste. Er diktierte seinem Sekretär einen Brief in die Feder, den Lessing Ende Dezember unter Beifügung der Aushängebogen französisch beantwortete.

„Voilà l'exemplaire dont il s'agit. Je n'ai jamais eu le dessein de le garder." — „Sie wähnen, daß ich angefangen habe, ein Buch zu übersetzen, von dem bereits Herr Henning vor etlicher Zeit eine Übersetzung als unter der Presse befindlich angekündigt hat. Wissen Sie, mein Freund, daß ich in Dingen literarischer Unternehmungen nicht liebe, mich mit irgend jemandem zu begegnen. Au reste, j'ai folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je sais, qu'il se faudrait donner au Diable. C'est ce que je ne veux pas faire"[140].

Das war vielleicht zwar eine glatte Lüge, aber es galt ja schließlich doch, Voltaire über Lessings Übersetzungsabsichten zu beruhigen. Und wie aufgeregt dieser bei dem Gedanken war, daß das Siècle noch vor Erscheinen das Opfer eines verstümmelnden Nachdrucks werden könnte (und er hatte Erfahrung darin) — das muß aus dem Briefe hervorgegangen sein, der uns leider nicht mehr erhalten ist.

Im übrigen suchte sich Lessing mit Witz aus der Affäre zu ziehen. Er sei so neugierig auf das Ende des Werks gewesen, daß er es nicht habe über sich gewinnen können, die Bogen zurückzugeben, ehe er sie ganz und gar gelesen habe. Aber du lieber Himmel! „Mr. de Voltaire pourquoi n'est-il pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages desquels on peut finir partout, parce qu' ils nous ennuyent partout?" Der Schluß des Briefes ist stolz, fein und würdig. „Vous dites dans votre lettre: Mr. de Voltaire ne manquera pas de reconnaître ce service, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilà autant pour le brodeur. Ce service est si mince, et je m'en glorifierai si peu, que Mr. de Voltaire sera assez reconnaissant, s'il veut bien avoir la bonté de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que Vous ne méritez pas? J' en suis au désespoir, dites-lui donc que nous sommes amis, et que ce n'est qu'un excès d'amitié, que Vous a fait faire cette faute, si c'en est une de Votre part. Voilà assez pour gagner les pardons d'un Philosophe." Allein in persönlichen Dingen war Voltaire weniger

Philosoph, als Lessing von ihm zu glauben vorgab. Noch ehe dieser Brief ihn erreichte, traf bei Lessing ein eigenhändiger Brief des Philosophen ein, der in seiner Art ein kleines diplomatisches Meisterstück war[141]. Voltaire glaubte an böse Machenschaften; er konnte nicht wissen, wer dieser Lessing war, der mit entwendeten Aushängebogen nach Wittenberg entwichen war; er befand sich in der Gewalt dieses Unbekannten; nur Klugheit und List konnten rückgängig machen, was sein Sekretär fahrlässig hatte passieren lassen. So schrieb er seinen Brief, — wie Erich Schmidt sich ausdrückt, ein „katzenartiges Gemisch von Verbindlichkeit und leiser Bedrohung". Er lautete, auf die einfachste Formel gebracht: Geben sie die Aushängebogen zurück; Sie stehen sich besser dabei; denn erstens ist das Exemplar, das Sie besitzen, unvollständig, und Sie sollen von mir die Erlaubnis haben, das Buch zu übersetzen, sobald es vollständig erschienen ist; und zweitens setzen Sie sich den Gerichten aus, wenn Sie an einem Diebstahle sich beteiligen. Dieser Inhalt ist sehr raffiniert überzuckert: „Ich weiß ja, daß man es niemandem anvertrauen konnte, der weniger fähig wäre, Mißbrauch damit zu treiben niemandem, der es besser zu übersetzen verstünde. — Ich würde sehr befriedigt sein, wenn Sie das Buch nicht nur in's Deutsche übersetzen würden, nein, wenn Sie es auch italienisch erscheinen lassen wollten. — Ich werde Ihnen das ganze Werk zurückschicken, mit allen Ergänzungen und allen notwendigen Auskünften..." Man hat zwar einen Diebstahl an mir begangen, aber „je ferai ce que je pourrai pour ne pas perdre le coupable, et je lui pardonnerai même en faveur de la restitution, que j'attends de vous." Das sollte heißen: In ihrer Hand befindet sich das Geschick Ihres Freundes — den ich mit einem Worte in's Gefängnis bringen könnte! (Aus dem Dienst gejagt war er schon, ehe noch der Brief Lessings in Voltaires Hände kam.)

Der Brief empörte Lessing bis aufs Blut. Dem Bruder

teilte später der unglückliche Richier mit, Lessing habe eine lateinische Antwort an Voltaire aufgesetzt gehabt, die „dieser gewiß nicht an das Fenster gesteckt haben würde“[142]. Aber nachträglich hatte sich Lessing wohl eines Klügeren besonnen. Einen Voltaire sich zum Feinde zu machen, noch dazu in Sachen, die so leicht mit Bosheit auszunutzen waren, das wäre einem literarischen Selbstmord gleichgekommen. Zu allem schrieb ihm noch Mylius: „Ihre Sache mit Voltairen hat viel Aufsehens gemacht; Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Dasein waren“[143]. Und leider hatte zu denen, die sich den Namen Lessings im Zusammenhang mit dieser Geschichte zum ersten Male einprägten, auch der preußische König gehört: die Veranlassung, daß Lessing in späteren Jahren den Ruf an die Akademie nicht erhielt, mit dem ihm geholfen gewesen wäre!

Nach der Wittenberger Unterbrechung nahm Lessing im November seine Rezensententätigkeit wieder auf. Eines der ersten, was ihm vor die Feder kam, war Voltaires „Amélie“. Vielleicht schwankte er einen Augenblick angesichts dieses schwächlichen Dramas, wie er sich zu benehmen habe, dann aber setzte er sich nieder zu jener überschwenglichen Kritik, die wir an früherer Stelle bereits zitiert haben (vgl. S. 91 f.). Aus diplomatischer Klugheit hatte er verzichtet, jenen lateinischen Brief an Voltaire abzuschicken; aus diplomatischer Klugheit schrieb er eine Kritik — als ob nicht das geringste vorgefallen wäre. Man sollte ihm nichts anmerken, was seinen Groll hätte verraten können. Alle Welt kannte seine Sache mit Voltaire; alle Welt kannte die früheren Rezensionen; er hätte seine Stellung als Kritiker erschüttert, wenn man ihm später hätte vorwerfen können, daß seine Kritiken von persönlichen Motiven geleitet würden. Allen derartigen Möglichkeiten sollte von vornherein der Boden entzogen werden. Und mehr als dieses Negativum: er erreichte damit sogar das Gegenteil. Denn die literarischen

Kreise wurden zu der Anerkennung gezwungen, daß der Kritiker der Vossischen Zeitung eine hervorragende Unbestechlichkeit bewiesen habe. Also setzte er sich hin und lobte seinen Gegner! Aber mehr wie das: er lobte ihn zu Tode! Und gerade darin vielleicht lag seine geheime Rache. Wer die Verhältnisse kannte, der las die überschwengliche Kritik mit eben der Ironie, mit der man sie sich geschrieben denken kann. „Ein großer Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kann, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist". Alle Welt wußte, daß gerade aus Voltaires Feder so manches geflossen war, was alle Welt bespöttelte. Und dann dieser theatralische Schluß: „Es ist vielleicht verwegen, zu sagen usw. Doch es sei verwegen; gibt es nicht auch verwegene Wahrheiten?"[144] — ist das nicht ein geheimes Augenzwinkern an die Eingeweihten? die Selbstironie des Ausrufers vor einer Jahrmarktsbude?

Wie auch immer! Lessing gab sich den Anschein, als sei zwischen ihm und Voltaire nie etwas vorgefallen. Er wäre seiner eigenen Ehre zu nahe getreten, wenn er die Schätzung eines großen Mannes danach hätte bemessen wollen, daß er persönlich eine Kränkung durch ihn erlitten hatte. Möglich, daß er sogar seine Ehre darein setzte, nach dem Erfahrenen doppelt laut den Herold Voltaires in Berlin zu spielen. Nicht den andern — nein, sich selber gegenüber. Schließlich mußte man sich mit der Scheidung zufrieden geben, mit der auch Friedrich der Große die widerspruchsvolle Gestalt Voltaires sich erträglich gemacht hatte: die Scheidung zwischen Mensch und Schriftsteller. Lessing behielt nach wie vor die größte Hochachtung für diesen; aber nur spöttische Ironie mehr hatte er für den schlauen Ränkeschmied, der nicht einmal mannhaft zu den eigenen Schriften sich bekannte.

Just diese Seite Voltairescher Praktiken liebte er nun mit leiser Ironie dem Publiko zu präsentieren. Ein Jahr nach dem unglücklichen Ausgang der siècle-Affäre schreibt

er mit unverkennbarem Vergnügen, daß sich der Herr v. Voltaire verbunden achte, hierdurch anzuzeigen, daß er keinen Anteil habe an den Schriften, die man ihm in einigen Journalen habe beimessen wollen[145]. Jedermann wußte, daß sie niemanden anders als Voltaire zum Verfasser hatten. Es war unter andern die „Diatribe du docteur Akakia". Ein andermal wird auf die neueste Dresdener Ausgabe von Voltaires Werken hingewiesen, eine der wenigen, die der Herr v. Voltaire für echt anerkenne, und auf die man gut tue in Polemiken mit Voltaire sich zu beziehen, damit dieser außer Stand gesetzt werde, seine Gedanken für verändert und verstümmelt auszugeben, „welches er wohl sonst zu tun soll gewohnt sein"[146].

Nun! was Lessing so ironisch hier als fünfundzwanzigjähriger verspottete, dafür gewann er erst in seinen Mannesjahren besseres Verständnis. An seinen Bruder schrieb er am 25. Februar 1780:

„Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde..."

Es handelte sich um — „Die Erziehung des Menschengeschlechts".

3.

Keinen wahrhaften Freund zu haben, ist für die Menschenart, wie sie Voltaire repräsentiert, tragisch unausbleibliches Verhängnis. Was war noch sein Verhältnis zu Friedrich, seit dieser das böse Wort hatte fallen lassen: daß man die Orange auspresse und ihre Schale dann bei Seite werfe. Mit den französischen Gästen des Königs lebte er in Fehde, mit den Emigranten hatte er keine Fühlung und die deutschen Literaten hatten ihm nichts zu geben. Er lernte Sulzer kennen, Kleist, soeben Lessing auf eine ärgerliche Weise und auch Mylius schmuggelte sich bei ihm ein. Aber was bedeuteten diese? Seit der Entfremdung von Friedrich war seine Position unhaltbar geworden; und was ihm nun auch den letzten Boden noch unter den

Füßen entzog, das war der Umstand, daß er auch derjenigen Körperschaft sich entfremdete, die ihm so leicht eine sichere Stütze hätte werden können: der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Er war von ihr in der Sitzung am 9. Juni 1746 zum auswärtigen Mitgliede gewählt worden, besuchte in der Zeit seines Berliner Aufenthaltes nur äußerst selten ihre Sitzungen und kündigte ihr seine Mitgliedschaft von Leipzig aus im Frühjahr 1753. Dazwischen lag, was der Grund dieses gespannten Verhältnisses war und der Grund seines endlichen Sturzes wurde, sein bekannter Streit mit ihrem Präsidenten Maupertuis.

Die Sachlage war einfach: Maupertuis mißgönnte Voltaire den größeren Ruhm, dieser dem Präsidenten seine bevorzugte Stelle. Beide hegten den frommen Wunsch, bei gegebener Gelegenheit einander ein Bein zu stellen; und diese Gelegenheit erschien für Voltaire zuerst. Es war ein Prioritätenstreit. Der Präsident glaubte ein neues Naturgesetz gefunden zu haben; ein auswärtiges Mitglied der Akademie, der im Haag lebende Professor König, wollte einen Brief von Leibniz kennen, in dem das Naturgesetz längst ausgesprochen sei. Was da! — wollte kennen?? Nachweisen! forderte der beleidigte Maupertuis. Da der Brief trotz eifrigen Suchens so schnell nicht wieder aufzufinden war, drang der Präsident auf Ausstoßung Königs aus der Akademie — ein gewalttätiges Verfahren, gegen das alle Welt protestierte und das man unverhohlen als Justizmord bezeichnete. Wolff selber, der hauptsächliche Vertreter Leibnizens, stellte sich entschieden auf die Seite Königs.

Voltaire, dem dies nicht bloß eine günstige Gelegenheit war, den hochfahrenden Rivalen anzugreifen, sondern der auch wie Zola ein natürliches Bedürfnis hatte, die Partei der ungerecht Verfolgten zu vertreten, Voltaire geißelte dies Vorgehen vor den Augen Europas in einem öffentlichen Briefe: „Réponse d'un Académicien de Berlin à un

Académicien de Paris" (Herbst 1752). Darüber entrüstete sich der König, der in der angegriffenen Ehre seines Präsidenten einen Angriff auf die Akademie und in einem Angriffe auf die Akademie einen Angriff auf sich selber sah. Er antwortete gleichfalls anonym mit einer „Lettre d'un Académicien de Berlin à un Académicien de Paris". Eine scharfe Antwort — man weiß nicht von wem — unter der Maske eines Pariser Akademikers folgte auf dem Fuße; der literarische Streit war im vollen Gange.

Da schmiedete Voltaire eine teuflische Waffe: die Diatribe du docteur Akakia, ein überaus witziges Pamphlet, in welchem der Berliner Präsident mit allen seinen überspannten wissenschaftlichen Plänen der unsterblichen Lächerlichkeit übergeben wurde. (Hamann sagte: „l'immortel Maupertuis, grâces au burin de Voltaire!"[147]) Er besaß Mut genug, es dem König vorzulegen, der sich köstlich dabei amüsierte, aber ihm aufs strengste die Veröffentlichung verbot. Voltaire verbrannte scheinbar vor Friedrichs Augen das ganze Manuskript. In Wirklichkeit hatte er für die Veröffentlichung längst Sorge getragen und auf Grund einer Druckerlaubnis für eine andere Schrift das Buch in Potsdam unter die Presse gegeben. Als Friedrich das erfuhr, zwang er Voltaire, der zuerst alles leugnete, zur Abbitte und zu demütigen Erklärungen. Die ganze Auflage wurde vernichtet. Allein Voltaire betrog den König zum zweiten Male: er schickte ein Exemplar ins Ausland, und bald erschien der Akakia aufs neue, jetzt in Tausenden von Exemplaren, und wurde mit Schadenfreude vom Publikum gelesen. Friedrich war empört, und am 26. Dezember meldete die Vossische Zeitung:

„Am Sonntage mittags (24. Dezember) wurde eine schändliche Schmähschrift La Diatribe etc. betitelt durch die Hand des Scharfrichters an verschiedenen Orten öffentlich verbrannt. Man sagt, daß der Herr v. Voltaire Verfasser davon sei. Sie ist wider den Herrn v. Maupertuis." —

Von allen deutschen Literaten am meisten in diese Dinge verwickelt war das Akademiemitglied Sulzer. Obgleich er ganz und gar nicht mit dem Verfahren gegen König einverstanden gewesen war, hatte er es doch nicht gewagt, offen gegen den gewalttätigen Präsidenten vorzugehen, und klagte deshalb in einem Briefe:

„Ich habe keinen Anteil an dem Streit, obgleich mein Name in der Liste der Richter steht; denn ich habe zu dem harten Verfahren gegen Herrn König meine Einwilligung nicht gegeben... Überhaupt ist die ganze Sache ein Streit de lana caprina.... Indessen hat diese häßliche Affäre hier viele Händel gemacht. Weil Maupertuis alle Gewalt in Händen hat und man nicht sehr laut gegen ihn reden darf, so ist die Erbitterung im Geheimen desto stärker, und dieses tut der Akademie großen Schaden. Man siehet die Parteilichkeit überall“[148].

Etwas später, im Dezember, berichtete er an Haller:

„Le Roi se montre Protecteur fort zélé de Mr. de Maupertuis même contre Voltaire. Le dernier ayant fait imprimer à Potsdam et en Hollande un écrit dans lequel il cherche à rendre notre Président ridicule, le roi ayant en connaissance, a demandé tous les exemplaires, qu'il a fait brûler, et pour ceux de Hollande, Il a obligé Voltaire de donner ordre de les remettre à Mr. de Hellen, Résident de S. M. à la Haye“[149].

Und rückblickend auf die ganze Affäre, schrieb er im März des nächsten Jahres an Bodmer:

„Unter anderm hat der akademische Krieg mit Herrn König mir auch etwas zu schaffen gemacht. Voltaire, der, wie es scheint, seinem Rival den Tod geschworen hat, hat den ganzen Winter nichts getan, als Briefe, Mémoires und Satiren gegen ihn zu schreiben. In einem Mémoire, das er an den König geschickt hat, sagt er: Ich habe öffentlich gegen das Jugement (contre ce brigandage, wie er sich ausdrückt) protestiert. Man hat mich im Verdacht gehabt, als hätte ich mit Voltaire causam communem in

der Sache gemacht etc. Dieses hat mich bewogen, um mich aus dem Verdacht einer verhaßten Sache herauszuziehen, Voltairen ein Dementi in der Zeitung zu geben, weil in der Tat meine Einwendungen gegen das Jugement keine Protestation gewesen. Dieses hat mich bei der andern Partei, die, wie es noch bis dahin scheint, die stärkste ist, wieder ein wenig in Gunst gebracht. Voltaire hat seit drei Monaten den König nicht gesehen und beständig um seinen Abschied angehalten; aber vergeblich. Seit drei Tagen ist er wieder in Potsdam, und nun erwartet man hier mit einiger Aufmerksamkeit die Folge dieser Unterredung. Es scheint wohl kaum möglich, daß der König diese zwei Männer zugleich an seinem Hofe werde behalten können. Die Akademie wünscht sehr, daß diese Unruhen einmal vorbei sein möchten. Aber soviel ich vorsehe, wird der Krieg heftiger werden, als er jemals gewesen ist; denn Herr Euler hat eine Schrift drucken lassen, die nicht nur Herrn König persönlich sondern auch alle unparteiischen Kenner der Materie, davon die Rede ist, äußerst aufbringen wird. Ich habe alle meine Kräfte nötig, um bei der Sache die Neutralität zu beobachten"[150].

Aber trotz der vorsichtigen Neutralität, deren sich dies tapfere Akademiemitglied befleißigte, hatte sein passiver Widerstand genügt, den Zorn des wilden Präsidenten zu erregen, und solange Maupertuis das Kommando inne hatte, erhielt Sulzer als Akademiker nicht mehr seine Pension — die gerechte Strafe, daß er nicht wie ein guter Deutscher Farbe bekannt und für seine Überzeugung gestritten hatte! Zuzugeben ist, daß er mit Sicherheit den Kürzeren dabei gezogen hätte. Maupertuis der Akademie zu erhalten, war Friedrich der Große alles fähig: selbst einen Voltaire zu verlieren. —

Tapferer als Sulzer, da er weniger zu verlieren hatte, aber auch nicht ohne die gehörige Rückendeckung der Heuchelei, die in dieser Affäre unvermeidlich war, tapferer an der Seite Voltaires gegen den Justizmord Königs hatte

ein junger Berliner Journalist gestritten, den es in allen Fingern juckte, in dem Streite der Großen eine Rolle zu spielen: Lessings Vetter, Christlob Mylius. Er hatte sich von einem Gottschedianer zum Anhänger der englischen Deisten entwickelt und vertrat in seiner Zeitschrift „Der freie Geist" etwa Ansichten wie: daß nicht der Wortlaut der Bibel und das kirchliche Dogma sondern die Werke des Schöpfers zum Glauben an Gott nötigten; — war also von vornherein dafür prädestiniert, an der Seite Voltaires zu marschieren. Er war Feuilletonredakteur an der Vossischen Zeitung und hatte in dieser Eigenschaft, wie später Lessing, des öfteren die Aufgabe, Werke „des großen Dichters unserer Zeiten, des Herrn v. Voltaire", anzuzeigen und zu besprechen. 1751 übernahm er die Redaktion der kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit und war eben im Begriff, auf Kosten einer gelehrten Gesellschaft und unter besonderer Protektion Hallers als Naturforscher eine Reise nach Surinam anzutreten, als ihn der plötzlich um Maupertuis entbrannte Streit noch eine Zeitlang in Berlin zurückhielt. Allein die Rolle, die er dabei spielte, war eine Rolle der Falschheit. Während er öffentlich das Urteil der Akademie in einem Sinne kritisierte, als sei er nur auf Maupertuis Ruhm bedacht, schrieb er hinterrücks und in Wahrheit gegen Maupertuis, was seinem Schutzpatrone Haller nicht unangenehm war. Das zwiespältige Betragen konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben, aber was ihm viel wichtiger war als dieses: er genoß nunmehr der Ehre, bei Voltaire vorgelassen zu werden oder bei der Gräfin v. Bentinck zu speisen; und seinen Briefen merkt man es an, wie sehr ihm im Verein mit solchen Mächtigen der Kamm geschwollen war. Am 21. Januar 1753 schrieb er an Haller:

„Ich hatte letztlich eine Kommission an den Herrn v. Voltaire, bei welcher Gelegenheit ich drei Viertelstunden bei ihm war. Er hat zweimal vergebens um seinen Abschied angehalten. Nun soll gar die Welt glauben, er habe die

Diatribe nicht gemacht. Ich weiß es zum wenigsten gewiß..."

Und am 30. Januar:

„Ich bin gestern wieder bei dem Herrn v Voltaire gewesen, welcher noch immer sehr mißvergnügt ist, ob man gleich aus den öffentlichen Zeitungen schließen sollte, daß alles wieder hergestellt wäre... Die Frau Gräfin v. Bentinck war auch da, und wir stellten gleichsam ein Anti-Triumvirat vor ..... . Man wird vermutlich bald für ihn (Maupertuis) sehr nachteilige Folgen der Verbrennung des Akakia sehen. In Leipzig wird eine Übersetzung davon mit spöttischen Zusätzen gedruckt. Aus Holland werden wir bald die ‚Séance mémorable', eine ebenso bittere Satire wie der Akakia, bekommen".

Von der erwähnten Übersetzung wußte der Briefschreiber aus bester Quelle; denn sie stammte von ihm selber und war eine der Haupttaten, die er literarisch in dieser Affäre ausgeheckt hatte; eine weitere war die Übersetzung auch der erwähnten Séance; seine dritte Tat aber war die Verfertigung eines Bänkelsängerliedes auf die Verbrennung des Akakia, dessen Wortlaut uns leider verloren gegangen ist, da es nur handschriftlich verbreitet war. Nur die letzte Strophe ist uns aus einem Briefe Kästners bekannt geworden. Sie lautet:

Drum merket dies, ihr lieben Leut'
In dieser letzt betrübten Zeit,
Sonst kost's euch Wams und Hosen:
Geht klüglich um mit Spott und Hohn,
Schimpft Gott und die Religion,
Nur schonet die Franzosen![151]

Für den Wortlaut wollte der 72 jährige Kästner, der das Gedicht vor 40 Jahren vom Verfasser erhalten hatte, sich nicht verbürgen. Denn, wie er selbst hinzufügte: „ganz im Zusammenhang war der letzte Gedanke nicht, weil Franzosen wider Franzosen waren".

Mit den beiden Übersetzungen und seinem Bänkelsängerliede aber hatte Mylius einer höchst rebellischen Gesinnung sich schuldig gemacht. Als ihm nun die Behörde auf die Spur kam, gab er Fersengeld, verließ eiligst die Hauptstadt und trat die beabsichtigte große Reise an. Eine Zeitlang ging das Gerücht, daß er „in den preußischen Landen ausgehoben und nach Spandau gebracht sei" — wie Professor Hollman an Haller und Voltaire an Gottsched[152] berichteten. Er selbst aber empfing diese Nachricht behaglich in Holland aus einem Briefe, den ihm Voltaire nach dort gesandt hatte — woraus wir schließen dürfen, daß er mit diesem vorübergehend in Korrespondenz gestanden habe. (Der Brief, von Goethes fünftem Geburtstage datiert, scheint leider verloren gegangen zu sein.) Doch noch bevor Mylius weiterzog, erreichte ihn die sensationelle Nachricht, die er seinem Tagebuche einverleibte, „daß der Herr v. Voltaire in Frankfurt auf Requisition des Königs von Preußen zwei Mal arretiert worden und daß ihm bei dem zweiten Male der Königlich Preußische Resident daselbst, v. Freytag, sehr übel begegnet, indem er ihn mit vier Mann Wache und einem Unteroffizier in ein Haus gebracht, wo er ihn bei der Nase gehalten, indessen daß die andern ihm 80 Louisdor genommen, welche er in der Tasche gehabt etc".
Darauf dichtete er im Überwallen zornigen Gefühls:

An den Herrn v. Freytag,
Königl. Preuß. Residenten zu Frankfurt a. M.

Vortrefflichster Profoß und Gaudieb unsrer Zeiten,
Du wirst noch Bartschens Geld und Jacobs Ruhm erbeuten,
Das Probstück, das du jüngst am Voltaire abgelegt,
Ist wert, daß Hedlinger Goldmünzen davon prägt;
Kannst du mich auch einmal so bei der Nase zausen,
Und mir wie ihm selb sechst 400 Thaler mausen,
Wa, so versprech' ich dir die beste Schinderei:
Doch daß dein Meisterstück des Moreau Keile sei[153].

(Moreau war Maupertuis Familienname.)

Univ. of Arizona Library

Die spannenden Vorgänge mit ihrem katastrophalem Schlusse hatten die ganze Berliner Schriftstellerwelt in Atem gehalten, und auch Bodmer in der fernen Schweiz ließ sich getreulich von allem Neuen und Neuesten unterrichten. Am 22. Mai erfuhr er durch Kleist, daß Voltaire nun fort sei, anfänglich sich in Leipzig aufgehalten habe und jetzt in Gotha weile. Er erfuhr aus Abschriften jenes wüsten Briefwechsels zwischen Voltaire und Maupertuis, daß der Präsident dem abziehenden Gegner einen unglaublichen Drohbrief mit dem Schlußworte „Tremblez"! nachgesandt und Voltaire mit einem ebenso tollen Schreiben geantwortet habe, worin er dem Präsidenten in Aussicht stellte, daß er seine Gegenstöße mit einer Klistierspritze erwidern werde. Und Kleist schloß seinen Bericht mit den Worten: „Tantane animis coelestibus ira!"[154]

Allein mit Voltaires Weggange war keineswegs der interessante Gesprächsstoff schon erloschen. Noch zwei Jahre später schrieb Kleist seinem Halberstädter Freunde: „Ich habe Ihnen hundert Anekdoten zu sagen von Voltaire, Maupertuis etc., die ich Ihnen nicht schreiben kann"[155]. Er hatte es am eigenen Leibe spüren müssen, daß Voltaire dem Könige verloren gegangen war, denn er mußte im August an Hirzel melden: „Wir sind noch niemals so viel mit Exercieren angegriffen worden als dieses Jahr... Der König fällt itzo noch mehr als sonst aufs Militaire, weil er durch den Verlust Voltairens, Maupertuis und alle seiner Freunde mehr ennuis als ehedem hat"[156]. Wie sehr man sich für alles interessierte, was den ehemaligen Gast des Königs anging, mag man flüchtig daraus ersehen, daß Abschriften Voltairescher Briefe wie literarische Leckerbissen von Hand zu Hand wanderten, belacht, bewundert und glossiert. Gleim schickte ein solches interessantes Dokument im Jahre 46 an Krause, als Krause aber den Brief an Kleist weiter kolportierte, war er bereits keine Neuigkeit mehr, Kleist hatte ihn schon von anderer Seite erhalten. Der Hauptmann in Potsdam scheint sogar

häufiger damit bedient gewesen zu sein; denn 1755 wollte er auch Gleim mit einem Voltaireschen Briefe delektieren. „Allein (schreibt er dem Freunde) er ist so peste, daß ich ihn der Post nicht anvertrauen mag; Sie sollen ihn bei mir lesen“[157]. Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß die erste deutsche Sammlung von Briefen Voltaires 1765 in Hamburg erschien. Sie trug den Titel: Geheime Briefe des Herrn v. Voltaire, aus dem franz. übersetzt. Spätere Ausgaben vgl. Buch V., Kap. 1. am Ende.

Die Erinnerung an die aufregenden Affären der Voltairezeit blieb den Berlinern gegenwärtig, als ob sie gestern sich zugetragen hätten. „Als ich 1765 nach Berlin kam (erzählt Thiébaut) war es, als sei Voltaire erst den Tag vorher abgereist, oder als sei er gar noch am Ort. Man sprach mir nur von ihm; jedermann hatte mir einige sonderbare Geschichten zu erzählen, mit einem Wort: alles war voll von ihm. Tausend Leute, sogar Militärs, besaßen Kopien von den verschiedenen handschriftlichen Sachen für oder gegen Voltaire“[158].

Auch die Literatur darüber starb nicht aus. Wo man von Friedrich dem Großen handelte, handelte man auch von seiner Verbindung mit Voltaire; und wo über diese, da auch über die Affären Hirschel und Maupertuis. Anonyme Literatoren klaubten das Material zusammen in Büchern wie den „Geheimnissen zur Erläuterung der Geschichte unserer Zeiten“ (Leipzig 1764). Leute, die an den Dingen teilgenommen hatten, schrieben Memoiren, wie Sulzer seine Biographie und Formey, der Sekretär der Akademie, seine „Souvenirs d'un citoyen“ (1789). Dieser Formey, der mit Voltaire sehr manigfache literarische Beziehungen gehabt, (wer sich darüber orientieren will, findet ausführliche Angaben bei Mahrenholtz, Voltaire im Urteile seiner Zeitgenossen) hatte in seiner Zeitschrift Voltaire mehrfach angegriffen und für Maupertuis Partei genommen. Gleichzeitig mit seinen Souvenirs veröffentlichte er eine andere Zusammenstellung seiner Berliner

Eindrücke unter dem Titel „Frédéric le Grand, Voltaire, Jean Jacques, d'Alembert" (Genéve 1789). Hatte er aber geglaubt, mit seinen „Erinnerungen" interessante Enthüllungen zu machen, so mußte er sich von Zimmermann in seinem Buche „Fragmente über Friedrich dem Großen" (1790) sagen lassen: „Der gute Herr Formey glaubt, daß er über den Akakia Dinge erzähle, die kein Mensch wisse. Dies tut mir leid: denn ich habe aus dem Munde des Herrn Minister v. d. Horst hier die Geschichte der Verbrennung des Akakia erzählt, wie sie der gute Herr Formey nicht weiß." In der Tat war auch Zimmermann eingehend auf diese Affäre eingegangen und hatte mit Parteinahme für den König gegen Dénina polemisiert, der in seinem „Essai sur la vie et le règne de Frédéric II." diesen wegen der Verbrennung des Akakia der Intoleranz beschuldigte. „Aber der Akakia war kein Glaubensartikel (schrieb Zimmermann dagegen), und das Verbrennen einer sehr boshaften Schrift gegen Maupertuis war, sobald man die Umstände genau weiß, das vollkommenste Gegenteil von Intoleranz." Er erzählte darauf den ganzen Verlauf der Dinge, um mit dem Urteile abzuschließen, daß Friedrich durchaus korrekt, Voltaire aber „höchst niederträchtig" gehandelt habe. Im übrigen hatte er zuvor erklärt: von den Franzosen an Friedrichs Hof, „von der Größe und zuweilen auch von der Kleinheit dieser Männer, von ihren Taten und ihrem Wandel" wisse man so sehr vieles, daß er sich vorgenommen habe, nicht näher auf dieses Thema einzugehen. Auch Nicolai in seinen „Anekdoten von Friedrich II." (1788) hatte es nicht für nötig befunden, die stadtbekannten Geschichten noch einmal aufzuwärmen. Aber er urteilte äußerst abfällig über Voltaires Betragen am preußischen Hofe und fand sogar die Frankfurter Affäre durch den Zwang der Verhältnisse reichlich entschuldigt. Voltaire selbst klagte vor dem Richterstuhle Europas in der Vorrede zum Supplément du siécle de Louis XIV. und später in den Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire.

Nur der Vollständigkeit halber will ich anführen, was den Rahmen unseres Themas eigentlich überschreitet, daß sowohl Voltaires Aufführung bei Hof wie seine Verhaftung in Frankfurt dramatische Bearbeitungen gefunden haben, die dem erwähnten Tantale en procès an die Seite zu stellen sind: Voltaire à Francfort, comédie anecdotique en un act (en prose) par Ourry et Brazier (Paris, Riga 1831) und O. Hahn, Voltaire am Hofe Friedrichs II., Schauspiel (Stuttgart 1883).

Wie weit die Wellenkreise aber reichten, die das katastrophale Ende der Beziehungen zwischen dem preußischen König und Voltaire bei den Zeitgenossen erregte, dafür als artiger Beleg mag die Erzählung Goethes in Dichtung und Wahrheit dienen, die den Widerstand schildert, den der Vater Goethes dessen sich anspinnenden Beziehungen zum Weimarer Hofe entgegensetzte. Denn womit begründete er diese ihm eingeborene Abneigung gegen jegliche Hofgängerei?

„Er pflegte gewöhnlich sein stärkstes Argument bis zum Schlusse der Unterhaltung aufzusparen, da er denn Voltaires Abenteuer mit Friedrich II. umständlich ausmalte, wie die übergroße Gunst, die Familiarität, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden, und wir das Schauspiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftsteller durch Frankfurter Stadtsoldaten auf Requisition des Residenten Freytag und nach Befehl des Bürgermeisters v. Fichard arretiert und eine ziemliche Zeit im Gasthof zur Rose auf der Zeil gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte sich zwar manches einwenden lassen, unter andern, daß Voltaire selbst nicht ohne Schuld gewesen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen[159].“

4.

Daß nach allem diesem Voltaires Verhältnis zu Friedrich bei den Zeitgenossen eine überwiegend ungünstige

Beurteilung gefunden hat, ist nicht verwunderlich. Es war nur die allgemeine Meinung, wenn der Berliner Nicolai in seinen „Anekdoten" erklärte, der König habe den Schriftsteller mehr geliebt, als dieser es um ihn verdient habe. Überwiegend fand man, daß Friedrich im Recht und Voltaire ein Kabalenschmied gewesen sei, der sich noch immer nicht genug vom Könige ausgezeichnet geglaubt habe (Nicolai). Da man freilich auch die wegwerfenden Äußerungen kannte, die Friedrich über den französischen Gast getan hatte, so beschied sich selbst der sonst so bereit verteidigende Zimmermann mit der Anerkennung, daß das, „wieviel oder wie wenig Voltaire von Friedrich geliebt ward, wohl ein unauflösliches Problem bleiben müsse".

Nur Eins war allen unumstößlich sicher, daß „Voltaire, obgleich bei weitem der größte Schriftsteller unter allen Franzosen am Hofe, auch der undankbarste gegen den König" gewesen sei (Nicolai); und nicht nur gegen den König, sondern auch „gegen die allzu vielen deutschen Fürsten, von denen er so viele Güte genossen habe"[160]. Wenn ihm etwas der Patriotismus nicht vergab, dann waren es „die gelegentlich sehr giftigen Stiche"[161] auf die gekrönten Häupter der deutschen Vaterländer. 1775 schrieb die Deutsche Chronik: „Der satirische Ausfall auf den König von Preußen, dem Voltaire größtenteils seine Reichtümer und seine Muse (Muße?) zu verdanken hat, macht dem Herzen des alten Mannes Schande..."[162]. Zimmermann berichtete in sichtlicher Entrüstung, Vestris der Operntänzer in Paris habe nur drei große Männer in Europa anerkannt: den König von Preußen, Voltaire und sich! „Aber Vestris war ein Narr und der Satyr Voltaire ein Schurke; denn Voltaire hat gesagt: er habe Friedrich dem Großen den Ekelnamen des nordischen Salomon gegeben, und er sei ihm geblieben. Eine eitele und infame Satyrseele saugt Gift aus allem und kocht dann schale Epigramme aus diesem Gifte"[163].

Die Empörung über diese Undankbarkeit Voltaires

fand ihren Höhepunkt, als 1784 durch eine Indiskretion das Buch im Druck erschien, das Voltaire zu Lebzeiten des alten Königlichen Gönners nicht hatte veröffentlichen wollen: La vie privée du roi de Prusse! Es hatte freilich schon 1753 und handschriftlich bereits früher ein Buch existiert mit dem mehrfach veränderten Titel: Idée de la personne, de la manière de vivre et de la cour du roi de Prusse, das jene boshaften Verleumdungen gegen Friedrich enthielt, die sich nachmals, wenn auch verändert, in Voltaires Mémoires pour servir... wiedergefunden haben. Friedrich der Große, der das Buch kannte, ohne es verbieten zu lassen, glaubte den Autor auf das Bestimmteste in Voltaire erraten zu müssen, obgleich dieser mit Heftigkeit leugnete und die verschiedensten Persönlichkeiten verdächtigte. Dennoch ist Voltaire der Urheber dieses Buches gewesen, wie Koser neuerdings sicher nachgewiesen hat[164]. Wörtliche Anklänge an das authentische Mémoire und obendrein die feststehende Tatsache, daß Voltaire ein Exemplar des älteren Buches der Herzogin von Gotha zum Geschenk gemacht hat, beweisen es. Das Buch erschien deutsch in den schon erwähnten „Geheimnissen zur Erläuterung der Geschichte unserer Zeit“ (1761). Die spätere Umarbeitung unter dem Titel „Das Privatleben des Königs von Preußen, oder Nachrichten zum Leben des Herrn v. Voltaire, von ihm selbst geschrieben“ (1784 o. O.) erlebte sogar verschiedene Auflagen, die eine in Duodez, die andere in Oktav; eine andere Ausgabe führte den Titel „Geheime Nachrichten zu Voltaires Leben, von ihm selbst geschrieben“ (Berlin 1784). Zwei Übersetzungen noch im selben Jahre, in welchem das französische Original erschien! Wahrhaftig, man riß sich um das Buch, in welchem das Andenken des größten preußischen Königs in den Schmutz gezogen wurde!

Es bezeichnet die Geisteshöhe Friedrichs und die furchtbare Höhe seiner Menschenverachtung, daß er für Voltaires boshafte Mémoires nicht mehr als ein Lächeln

hatte. Nach Zimmermanns Bericht hatte er gesagt: „Man muß dieser Torheit ihren Lauf lassen; sie wird doch wenigstens zur Belustigung der Landprediger dienen, die mir nicht hold sind“[165]. Er kannte ja seit den Tagen des Judenprozesses diese Kanaille, auf die es Gottes unbegreiflicher Ratschluß gefallen hatte, den geistvollsten Kopf des Jahrhunderts zu setzen. Das Eloge, das der König am 26. November 1778 in der Akademie vorlesen ließ, brachte dem Kopfe des Toten die größten Ehren dar, und im Jahre 1781 schenkte er diesen Kopf in Marmor derselben Akademie, in der noch heutigen Tages sich aufgestellt befindet. Natürlich erfolgte von seiten preußischer Patrioten eine heftige Abwehr gegen Voltaires schimpfliche Unterstellungen. Andere wollten es nicht glauben, daß diese Schändlichkeit wirklich von einem ehemaligen Freunde Friedrichs herrühre. Zimmermann beruhigte: „Vermutlich hat man unter den Papieren des Herrn v. Voltaire etwas gefunden, das er in der Zeit seiner nahen Abreise von Potsdam oder bald nachher mochte zusammengetragen haben, um sich nach dem Streite mit Maupertuis wegen seiner Ausstoßung aus Potsdam zu rächen. Das Ganze ist aber doch eine Rhapsodie von verdrehten Geschichten, verstellten Wahrheiten, groben Erdichtungen und wirklichen Absurditäten. Es ist unmöglich, daß ein so großer Kopf, wie Voltaire war und für alle Zeiten sein wird, dies alles so geschrieben habe“[166]. Nicolai erklärte das „elende“ Machwerk für einen Haufen gröbster Erdichtungen. Aber 1789 die N. Bibl. d. sch. Wiss. meinte schon vorsichtiger: „Viel erzählte Voltaire darin falsch, weil er es nicht besser wußte und zum Teil nicht besser wissen konnte, vieles hat er absichtlich entstellt und verfälscht; allein nicht weniger würde man sich von der Wahrheit entfernen, wenn man diese Schrift mit einigen deutschen vorzüglich preußischen Schriftstellern für ein bloßes Gemenge von Lügen und Verleumdungen erklären wollte. Mancher Tadel des so großen Königs ist gewiß gegrün-

det“[167]. Wenn nichts schlimmeres, so fand man Voltaires Indiskretionen sehr taktlos. Wieland schrieb schon 1775 an den Staatsrat von Gebler: „Das Übrige — meine Liebe zu einem jungen Fürsten, der einer Krone Ehre machen würde, und seine Liebe zu mir — ist etwas zwischen Ihm und mir, das die Welt nichts angeht, und wovon sie auch nie etwas hören soll — weil ich kein Voltaire bin“[168].

Nur einer hatte Friedrichs Geisteshöhe, die Mémoires nicht mit den Augen des Philisters zu betrachten: Goethe! Am 5. Juni 1784 schrieb er an Frau v. Stein von Gotha aus:

„Gestern Abend vertraute mir die Oberhofmeisterin Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrit par lui même unter den feierlichsten Beteuerungen an. Man sagt, das Büchlein solle gedruckt werden, es wird entsetzliches Aufsehen machen und ich freue mich nur darauf, weil Du es lesen wirst, es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben als irgend etwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Sueton die Scandala der Weltherrscher, und wenn der Welt über König und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten, so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen, wie eine Satyre auf die Weiber, sie beiseite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen.“

Am 7. Juni von Eisenach:

„Zum Schrecken aller Wohlgesinnten geht die Rede, als sollten die Mémoires des Voltaires, von denen ich schrieb gedruckt werden. Mir macht es ein großes Vergnügen, damit Du sie lesen kannst. Ich soll eines der ersten Exemplare erhalten und ich schicke Dir es gleich. Du wirst finden, es ist als wenn ein Gott (etwa Momus) aber eine Kanaille von einem Gotte, über einen König und über das Hohe der Welt schriebe.“ (usw. vgl. S. 413.)

Und am 17. desgleichen:

„Unendlich werden dich die Mémoires unterhalten. Uns andern, die zum Erbteil keine politische Macht erhalten

haben, die nicht geschaffen sind, um Reichtümer zu erwerben, ist nichts willkommener als was die Gewalt des Geistes ausbreitet und befestigt. Nun schweig' ich auch ganz stille von dem Büchlein, um zu hören, was andere darüber sagen."

5.

Die Reise von Berlin nach der Schweiz führte Voltaire über Leipzig, wo er drei Wochen verweilte und die Bekanntschaft Gottscheds machte. Das letztere nicht ohne einen besonderen Grund. Denn wie er in dem ergötzlichen lateinischen Brief an Gottsched schrieb: „Non possum solus bellum gerere!"[169] Und er wollte fortfahren Krieg zu führen, wiewohl er dem König versprochen hatte, Maupertuis fortan in Ruhe zu lassen. Aber dieser hatte ihm einen Drohbrief nachgesandt, der Voltaire die erwünschte Veranlassung war, den erzwungenen Frieden zu brechen; und zur Unterstützung seiner Sache schien ihm jener Leipziger Professor wohl geeignet zu sein, dessen Gattin bereits im vorigen Jahre (1752) eine „Sammlung aller Streitschriften über das vorgebliche Gesetz der Natur von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper (Maupertuis, König, Voltaire)" herausgegeben hatte — ein Zeichen, daß der Wolffianer ein Interesse daran nahm, den Begründer der deutschen Philosophie gegen den französischen Präsidenten der Berliner Akademie zu verteidigen. So kam es zu einer Verbindung zwischen den beiden Männern, deren amüsante Dokumente uns Danzels Gottsched-Buch bekannt gemacht hat.

Am 4. April berichtete die Gottschedin:
„Aber etwas ganz Neues. Voltaire ist hier; er ist selbst hier, ganz gewiß! Er stieg bei dem Herrn Breitkopf ab. Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Freund ausgegangen war, und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt, Herr Breitkopf führet ihn zum Voltaire hinein, dieser fragt, ob es in Leipzig bequeme

Zimmer gebe? „Oui, Monsieur, je Vous menerai dans une auberge où Vous serez parfaitement bien — —“ — Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort, der blaue Engel hatte die Ehre diesen Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bei einem Dichter geherberget; allein es war allerlei dabei zu bedenken, davon mein Herr und seine Frau schon lange vorher geredet hatten. Er ist krank, und ob er gleich nicht so krank, als er sich stellet, so ist er doch eine gebrechliche Maschine, un homme cassé, qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nicht gesehen: er geht nicht aus, weil er kränker tut als er ist, und ein Buch wider M(aupertuis) und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich, und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hätte. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, da wir zusammen nach Meuselwitz fahren. Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe! Er ist mit Bewilligung des Königs von Berlin abgereist, weil er krank und fast dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombières nötig zu haben scheint.“

Zwei Tage später erstattete Voltaire im fürchterlichen Latein einen schriftlichen Rapport über die schwebende Angelegenheit, (dessen Einzelheiten allerdings unklar bleiben):

„Omnia perfeci quae celeberrimus et mihi semper charus Volfius desiderat..... Opinor D. D. Volfius ipse regi scribere debeat. Epistola brevis et facunda, modesta sed fortis de accusationibus contra Volfium in maupertuisianis litteris et falsis opprobriis multum valerent et animum regis commoverent jam labefactum. Nulla alia materia intersit, Volfii nomen praevalebit semper.“

Er hatte einen neuen Pfeil, die vermehrte Diatribe unter dem Titel „Histoire du docteur Akakia“ auf der Sehne liegen, und der Verleger Breitkopf war beordert worden,

diesen nach Berlin hin abzuschnellen. Der berühmte Gast hatte sich schon am 13. feierlichst von Gottsched verabschiedet, reiste aber erst am 19. Im letzten Augenblick besann er sich auf die Dummheit, die man begehen würde, wenn der Akakia vor der Messe in Berlin eintreffen würde. Mit dringender Post wandte er sich deshalb an seinen deutschen Verbündeten: „Empêchez, je vous en conjure, Bretkopf de faire cette énorme sottise. Vous savez qu'il faut absolument que je parte."

Er war abgereist ohne die Gottschedin gesprochen zu haben. Sie selber schreibt darüber in ihrer frischen und amüsanten Art:

„Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet, ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person, die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartiere nicht zu besuchen. Sein Sekretär vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal ebensoviel Klagen über den Unstern, daß ein Paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen sollten (dieses war sein Ausdruck) mit zurücke, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildeten Kranken den Tag, wenn ich wollte gesehen sein und ihn bei mir sehen. Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bei dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines Voltaire nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bei uns speisen, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber ausblieb, war Herr v. Voltaire, und wer über diesen Eigensinn böse ward, bin ich. Nunmehr setze ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieses habe ich gehalten, und bei seinem Abschiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn wie viele Adamskinder schuld

an meinem Verlust, einen Voltaire nicht gesehen zu haben.“ Wer müßte nicht noch heutigen Tages eine patriotische Freude darüber empfinden, wie auf diese Weise der Feinste der Feinen überlistet worden, sagt Danzel.

Doch trotz dieser kleinen Verstimmung ward der Verkehr doch nicht sogleich schon abgebrochen. Gottsched pflegte ja eine ungeheuerliche Korrespondenz nach allen Seiten. Er schickte also Voltaire nach Gotha einige Zeilen — vermutlich eine Beruhigung über die Herausgabe des Akakia — und verehrte ihm bei dieser Gelegenheit ein Geschenk: wie Danzel vermutet, die Grimm'sche Übersetzung von Gottscheds deutscher Grammatik — ein nicht übler Stich auf den sprachgewandten Franzosen, der fast drei Jahre im Herzen Deutschlands geweilt hatte, ohne ein Wort Deutsch gelernt zu haben — wie die Antwort beweist, die ihm Voltaire von Gotha aus übersandte. Sie lautet: „Monsieur, er habt mir mit ein geschenk wereheret, Welches ich nicht werth bin. Ich bin zu alt um zu lern eine sprache welche sie so gut lehren. Mais je serais en français reconnaissant toute ma vie des bontés que vous m'avez témoignées dans mon séjour à Leipsick Je devrais y retourner pour remercier et pour avoir l'honneur de voir Mm. Gottsched, que je ne connais que par sa grande réputation. Vous et elle vous me laissez bien de regrets. Permettez que sur le point de partir de Gotha je remplisse un dernier devoir de mon coeur en vous assurant de tous les sentiments avec lesquels je suis sans réserve,“ etc... Er war mit seinem Leipziger Aufenthalt offenbar ganz zufrieden gewesen. Ein Brief aus Gotha meldete an Gottsched:

„Wir haben seit einigen Wochen das Vergnügen, den berühmten Herrn v. Voltaire zu besitzen... Da ich die Ehre habe, ihn fast täglich zu sprechen, so hat er mir aufgetragen, Ihro Hochedelgeboren seiner besonderen Hochachtung und Erkenntlichkeit für alle bei seinem Leipziger Aufenthalte ihm erzeigte Gütigkeiten zu versichern.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie vorteilhaft er für das angenehme, artige, gelehrte Leipzig eingenommen ist, und was für würdige Gesinnungen er von den dortigen Gelehrten, insonderheit aber von Ihro Hochedelgeboren, Dero vortrefflichen Frau Gemahlin und dem berühmten Herrn Hofrat Mascow zu verschiedenen Malen geäußert hat"[170].

Nun verging ein gutes Jahr, in dem man nichts weiter von ihm hörte, als was die Gazetten berichteten. Da starb 1754 Wolff, und Gottsched, mit dem Plane umgehend, diesem ein literarisches Ehrendenkmal zu setzen, bat auch Voltaire um einen Beitrag. Aber der schrieb zurück: „Il faut se porter mieux que je ne fait pour dresser un monument à Wolf... Pour moi qui ne suis qu'un mourant, je n'ai que la force de vous dire de mon tombeau que je serai bien tendrement jusqu'au dernier moment votre très humble et obéissant serviteur Voltaire."

Aus den versprechenden Anfängen entwickelte sich indessen keine weitere Korrespondenz. Nur einmal noch, im nächstfolgenden Jahre, erinnerte sich Voltaire des Leipziger Professors, als ihm darum zu tun war, ein Dementi in die deutschen Zeitungen zu lancieren, das gegen die ihm zugemutete Autorschaft der „Histoire de la guerre de 1741" protestieren sollte. Er nannte sich wieder einen pauvre malade solitaire, wünschte M. et Mad. Gottsched une bonne année et toutes les prospérités que vous méritez l'un et l'autre, und bat den Professor, in seiner Zeitschrift das beigefügte Dementi zu veröffentlichen und seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß auch die andern Journale von diesem Widerruf Notiz nähmen. Ein paar Kratzfüße beschlossen das Ganze. Gottsched willfahrte dem Wunsche des Franzosen und ließ noch im Januarstück des „Neuesten" die von Voltaire beigefügte „Lettre à l'académie française" abdrucken. Eine trockene Redaktionsbemerkung sagte:

„Auf inständiges Ersuchen des Herrn v. Voltaire haben wir es ihm nicht versagen können, dieses Schreiben auch

in Deutschland bekannt zu machen: ohne uns in die Beurteilung der Sache selbst einzulassen."
Vielleicht hätte er für die falsche Verdächtigung ein Mitgefühl gehabt, wenn er geahnt hätte, daß man in wenigen Jahren ihn selbst gar zum Verfasser des Candide machen würde.

6.

Um dieselbe Zeit, in der sich die Akakia-Affäre abspielte, verwickelte sich Voltaire in die Kontroverse über das Siècle de Louis XIV., über die wir im 2. Kapitel des 4. Buches berichtet haben (vgl. S. 509 ff.). Und trotz seines kaltschnäuzigen „il se trompe" hatte er in der Meinung der Zeitgenossen sich eine blutige Abfuhr geholt. Man beglückwünschte sich zu diesem Göttingen, das schon zum zweiten Mal die deutschen Geisteswaffen wider den Franzosen zum Siege geführt hatte; zu diesem Haller, dessen Gelehrsamkeit sich von keiner französischen Impertinenz das Maul verbinden ließ, und Voltaires Gegner benutzten die Dokumente dieser Kontroverse, um das Vergnügen an seiner Niederlage auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Eben hatte Voltaire angefangen, die Ecke am Genfer See sich zur neuen Heimat zu gestalten, als auf dem Schweizer Büchermarkte ein Pasquill wider ihn erschien: „La guerre littéraire ou choix de quelques pièces polémiques de Mr. de V... avec les réponses; pour servir de suite et d'éclaircissement à ses ouvrages." Verfasser war Jean Pierre Leresche, ein Geistlicher im Kanton Waadt, und es enthielt zusammen mit anderen Zeugnissen literarischer Niederlagen auch die Polemik Voltaires mit dem Journaliste de Gottingue, dessen Gelehrte Anzeigen sein Erscheinen mit schmunzelnder Genugtuung begrüßten[171].

Voltaire, fuchsteufelswild über diesen ärgerlichen Ausgang der Dinge, suchte Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um das schändliche „libelle" zu unterdrücken,

ließ sich von seinem Genfer Verleger ein „Certificat" ausstellen, worin man bescheinigte, daß Grasset, der Verleger des Pamphlets, ein Dieb sei, der seine Firma als Angestellter früher einmal bestohlen habe, schrieb ein Mémoire sur un libelle, worin er die Echtheit der dort mitgeteilten Dokumente bestreitet, und schickte dieses zusammen mit jenem Certificat an die Akademie von Lausanne, um sie zum polizeilichen Einschreiten zu veranlassen. Zugleich wandte er sich an denjenigen, der ihm in diesem Falle der vermögenste und einflußreichste Mann zu sein versprach, er wandte sich an Haller selbst, der zu der Zeit Salinendirektor bei Aigle am Genfer See war und deshalb als Gutsnachbar Voltaires gelten konnte. Aber köstliche Ironie! aus dieser Anfrage Voltaires entwickelte sich ein Briefwechsel zwischen beiden, der mit demselben Resultate endigte, mit dem auch die Kontroverse über das Siècle geendigt hatte: man benutzte seine Veröffentlichung als ein neues Dokument für des Franzosen Niederlage.

Voltaires Anfrage erging am 13. Februar 1759. Er klagte über das libelle abominable und über drei von Leresche unter Hallers Namen an Voltaire geschriebene Briefe, mit dem Verlangen, daß Haller aufhöre diesem Miserabeln eine Protektion zu gewähren, auf die er sich beriefe. Beigelegt war das Leumundszeugnis über den frechen Verleger, der darin als Dieb beschuldigt wurde.

Haller sprach seine Verwunderung aus, daß der berühmteste Mann Europas angesichts einer Schmähschrift die Ruhe verliere. Offenbar habe die Vorsehung, die doch Voltaire so sehr mit Glücksgütern überhäuft habe, mit diesem kleinen Ärger einen Ausgleich schaffen wollen. Im übrigen könne dem Verfasser der Schmähschrift die angebliche Protektion eines Mannes nichts nützen, der ganz zurückgezogen in einem Erdenwinkel lebe und ohne Einfluß sei. (17. Februar.)

Voltaire, der sich dabei nicht beruhigen wollte, wiederholte sein Anliegen zugleich mit der Forderung, daß

Haller das Pasquill unterdrücken lassen möchte, da er (Voltaire) vermuten müßte, daß Haller dies mit wenigen Worten erreichen könne. Er verwahrte sich dagegen, seine Ruhe in dieser Angelegenheit verloren zu haben und erinnerte Haller an die einst gegen ihn gerichtete Schmähschrift La Mettries „On aime à être obligé de ceux dont on est l'admirateur; si dans l'enceinte des Alpes, que vous avez si bien chantées, il y a un homme, sur la loyauté duquel j'ai dû compter, c'est assurément l'illustre Mr. de Haller."

Aber Haller erwiderte am 16. März, er sei keineswegs Zensor oder dergleichen und habe nicht die geringste Beziehung mehr zu der Schweizer Regierung. Den Vergleich mit der Schmähschrift La Mettries lehnte er ab, da es sich keineswegs um eine persönliche Beschimpfung Voltaires handle wie bei dieser. Trotzdem habe er (Haller) niemals die Obrigkeit um Hilfe angerufen und niemals daran gedacht, die Preßfreiheit zu gefährden. Dagegen plaidiere er im Namen der Menschlichkeit, daß Voltaire keinen Gebrauch von dem bewußten Leumundszeugnis mache, das den Ruin des Verlegers bedeuten würde. Er selber nehme im übrigen kein weiteres Interesse an dem Streit als um der Ruhe willen, die er für Voltaire wünsche.

Voltaire, der wohl fühlte, daß Haller in diesem Kampfe nicht auf seiner Seite stand, beeilte sich nun, den Eindruck zu verwischen, als habe er wirklich so großen Wert auf die Unterdrückung des libelles gelegt und schrieb am 24. März zurück, daß er nicht einen Augenblick über diese „misères de prêtraille et de typographie" sich aufgeregt habe. Er erzählte belustigt, daß eben jener Verleger vom Papste sogar eine Medaille bekommen habe, die er ja um den Hals tragen könne, wenn er gehängt werde. Wahrhaftig, er hätte lieber mit Haller gelehrt sich unterhalten, als ihm von solchen Erbärmlichkeiten reden zu müssen.

Erst ein halbes Jahr später etwa, am 11. August, beantwortete Haller in einem höflichen Schreiben Voltaires

Zeilen, indem er konziliant auf alle Anregungen des erhaltenen Briefes einging und am Ende noch mitteilte, daß er Landmann geworden und sein größtes Vergnügen die Anstrengung sei, mit der er dem Boden seine Früchte abnötige. Einer kleinen Bosheit aber konnte er sich doch nicht enthalten. Voltaire hatte ihn einen Philosophen genannt. Haller erwiderte: „Si par philosophe vous entendez un homme, qui s'applique à se rendre meilleur à surmonter ses passions et à éclairer un esprit révolté dès sa première jeunesse contre le joug de l'autorité (soll heißen: Kirche und Offenbarung), je ne refuserai pas ce caractère. Mais, de tous les effets de la philosophie celui que j'ambitionnerais plus, ce serait la tranquililté d'un Socrate vis à vis d'un Aristophane ou d'un Anytus."

Da Haller seinem Briefe eine Einlage beigegeben hatte, um deren Rücksendung er gebeten, so schrieb Voltaire noch einmal zurück, in allgemeinen Plaudereien sich ergehend. Er freue sich über Hallers Gartenzucht. Denn „tous ce que nous avons de mieux à faire sur la terre, c'est de la cultiver. Im übrigen: cette affaire impertinante est heureusement finie."

Sie war in der Tat beendet. Voltaire hatte es bei der Obrigkeit durchgesetzt, daß das libelle verdammt und der Buchhändler von der Zensur zur Rechenschaft gezogen wurde. Der Apell an seine Menschlichkeit hatte nichts gefruchtet, und mit Rückblick wohl auf diese Affäre schrieb Haller deshalb späterhin sarkastisch: Voltaire sage zwar, „les philosophes ne font jamais d'intrigue"; — „aber glaubt er denn, es sei vergessen, mit welcher Heftigkeit er selbst die Obrigkeit wider einen Buchhändler und wider einen Geistlichen durch hundert Briefe aufgehetzt hat?"[172]

Kunstvoll war zwar der Briefwechsel (dessen Schluß, ein freundliches Schreiben Hallers, verloren gegangen ist) am Ende in einen behaglichen Dur-Akkord aufgelöst worden; aber man fand, daß Voltaire nur mit Mühe seinen Rückzug zu decken verstanden, Haller dagegen den

hitzigen Franzosen so fein wie geistvoll abgefertigt habe, und der Briefwechsel gewann eine Popularität, um die sich das libelle abominable betrogen sah.

Unverhältnismäßig früh schon waren die ersten Briefe in die Öffentlichkeit gedrungen. Noch bevor die Korrespondenz ganz ihr Ende erreicht hatte, am 30. März 1759, schrieb Voltaire wütend: „Man sagt, daß Haller es sehr bereut, meine Briefe und die seinigen gezeigt zu haben; er hat recht es zu bereuen“[173]. Aber kaum auf legitimem Wege konnten die Briefe in die Öffentlichkeit gekommen sein. Nur einem einzigen alten, vertrauten Freunde hatte Haller erlaubt, von einem dieser Briefe sich eine Abschrift zu nehmen. Wie aber auch immer: die — Briefe — und nur die ersten beiden, für Voltaire beschämenden — waren gedruckt, zu verschiedenen Malen wiederholt und nachgedruckt worden, daß sich Voltaire, der zeitlebens einen stillen Groll darüber empfand, endlich einmal Luft machen mußte, als ihm eine passende Gelegenheit gekommen schien. In den Questions sur l'encyclopédie, Artikel „Anecdotes“, las Haller plötzlich zu seinem größten Erstaunen: „Ne voilà-t-il pas encore une belle anecdote, et bien digne du public, qu'une lettre de moi au professeur Haller, et une lettre du professeur Haller à moi! et de quoi s'avisa Mr. Haller de faire courir mes lettres et les siennes? et de quoi s'avisa un folliculaire de les imprimer et de les falsifier pour gagner cinq sous. Il me fait signer du château de Tournex où je n'ai jamais demeuré.“

Haller reagierte auf diese Anzapfung, indem er den authentischen Wortlaut seiner Korrespondenz mit Voltaire veröffentlichte. Die Vorrede sagte etwas verärgert: „Ich bin in den Questions encyclopédiques auf eine unangenehme Art zur Ausgabe dieser Briefe aufgefordert worden. Der alte Dichter kennt mich ganz gut und weiß, daß er mir einen Titel beilegt, der mir nicht zukommt: aber noch ungerechter ist er, wenn er sagt: de quoi s'avise-t-il de faire courir cette lettre. Weder den Brief über die

Anklage des Herrn A. wider die Herren Léreche und Grasset noch einige andere habe ich laufen lassen: von einem einzigen habe ich einem alten und vertrauten Freunde eine Abschrift erlaubt. Ich begnüge mich bloß, den oft abgedruckten Brief in einer richtigen Abschrift zu liefern, die man verschiedentlich gefälscht hat." —

Die Korrespondenzaffäre, die sich im Anschluß an die Kritik des Siècle abspielte, war nicht die erste in ihrer Art gewesen. Darüber schreibt Hirzel:
„Alsbald nach seiner Niederlassung an den Ufern des Genfer Sees hatte Voltaire einen anonymen Brief erhalten, in welchem ihm geraten worden war, die Religion eines ruhigen Landes nicht anzugreifen. Der Verfasser des Briefes war der Berner Professor Altmann; aber Voltaire glaubte das Siegel Hallers auf dem Briefe zu erkennen und hielt deshalb diesen für den Urheber desselben. Er bat Haller, den Altmannschen Brief, den er ein libelle nannte, als den seinigen anzuerkennen, damit er ihm für seinen Rat danken könne. Darauf schickte Haller Voltaire den Abdruck seines Siegels und versicherte, daß er keine Räte gebe, wenn man sie ihm nicht abfordere"[174].

Obwohl in derselben Zeit ein weiterer schriftlicher Verkehr zwischen Haller und Voltaire stattgefunden zu haben scheint, lernten die beiden Männer doch erst 1757 sich persönlich kennen. Haller, der in diesem Jahre eine Inspektionsreise an die Akademie von Lausanne zu machen hatte, traf seinen großen Gegner hier in den Zirkeln der Gesellschaft, aber „er verhielt sich gegen den philosophischen Poeten sehr reserviert"[175]. Die verheirateten Frauen, berichtet die Chronik, versammelten sich um Haller: „denn sie wußten, daß er zu ihnen mit Seele und mit Sympathie reden würde. Die jungen Männer baten Voltaire um Erzählung von Feenmärchen". Als Haller dann einer Vorstellung der Zaire mit Voltaire in der Rolle des Lusignan beiwohnte, fragte man ihn, wie ihm Stück und Autor gefallen hätten. Worauf er geantwortet haben soll: „Der Autor ist

sehr originell; was mir aber noch origineller scheint, das ist ein Rendezvous um sich taufen zu lassen". Es macht den Anschein, als ob man sich gegenseitig in Bonmots habe übertrumpfen wollen. Voltaire, dem man den Tadel Hallers hinterbrachte, war geistesgewandt genug, mit einer Lobrede auf Haller den Streich zu parieren. Als man nun sagte, daß sich Haller nicht in gleicher Weise anerkennend über ihn geäußert habe, entgegnete er prachtvoll: „Nous nous trompons peut-être tous les deux." Eine Anekdote, die natürlich kolportiert und in verschiedenen Varianten gern zum Besten gegeben wurde.

Hervorgeht aus allem Erzählten, daß sich zwar Voltaire fortgesetzt um die persönliche Gunst Hallers bemühte, daß aber dieser seinen Bemühungen einen fatalen passiven Widerstand entgegensetzte. Um Voltaires willen hatte Haller den verlockenden Ruf nach Berlin hin abgelehnt, denn zwischen sich und jenem fühlte er Abgründe gähnen, nun wünschte er auch nicht eine Annäherung von der anderen Seite. Dazu leitete ihn wohl das unbestimmt bestimmte Gefühl, daß Voltaire ihm nur schmeichele, weil er ihn fürchtete, und sich ihm nähere, weil er seine einflußreiche Persönlichkeit gebrauchen wollte. Unbeschränkten Eintritt hatte in Hallers Stube zwar Voltaire der Dichter; wenn sich aber der Herr v. Voltaire nahte, war der Herr v. Haller nicht zu Hause. —

Einen letzten Triumph erfocht er über seinen alten Gegner, ohne daß er einen Finger dazu hätte bewegen brauchen; aber einen Triumph, der überall ein wohlgefälliges Echo fand. 1777, im Todesjahre Hallers, machte ein „Graf v. Falkenstein" eine Aufsehen erregende Reise durch die Hauptstädte Europas. Es war Joseph II. im Inkognito. Da er auch Bern berührte, so erwies er auch Haller durch einen Besuch die „letzte Ehre". Der Greis, dessen Seele längst nicht mehr auf dieser Erde weilte, hatte stoisch unberührt die ganze Ehrung an sich vorüberziehen lassen. Dennoch aber hatte er mit großer Befrie-

digung von dem andern Ereignis vernommen, das damals unter allgemeinem Staunen von Mund zu Munde lief, und das er selbst an Gemmingen berichtete: „Er hat den Voltaire nicht besucht, obwohl er durch Ferney gekommen ist. Der alte Dichter wollte ihn zu Gast haben, aber eben dieses vermeidet der Herr“[176]. Gemmingen antwortete: „Da der alte Dichter dergleichen Ehrenbezeugungen als einen Tribut fordert, so ist die Verweigerung desselben eine desto gerechtere natürliche Strafe“[177]. Haller wußte, daß nur die fromme Maria Theresia es gewesen war, die Joseph von einem Besuche in Ferney zurückgehalten hatte. Sein Triumph verblendete ihn nicht. Ja ausdrücklich wollte er jetzt noch dem Dichter Voltaire Gerechtigkeit widerfahren lassen. An Gemmingen schrieb er im Anschluß an seinen Bericht: „Lavater hat ihn (Voltaire) und Pope, so wie ich ihn verstehe, nicht für einen Dichter annehmen wollen, aber hingegen andere, die... (sic!) Nur Voltaire ist für mich ein Dichter und großer Dichter, aber.... (sic!)“[178].

Josephs Reise und seine ostentative Bevorzugung Hallers blieben ein viel besprochenes Ereignis, das von den Gegnern Voltaires ausgebeutet wurde wie die Kontroverse über das Siècle und der Briefwechsel über die guerre littéraire. Als in dem Werkchen „Joseph II. auf seiner Reise nach Paris“ diese Sätze zu lesen waren: „Der Kaiser hat Voltaire nicht besucht. Das ist für den Voltaire ein Schandfleck, den er mit unter die Erde nehmen wird.“... bemerkte der Rezensent der Allg. D. Bibl. lakonisch: „Sachte, sachte!“[179] Und Goethe schrieb in Dichtung und Wahrheit (11 Buch): „Daß Joseph II. sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme; denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.“ Allein Madame Blaquière, die Tochter des Historikers Rapin-Toyras und eine Freun-

din Hallers, dichtete jene Fabel vom Adler und der Nachtigall, die uns durch eine Indiskretion Grimms in seiner Korrespondenz aufbewahrt ist:
Eine Nachtigall die so berühmt ist, daß selbst der Schwan (Friedrich der Große) sie besang, erhält durch den Zaunkönig Nachricht, daß der Adler aus den Lüften herabkäme, um sie zu besuchen. Die Nachtigall ziert sich erst ein wenig, sagt dann aber: un aigle est quelque chose! und bereitet sich vor, den Adler zu empfangen. Aber der Adler macht kurz vor dem Gebiet der Nachtigall kehrt. Darüber entrüstet, fängt die Nachtigall an sich zu erbosen und stößt die Drohung aus, sie werde dafür sorgen, daß la déesse aux cents voix (Fama) niemals von dem Adler rede. Eine Krähe sucht die Natigall zu besänftigen und schließt mit der Pointe: was nützt all dein Geschrei? „L'oiseau de Jupiter est trop haut pour t'entendre"[180].
Es ist eben die alte Geschichte: wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. —

Hallers Anstrengungen, den verheerenden Wirkungen der Voltaireschen Aufklärung entgegenzutreten, waren Schläge ins Wasser gewesen (vgl. S. 274 f.). Aber wenn er seinen Freunden glauben wollte, so durfte er mit dem Bewußtsein sterben, daß man seine Kontroversen mit Voltaire, seinen Briefwechsel mit ihm, und daß man den Besuch des Kaisers nannte, wenn man zeigen wollte, daß auch in Deutschland der gefährliche Franzose seinen Meister gefunden habe.

7.

Daß der Dichter Voltaire in der Nähe von Genf ein Landgut besitze, eine Gemeinde um sich geschart, ihr Häuser erbaut und in ihrer Mitte eine Kirche errichtet habe; daß sich ein Dichter ein Vermögen gesammelt, das ihm erlaubte, als Grand-seigneur und mit fürstlichem Aufwand zu leben, mit eigenem Theater und eigener Truppe, in Verbindung mit den erlauchtesten Monarchen und

doch in völliger Unabhängigkeit von ihrer Gunst und ihrer Gewalt, als Philosoph und Patriarch von Europa: das war ein Unikum! Man hätte es für ein Märchen halten mögen, wenn nicht die Nachrichten wieder und immer wieder es den Zeitgenossen bestätigt hätten.

Was regte sich bei dem Ereignis im Herzen des literarischen Deutschlands? Genugtuung, daß einem der Größten der europäischen Literatur einmal ein würdiges Schicksal beschieden worden sei, während es überall doch gar so übel um die Rentabilität des literarischen Metiers bestellt schien, Klopstock auf ein Gnadengehalt angewiesen war und Lessing mit den Widerwärtigkeiten des journalistischen Berufs zu ringen hatte? Leider nein! Zu dieser neidlosen Empfindung der Genugtuung haben es die deutschen Dichter nicht zu bringen vermögen. Der Aufenthalt Voltaires in Ferney ward vielmehr nur Gegenstand jener neugierigen Teilnahme, die bloß erspäht, wo man für stillen Neid durch spitzige Bonmots sich schadlos halten kann. Wie es denn in den seltensten Fällen vorteilhaft für den Ruf einer Geistesgröße ist, neben den geistigen auch noch metallene Reichtümer zu besitzen. Auch Goethe hatte später ja unter der Exzellenz zu leiden, da man Titel und Reichtum auch in den Gesinnungen zu wittern selten müssig ist. Wie Wieland etwa meinte, als er der „geheimen Geschichte des Rousseau'schen Systems" nachdachte, daß allerdings „ein Philosoph im siebenten Stockwerke" dem modernen Babylon seine Sünden weniger leichter verzeihen möchte, „als der Philosoph zu Ferney in seinem kleinen bezauberten Schlosse, wenn er das Glück gehabt hat, wohl zu verdauen"[181].

Das irdische Glück des Alten zu Ferney persönlich zu schauen, war allerdings nur wenigen deutschen Literaten vergönnt. Ich erwähne als ersten, zugleich belanglosesten den Epigrammatiker J. J. Ewald aus dem Bekanntenkreise Kleists, der Voltaire schon 1757 auf seinem Landsitze bei Lausanne aufzusuchen Gelegenheit hatte (ich nehme an,

in der Begleitung des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt). Berichte an den Berliner Stallmeister von Brand besagen nur, daß Voltaire an dem Herrn nicht das protektionelle Interesse nahm, das dieser von ihm erwartete, und daß der Betreffende deshalb sich durch das Urteil entschädigte, „daß Gefälligkeiten von der Art nicht im Charakter Voltaires lägen“[182].

Nicht viel glänzender ist das Bild, das 11 Jahre später der nächste deutsche Reisende, Thomas Abbt, von seinem Aufenthalte bei Voltaire entwirft. Er habe Voltaire, seine Familie und sein Theater kennen gelernt, schrieb er an Nicolai, Voltaire auf seinem Haustheater die Rolle des Trissotin in den Femmes savantes spielen sehen, aber keine bedeutenden Worte mit ihm gewechselt. Als Neuigkeit erzählte er, daß Voltaire, „der übrigens noch voller Lebhaftigkeit“, sich wiederum der Jesuiten angenommen habe, nachdem er sie von anderen verfolgt sähe, ja daß er sogar mit dem P. Adam beständig Schach spiele; als literarische Neuigkeit, daß Voltaire einen Traité de la tolérance beendigt habe[183]. —

1775 weilten zum letzten Male vor Voltaires Tod Vertreter des literarischen Deutschlands auf dem Hofe zu Ferney: Einer der alten Berliner Schule, der von dem berühmten Gaste Friedrichs für Klopstocks Messias Protektion hatte erheischen wollen, statt dessen aber die Antwort empfangen hatte, daß man einen neuen Messias nicht brauche, da schon den alten niemand lese; und Einer der jüngsten literarischen Richtung, die allem Französischen Rache geschworen hatte. Der Erste, bereits vom nahen Tod gezeichnet, war Sulzer „der Weltweise“; der andere, eben dem Leben entgegenbrausend, Friedrich Graf v. Stolberg. Die Lust Sulzers, den alten Genossen vergangener Potsdamer Tage wiederzusehen, war nur gering. Nur aus Höflichkeit folgte er der Einladung seines Gastfreundes, des Genfer Philosophen Bonnet, im Wagen hinaus nach Ferney zu fahren. Es war ihm grade recht, daß Voltaire un-

sichtbar blieb. Erst als man eben den Hof verlassen hatte, kam ein Bedienter und nötigte die Fremden ins Haus zu kommen. „Wir entschuldigten uns, so gut wir konnten, und nahmen den Weg, ohne gekannt zu werden, wieder in unseren Wagen“[184].

Wie anders verlief der Besuch des jugendlichen deutschen Grafen, über den er selbst seiner Schwester farbenfreudigen und ach so spöttisch-überlegenen Bericht erstattete:

„Am 25. (August 1775) nachmittags ritten wir nach Ferney. Die Darmstädter (die in Genf anwesende Familie des Prinzen Georg von Hessen) fuhren hin; der Maler Hubert hatte uns alle bei Voltaire gemeldet. Der Alte feierte den Tag avec tous ses vassaux die fête de St. Louis. Er empfing die Personen mit lächerlicher Pracht. Zwei Reihen vassaux, die eine rot, die andere grün, jede mit bloßem Degen und fliegenden Fahnen, umgaben den Hof. In der Mitte wurden bei unserer Ankunft Kanonen gelöst. Er kam dem Fürsten entgegen und führte die Fürstin in sein Haus. Eine lange Suite von Zimmern war voll von Herren und Damen, welche ihn besuchten und fetierten. Er trug einen roten Rock mit einer schmalen, eine Weste mit einer breiten goldenen Tresse, eine cendré Allonge-Perrücke, karmoisin-samtene Hosen. Er war vom besten humeur von der Welt, voller attention für uns alle, besonders für die Fürstin und die junge Prinzessin, welche ihn ganz munter machten. Es ist ein schöner Greis (wenn er übler Laune ist, soll er wie ein Teufel aussehen), er hat herrliche feurige Augen, die sehr sanft und freundlich werden können. Sichtbar ist seine Eitelkeit jeden Augenblick; sie ist so allgegenwärtig wie sein Witz. Er führte uns in seine Bibliothek, welche sehr zahlreich ist; fast in jedem Buche stecken fünf bis sechs Zeichen; er kennt jedes. Noch immer schreibt er. Jetzt soll in Holland ein commentaire sur l'écriture sainte von ihm unter der Presse sein. Sein Gut, ob es gleich in Frankreich liegt, gehört unter einen savoy'schen Sprengel.

Neulich hat ihn der Bischof in Turin verklagt; gleich hat Voltaire aus Furcht in Gegenwart einer gerichtlichen Person und von einer Reihe seiner vassaux mit gezückten Schwertern begleitet, kommuniziert, bei der Beichte und Kommunion aber solche verfluchte Profanation angebracht, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, sie nur zu beschreiben. Er soll nun gesunder sein, als er vor zwanzig Jahren war. Alle Damen, die ihn besuchen und idolatrisieren, sagen ihm so oft, er werde hundert Jahre alt, daß er es glaubt, ob er gleich sein Grab schon hat machen lassen. Ich hoffe nicht, daß er hundert Jahre alt wird; aber zu fürchten ist doch, daß er noch vielleicht sieben bis acht Jahre sein Gift aushaucht, das ihm gewiß noch in der Stunde des Todes von den Lippen triefen wird. — Wir schieden von ihm unter Abfeuerung der Kanonen"[185].

Auch nach Voltaires Tode wallfahrte man noch nach der Stätte, die beinahe zwanzig Jahre der Ausgangspunkt mächtigster Wirkungen für das geistige Europa gewesen war. Auf seiner zweiten Schweizer Reise besuchte sie Goethe, zusammen mit dem Herzog. Ein Jahr später schrieb er dem scheidenden Knebel: „Versäume nicht, in Ferney die Fußtapfen des Alten zu verehren..."[186].

8.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte!

Was hier der Dichter von Wallenstein gesagt hat, gilt in erhöhtem Maße von Voltaire. Man könnte Bücher füllen bloß mit den Angriffen, die seinem Charakter gegolten haben. Was die Deutschen anlangt, so widerstrebte gerade ihnen der einzigartige Mischcharakter Voltaires aufs leidenschaftlichste, dieser Mischcharakter, in welchem dicht nebeneinander ein Ideologe und ein höchst realer Mensch gelagert waren, dieses ungeheure Ingenium, das sich doch überall von einer menschlichen Mutter geboren

zeigte. Denn der Germanen eigentliches Ideal sind Heroen mit heroischen Manieren. Und von ihnen allerdings hielt Voltaire so wenig, daß man sagen möchte, er sei ein Vorfahre Shaws gewesen. Primum vivere, deinde philosophari!

Wie entwürdigend schien es den Deutschen, daß dieser Mann mit seinem Vermögen hauszuhalten verstand. Geizhals und Voltaire waren für die Deutschen ungefähr Synonyma. Man flüsterte sich Schauermären zu, daß dieser Geizhals „seine Bücher an vier, fünf Buchhändler zugleich verkaufe und alle hintergehe" (Gottsched[187]).

Daneben welche unerhörte Eitelkeit! Der Hamburger Dramaturg höhnte über die „eitle Gefälligkeit des Dichters", der sich vom Publikum öffentlich habe beklatschen lassen[188]; der „bescheidene" Sänger des Messias, daß Voltaire „das starke Wort génie unter seiner Nation eingeführt habe, damit, wer von seinen Werken rede, sich richtig darüber auszudrücken vermöge"[189]. Kurz nach dem geschilderten Besuch in Ferney schrieb Sulzer an Zimmermann: „Haben sie schon dort den Commentaire historique sur les ouvrages de Voltaire? Das Werk soll den alten Gecken in Ferney selbst zum Verfasser haben und er soll sich darin trefflich Weihrauch streuen"[190].

Unendliche Male erklang der Vorwurf, daß Voltaire sich nicht offen zu seinen Schriften bekenne; nicht nur als Spezialvergnügen des jugendlichen Lessing (vgl. S. 591f.), sondern schlechthin von allen wiederholt. Heftiger noch die Anklagen, daß er sich gar zur Heuchelei erniedrige; mit besonderer Bezugnahme auf die Komödie, die Voltaire sich mit Beichte und Kommunion erlaubt hatte. Lakonisch schrieben die Gött. gel. Anz. bei dieser Nachricht: „Wir überlassen dem Leser, alles dies mit den Schriften des Dichters zu vergleichen!"[191] Giftiger Hamann: „Die Verdienste dieses Luzifers unseres Jahrhunderts sind in Ansehung gewisser Länder und ihrer traurigen Dummheit unstreitig ebenso groß, als sein Charakter ein leuchtendes Beispiel

von der Scheinheiligkeit des Unglaubens ist, der frechere Tartüffen als der Aberglaube selbst hervorbringt“[192]. Und in seinem sich überschlagenden Stile nannte er ihn weiter „einen Pantomimen, der sich durch seine Gaukelei nicht nur bei Hofe, sondern selbst bei den Bauern seines Landguts einen Namen erworben habe“. Die Aktenstücke, die sich auf Voltaires Beichte usw. bezogen, erschienen übersetzt Frankfurt und Leipzig 1769 unter dem Titel: Glaubensbekenntnis des Herrn F. M. Arouet v. Voltaire nebst vorgesetzten dazu gehörigen Stücken. Das Titelkupfer zeigt das Porträt Voltaires im scharfen Profile; von oben die Erscheinung des Gekreuzigten, helles Licht auf Voltaires Stirn verbreitend.

Unedel fand man sein Betragen gegen seine Feinde, nicht nur die Wut, mit der er sie verfolgt, sondern mehr noch die Mittel, die er zu dieser Verfolgung angewandt habe. Denn nicht nur mit „satirischem Witz und seiner honnête calomnie“ gehe er gegen seine Feinde vor, sondern er habe sich auch nicht gescheut, unermüdlich und mit tausend Mitteln „die obere Macht wider diejenigen aufzubringen, die er drücken wollte, und nur gar zu oft sei es ihm gelungen“[193] (Haller). Zimmermann empörte sich über den Fall Rousseau mit den Worten: „Le vertueux Rousseau, chassé du canton de Berne, comme ennemi de la réligion, par Mr. Arouet de Voltaire — voilà un trait de notre histoire qui ne s'oubliera pas, qui ne sera perdu, mais qui dans les siècles suivants ne sera pas crû“[194]. Andere wie Gerstenberg witzelten nur noch mitleidig über den verfolgungssüchtigen Alten, der seine Schriften mit den Skalpen seiner Feinde ziere[195].

Wenn aber einmal Züge von Großherzigkeit und Güte berichtet wurden, so stand man dem skeptisch gegenüber, indem man nach verborgenen egoistischen Motiven fahndete (vgl. Lessing S. 148 f.). Die Frankf. gel. Anz. 1772 erklärten kurz: „Auch hier, wie in seinem ganzen Leben, ist Guttätigkeit und menschenfreundliches Ertragen des

Apostels der Toleranz untergeordnetes, wir wollen nicht sagen, erkünsteltes Gefühl!“[196]. Ehrenrührige Motive seinen größten Unternehmungen unterzuschieben war sogar ein weit verbreiteter Sport. Warum habe er die englischen Einrichtungen gepriesen, Milton sogar mit Anerkennung bedacht, der ihm doch offenbar so ganz zuwider sei? Aus kaum einem anderen Grunde, als weil er sich bei den Engländern habe einschmeicheln wollen. Übrigens erhebt selbst Goethe gegen Voltaire den Vorwurf, daß er nicht nur in Bezug auf die „Anglomanie“ einer herrschenden Mode gefolgt sei, sondern mehr oder weniger überhaupt seine Segel nach dem geistigen Winde gedreht habe. „Bei aller Kühnheit (sagt Goethe im historischen Teil seiner Farbenlehre) hütet er sich doch etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn in Verdacht, daß er seinen Deismus überall und so entschieden ausspricht, bloß damit er sich vom Verdacht des Atheismus reinige: einer Denkweise, die jederzeit nur wenigen Menschen gemäß und den übrigen zum Abscheu sein mußte“[197]. Mit welchem Behagen münzte man deshalb die Anekdote vom Wetterhahn auf dem Schlosse des Herzogs von Choiseul aus (vgl. S. 242 f.). Sie fand literarische Verwendung nicht nur, wie erwähnt, im Faustin, sondern auch in einer der „anmutigen und lehrreichen Erzählungen“, die 1779 aus der Feder Zimmermanns erschienen[198].

Fast das gröbste von allen Mißverständnissen war es, daß man allgemein Voltaire als einen Hofgänger betrachtete, während schon Klinger spöttisch aber richtig bemerkte: „Die Feinde Voltaires oder die hochfliegenden Philosophen müssen ihm doch zugestehen, daß er in einem Punkte weiser war, als ihr Plato selbst. Dieser zog dreimal an den Hof des Dionysius, ob er gleich das erste Mal eine, für einen Philosophen seiner Art, ganz artige Erfahrung an einem Fürsten gemacht hatte. Voltaire versuchte es nur einmal und kam nicht wieder; das war doch immer etwas! Wahr ist es, Plato ließ sich nicht zu schulden kommen, was sich

Voltaire zu schulden kommen ließ — aber was konnte dieser dafür, daß sich heutzutage der Philosoph über dem Autor vergißt, und daß einem Könige, der Autor ist, hier auch etwas Menschliches widerfährt? Wenn Dionysius den Plato aus Neugier kommen ließ, so ließ doch wohl der große Friedrich den hochberühmten Autor als Autor zu sich kommen, und der König mischte sich vielleicht zur Unzeit in das moderne Geistesspiel"[199].

Aber was noch hinzugesetzt werden darf: wann hat jemals ein Schriftsteller einem Monarchen so innerlich frei und unabhängig gegenübergestanden wie Voltaire dem preußischen König. Wenn Goethes Verhältnis zu Karl August nicht ein Verhältnis des Herzens gewesen wäre, es machte neben dem Umgange Voltaires mit Friedrich dem Großen eine klägliche Figur.

Wenn man ihm vorwarf, manche seiner Schriften seien „die Frucht der Schmeichelei des an despotischen Höfen lebenden Dichters"[200], so mochte das allenfalls noch hingehen; daß man es aber gewagt hat, Voltaires Charakter einer ganz gemeinen Bestechlichkeit zu zeihen, ist eine unverzeihliche Schamlosigkeit der deutschen Voltaire-Polemik; und zwar ist dies geschehen nicht nur von einem Einzelnen, was man übersehen könnte, auch wenn dieser Einzelne Gottsched heißt, sondern offenbar von einem nicht unbeträchtlichen Teil der öffentlichen Meinung. Gottsched, dem die Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand den Eindruck der Schönfärberei erweckte, entblödete sich nicht zu spotten: „Vielleicht hat Herr v. Voltaire ein ansehnliches Geschenk erhalten?"[201] und an anderer Stelle mit deutlicher Anspielung auf Voltaire zu fragen: „So ist's denn nicht einerlei, von wem der Verfasser bezahlt wird, vom Buchhändler oder von dem Hofe, der ihn zum Schriftsteller dingt?" Mit unerhörter Schärfe urteilte der Rezensent in der Allg. D. Bibl. im Namen einer Allgemeinheit, „man verabscheue den moralischen Charakter des Geschichtschreibers, der ehedem die skandalösesten

Anekdoten von Rußland verbreitet, nun aber aus wohlbezahlter Pflicht die Miene annehme, solche zu vertuschen (aber nicht widerrufen zu wollen) und dabei immer noch durch boshafte Wendungen dem Kenner der Geschichte und des Voltaireschen Herzens stillschweigend sage, daß er noch seine vorige Gesinnung hege. — Die armen Russen, wie sind sie mit ihrem gedungenen Lobredner des großen Czars angekommen!“[202]

Und so darf man eigentlich sagen, daß Voltaire als Mensch nur mit seinem Eintreten für die Familie Calas usw. dem moralischen Deutschland Genüge getan hat. Hierauf muß man es wohl beziehen, wenn Möser einmal sagt, „daß Voltaire seine Fehler durch die Großheit seiner Empfindungen verdunkelt habe“[203]. Jedenfalls drückt Goethe das allgemeine Urteil aus, wenn er im zwölften Buche von Dichtung und Wahrheit sagt, daß Voltaire „durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, groß Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht habe“.

Bei dieser Beurteilung seiner moralischen Qualitäten war das Allgemeinurteil nur maßvoll, welches zwischen dem großen Manne und dem kleinen Menschen einen scharfen Strich machen wollte, während es nur die Taktik minderwertiger Gegner werden konnte, das Werk des Mannes durch den bürgerlichen Menschen zu diskreditieren. Gerade die, welche sein Werk hochschätzten, wie Friedrich der Große, wollten den Menschen gerne davon getrennt wissen. Den Gegnern gegenüber betonte Nicolai ausdrücklich, daß die persönliche Ehrbarkeit den Wert einer schriftstellerischen Leistung nicht zu beeinträchtigen vermöge, obgleich er der Meinung war, daß man die menschlichen Fehler Voltaires eingestehen müsse, um zu beweisen, daß auch die Freunde nicht blind an ihnen vorübergingen. Zu diesen Fehlern rechnete er insbesondere: Empfindlichkeit gegen Tadel, Spott über ernsthafte Gegenstände, Mißbrauch seines Genius zu Schlüpfrigkeiten![204] Wie man

mit epigramatischer Pointiertheit diese Gegensätzlichkeit zwischen dem Werke und dem Mann empfand, mag man aus einem Sinngedichte Kästners entnehmen:

Auf die Nachricht, daß der Marquis v. Villette das Herz Voltaires aufbewahrt.

Das Herz Voltaires, das hätt' ich nicht begehrt:
Sein Kopf, der wäre noch was wert.

In den „Beiträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen" von Büsching heißt es zur Schilderung der „Gelehrten" mit welchen Friedrich der Große umgegangen ist: „Voltaire war ein Mann von unerschöpflichem Witz, ein guter Dichter nach französischer Art, ein schöner Stilist, ein theoretischer und praktischer Komödiant, ein seichter Geschichtskenner und Philosoph, ein großer Spötter, insonderheit der Religion, ein geldhungriger Mann." Basta! Das war das präzise Urteil der öffentlichen Meinung.

Das „Große überhaupt" konnte ihm nun freilich nicht genommen werden. Aber wie war man immer und gern bereit, auch dieses durch Einschränkung oder Verzerrung verschiedenster Arten zu verdächtigen! Lavater erklärte, man fühle die große Persönlichkeit und in seiner Nähe die eigene Schwäche; aber: ohne daß wir zugleich erhoben würden[205]. Klopstock in seinen Spielereien der Gelehrtenrepublik berichtete über die französische Gelehrtenrepublik, die bei ihrer oligarchischen Neigung sogar die Diktatur habe einführen wollen. Voltaire als Diktator der französischen Literatur! „Aber wenn schon ein Diktator sein sollte, welch ein Diktator!"[206] Und Schubart, bei einer Übersicht über alle ihm bedeutend erscheinenden Männer, randalierte in der ihm eigenen Tonart:
„Voltaire — den hätt' ich bald vergessen! der war Miltons Sünd' und Tod in einer Person, ein behäutetes Gerippe, worin die Wärme viel Witz und abscheulichen Tadel auskochte. Seine Exkremente las man auf, als wenn's Pomeranzen wären. Sein Dichterkranz von Lorbeeren, Myrthen

und Eicheln grünt noch; nur letztere, vom Wurm angefressen, fielen ab. Als Geschichtschreiber wurde er zum Lügner; sonst aber hat er die Rolle eines Allumfassers gut gespielt. Den Stoff zu seinen Schauspielen hat er von andern entlehnt und ward dadurch der größte Geist seiner Zeit"[207].

Wie empörte er sich erst, als man 1791 die Gebeine Voltaires „zur Freude der Toren und zum Ärgernis aller Weisen und Christen" feierlich in das Pantheon überführte, gleich als ob man es mit einem Heiligen zu tun habe! „Voltaire, der Verfasser des Mädchens von Orleans, der Spötter über die Bibel, über Christus und alle Heiligen, der Stolz, der Geizhals, der Witzling ohne Herz — ein Heiliger! Das hat er wohl selbst nie in seinem Leben geträumt. Wie weit sicherer ist's, für Christus und seine Anhänger schwärmen als für die Juliane und ihre Apostel!"[208] Sicherlich wäre er mit dem alten Bodmer einer Meinung gewesen, der sich ein Jahr nach Voltaires Tode der Vorstellung hingab, daß Rousseau wohl an einem kühleren Ort sich befinde als Voltaire. „Ich fürchte sehr, dieser brennt!"[209] In ein Reinigungsfeuer wollte der mildere Lavater ihn auch versetzen, da er „Strafe und Züchtigung allerdings verdient habe"[210]. Auch Gottsched wäre dieser Meinung gewesen, der schon 1761 ein Wehegeschrei über den Frevler erhoben hatte, der „Pucellen schmiere, um die Sitten der Welt auf sodomitische und gomorrhische Art zu verderben, und Candiden schreibe, um die göttliche Vorsehung zu lästern!"[211] Und Hamann, der mit hämischer Bissigkeit die Feder des größten europäischen Journalisten einen „schnatternden Gänsekiel"[212] nannte, würde gegen diese Verdammung keinen Protest eingelegt haben.

Eine kleine Rache hielt allerdings das Schicksal für Bodmers „Lieblosigkeit" in Bereitschaft. Man machte dem alten Manne das Kompliment, daß er in Miene eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Satyr habe, den sich Schubart gruselig ausmalte „mit runzliger breiter Stirn runden

tief-treffenden Augen, gebogener spitziger Nase und spöttisch lächelnden Lippen"[213]. Noch 1775 hatte ihm Stolberg diese „frappante Ähnlichkeit" bestätigt, und Bodmer hatte mit Grazie erwidert: „Nichts würde meinem Ruhme fehlen, wenn ich im Ganzen Herrn v. Voltaire gliche; aber vielleicht wäre es glücklicher, wenn er mir mehr gliche!"[214] Vier Jahre später konnte Bodmer glücklich berichten, „daß Lavater die Güte gehabt hätte, zu sagen, daß die Ähnlichkeit nur in Zügen des hohen Alters bei beiden gewesen sein möge; aber in seinen (Bodmers) Augen Lippen usw. sei eine Sanftmut, eine Stille, von welcher Voltaires Kopf nicht einen Schatten gehabt habe"[216].

Im Todesjahre Voltaires feierte Bodmer seinen achtzigsten Geburtstag. Soeben war seine Homerübersetzung erschienen. Merck gab eine wohlwollende Rezension, und Wieland fügte im Merkur das folgende Postscriptum bei: „Bodmer ist nun, nachdem Voltaire endlich vom Schauplatze der Eitelkeit, auf welchem er seine Rolle bis zum Plaudite rein ausgespielt hat, abgetreten sein soll, soviel ich weiß, der Ältervater aller Dichter in Europa. Man kann sich wohl keine größere Ungleichheit denken als in dem Charakter des Lebens und der Werke dieser beiden Männer herrscht; und dies untersagt natürlicherweise alle Vergleichung. Auch sei es ferne von mir, den (obwohl nicht piis) manibus eines Mannes hohnsprechen zu wollen, dessen Geist und Talente und — Verdienste (denn wer wird auch diese absprechen?) nach vielen Jahrhunderten noch ein Wunder in den Augen unserer Nachkommen sein werden! Aber gleichwohl, am Ende der Laufbahn, welcher Mensch, an dessen Kopf und Herzen noch etwas Gesundes ist, würde nicht Henriade, Zaire, Philosophie de l'histoire, Pucelle und die Seigneurie de Ferney obendrein darum geben, lieber Bodmer als Voltaire gewesen zu sein!!"[216]

Sechstes Kapitel.

Voltaire in der Karikatur.

1.

Die Entstehung der deutschen Voltairekarikatur läßt sich Schritt für Schritt verfolgen.

Die natürliche Quelle war aus begreiflichen Gründen Frankreich. Hier waren zunächst seine Tragödien parodiert worden; aus keiner anderen Ursache als weil sie die literarische Tagesmode waren. Und als es auch Gottsched bei uns nicht anders ergehen sollte, da tröstete der Vorbericht des parodierten Cato ihn mit dem Hinweise, daß „viele große Männer, die auch Poeten waren, als z. B. Virgil und Voltaire, ebenfalls von witzigen Köpfen seien parodiert worden." Die Henriade erschien travestiert „en vers burlesque" von Fougeret de Montbron.

Aber den harmlosen Karikaturen seiner Werke folgten weniger harmlose „Portraits" ihres Verfassers. Schon 1738 ein „Portrait de Voltaire"; dann 1748 „Voltairiana ou Eloges Amphigouriques", „eine Sammlung aus lauter gebundenen und ungebundenen, großen und kleinen Stücken, die alle den Herrn v. Voltaire fürchterlich abmalen"[217] (Bodmer); 1770 eine raffinierte Zusammenstellung von Voltaires Briefen, die die Absicht verfolgten, jedesmal zwei sich widersprechende Äußerungen des Briefschreibers scharf gegenüberzustellen und also lächerlich zu machen, unter dem bezeichnenden Titel „Mr. de Voltaire peint par lui même". Eine besondere Kategorie bildete die Glossierung „bemerkenswerter" Tatsachen seines Lebens, der im vorigen Kapitel dargestellten „Affären"; und noch nach seinem Tode veranstaltete man eine „Sammlung besonderer und seltsamer Umstände von Voltaires Leben und Tod" (vgl. S. 283). Eine andere Gattung war die Zusammenstellung der für ihn ungünstig verlaufenen Kontro-

versen, z. B. die „guerre littéraire“ usw. (vgl. S. 613 ff.). Von solchen und ähnlichen Machwerken wimmelte die Literatur, und die großen referierenden Journale der Zeit ließen es sich nicht nehmen, auch über diese gepfefferten Schriften behagliche Berichte abzustatten.

Voltaire selbst gab das Vorbild, seine Gegner in der Form der Karikatur anzugreifen; und nicht nur in der gelegentlichen und mehr versteckten Karikatur, die den Gestalten seiner Werke die bekannten Züge seiner Widersacher gab — Lessing bereits verwies für die Ecossaise auf Fréron — sondern auch in ihrer offeneren Form, die den Gegner unter eigenem Namen parodierte. In dieser Art schrieb er 1759 eine „Rélation de la maladie, de la confession, de la mort et de l'apparition de Jésuite Berthier“, und daraufhin erschien im übernächsten Jahre eine „Rélation de la maladie, de la confession, de la fin de Mr. de Voltaire, et de ce qui s'enfuit, par moi Joseph Dubois“, die mehrfach wiederholt wurde. Ihr wirklicher Verfasser war ein gewisser Sélis. Voltaire, der das Machwerk selbstverständlich kannte, nannte es „une fade imitation“ und legte es zu den übrigen.

Aber das tat nicht die andere Welt. Vielmehr erschien noch im selben Jahre im Neuesten der anmutigen Gelehrsamkeit[218] eine Übersetzung dieses Pamphletes, welches also auf diese Weise die erste, wenn auch nicht originaldeutsche, so doch die erste Karikatur Voltaires in deutscher Sprache wurde. Daß Gottsched ihr Verbreiter war, war sehr bezeichnend für die Stellung, die er am Ende seines Lebens gegen den zuvor so heiß verehrten Franzosen einnahm.

Das Pamphlet erzählt die Geschichte von Voltaires Krankheit, Beichte, und Tod aus dem Munde seines Kammerdieners. Am 26. März 1760 empfängt Voltaire einen Stapel von Büchern: Kritiken und Satiren wider ihn und seine Werke. Die Wut darüber bringt ihn einer Ohnmacht nahe und wirft ihn in ein hitziges Fieber. Aus

diesem erwacht er nur, um in einem Federzuge Le pauvre diable, die Vanité, den Russen zu Paris und die Schottländerin zu schreiben. Darauf wieder ein Anfall, und er entschlummert, um einem bösen Traume entgegenzugehn. Er findet sich plötzlich vor dem Tempel der Göttin „Nachwelt", die ihn einen Blick tun läßt in das Buch des Ruhmes. Er findet alle seine Feinde darin gelobt, sich selbst aber bezeichnet als „tragischer, komischer, epischer, pindarischer lyrischer, satyrischer, anakreontischer und schlüpfriger Poet; als Redner, Geschichtschreiber, Romanschreiber, Meßkünstler, Metaphysiker, Naturforscher und Vernunftlehrer: in etlichen Wissenschaften der vornehmste, in etlichen der zweite, in vielen anderen aber nur der dritte an Würden"; seine Werke voller Schönheiten, Fehler und Diebstähle; er selber habe sich tausendfach lächerlich gemacht, sich wider die Religion aufgelehnt sich alle Welt zu Feinden gemacht und sei sehr hitzig, neidisch, boshaft und betr... gewesen. Er bricht die Lektüre ab und fragt, wer der unverschämte Verfasser dieses Artikels sei. „Ich", erwidert die Nachwelt und in dem nun entstehenden Streit erhält Voltaire von der Nachwelt eine Maulschelle, daß er erwacht. Der Traum hat ihn nachdenklich gemacht, und er will in sich gehen. Er sieht ein, er habe zu viel geschrieben. Sobald er gesund sei, wolle er die Hälfte seiner Arbeiten verbessern und der anderen Hälfte „entsagen"; den „Sokrates", „Die Frau die recht hat" und die Übersetzung des Predigers Salomonis will er seinem Kammerdiener „abtreten". „Du hast recht, sagt er diesem, man muß endlich sein Leben genießen; ich entsage dem Ruhme, der Gelehrsamkeit, der Dichtkunst, den Vorteilen von meinen neuen Ausgaben. Es lebe das Leben! Diesmal bekehre ich mich noch nicht (nämlich zur Kirche, da er ja noch nicht stirbt), sondern ich will mich lustig machen und neue Schlösser bauen, eine Historie, einen Roman, ein Trauerspiel, eine Komödie schreiben, die ich den Brüdern Cramer verkaufen will. Ich will in der Enzyklopädie die

Artikel Modestie, Ode, Opéra, Project und Wollust ausarbeiten. Dann will ich nach Frankreich zurückkehren; da wird man sich gliederweise auf die Gassen stellen, um mich vorbeifahren zu sehen. Von da will ich nach Preußen, sodann nach England gehen, und — —" eine neue Ohnmacht überfällt ihn, der Arzt kommt und spricht: er wird daran sterben!

Voltaire hört's und schreit nach einem Beichtiger. Man greift einen von der Straße auf, und Voltaire schreitet vor versammelter Dienerschaft zur Beichte. Er bekennt alle Sünden seiner Schriften in einer ganz amüsanten Mischung von geheuchelter Reue und ehrlicher Eitelkeit, erzählt sein Leben und kritisiert alle lebenden Schriftsteller. Ganz in Gedanken kommt er dabei auch zu dem Schriftsteller Voltaire, den er in aller Fixigkeit portraitiert:

„Voltaire. Ein sehr schätzbarer Schriftsteller. Er war einer von den besten Dichtern seiner Zeit. Er genoß, so lange er lebete, eines ziemlich glänzenden Ruhmes, und sein Name drang bis in die entferntesten Länder. Er hat sehr viel geschrieben, und es sieht alles der Philosophie ähnlich. Er wagete sich an alle Wissenschaften und übete sich in allen Gattungen, er tat es allen Schriftstellern zuvor, und die erstaunte Welt gab ihn den Titel eines allgemeinen Geistes. Wir wollen es nur ohne Bedenken gestehen: er schwang sich über die gewöhnlichen Kräfte der Menschlichkeit. Denn was die Gaben anbelanget, so war er das vollkommenste Geschöpf, was jemals aus den Händen Gottes gekommen ist. Was ist schöner als seine Henriade? was angenehmer als seine Pucelle? was ist bescheidener, vortrefflicher, göttlicher, als seine Morale? was....."

Er kehrt zur Beichte zurück:

„Von meiner Pucelle d'Orléans will ich nichts sagen, dies Werk ist für öffentliche H...häuser geschrieben. Wenn man den Candide liest, so folget daraus, daß diese Erd-

kugel ein stinkender Ausguß aller erschrecklichen und verfluchenswürdigen Abscheulichkeiten sei. Ich habe auch mehr als ein Kapitel darinnen unter den heftigsten Kopfschmerzen aufgesetzet.... Apropos, lieber Pater, legt mir nur um des Himmels willen statt der Buße nicht auf, andächtige Werke zu verfassen!"

Dann kommt er auf seine Feinde, die er mit einem furchtbaren Zorn überschüttet, bis er endlich ganz unversehens bei den Theologen angelangt ist. Eine Flut von Schmähungen ergießt sich über diese vermeintlichen Diener Gottes, daß der Beichtiger ganz entsetzt fragt: „Mein Gott, welch eine Abschilderung! Ich bin ganz außer mir! Ich zittre, mein Herr! Aber... Haben Sie mich nicht etwa angeredet?" Dann aber auf die Aufforderung des Paters vergibt er allen seinen Feinden und schreibt den Einzelnen gar reumütige Briefe. Eben will der Pater ihm die Absolution erteilen, da dringen Polizisten zu ihm ins Zimmer und fesseln den Beichtiger vor seinen Augen: der ganze Kerl ist ein Schwindler gewesen.

Das gibt Voltaire den Rest. Nichts kann ihn mehr aus seiner Lethargie erretten. Nur eines noch: man lügt ihm vor, im Nebenzimmer warteten die Gesandten verschiedener gekrönter Häupter. Er tut einen Freudenschrei und ruft: herein herein! Als er sieht, daß alles Täuschung, geht es mit ihm zu Ende. Aber es ist ein Ende mit Schrekken. Der Teufel kommt, den alten Sünder zu holen. Aber nach etlichen Tagen erscheint der Herr seinem Diener und erzählt ihm von seiner Höllenfahrt. Er ist ganz zufrieden da unten, denn er bekommt bisweilen Urlaub, den Kollegen auf der Welt heimlich einigen Schabernack zu spielen. Im übrigen: „Das Glück ist allentalben; ich mache dort unten Verse und verkürze mir die Zeit damit, daß ich die Teufel auszische!"

Damit schließt etwas unvermittelt die ganze Komödie, die Voltaire allerdings Recht hatte eine fade Imitation zu nennen. Denn die eigentlich fruchtbaren Ideen hatte der

Autor aus Voltaire gestohlen: den ganzen Hergang, Krankheit, Beichte, und Tod, und wichtiger als dies, die ominöse Beichte vor einem Schwindler, sowie die Rückkehr aus der Hölle. Daß auch das bittere Urteil der Nachwelt nicht eine Originalerfindung seines Verfassers war, werden wir an späterer Stelle noch zu sehen haben.

Aber auch in Deutschland hatten sich eben die ersten Regungen geltend gemacht, Voltaire in Person literarisch auszumünzen. 1757 war das Büchlein ins Dasein getreten, das wir bereits an früherer Stelle besprochen haben „Erscheinung der verstorbenen Uranie vor dem noch lebenden Herrn v. Voltaire" (vgl. S. 261 ff.). Das war noch keine Karikatur, vielmehr ein sehr ernstgemeintes obgleich gutmütiges Schriftchen, aber es brachte doch zum ersten Male Voltaire auf die literarische Bühne, wenn auch noch nicht auf die wirkliche. Zunächst fand dieses Büchlein keine eigentlichen Nachfolger. Erst Jahrzehnte später erschienen das „Gespräch zwischen Voltaire und Herrn Dr. Bahrdten im Reiche der Toten" (vgl. S. 252 ff.) die Broschüren von Trenck und seinen Gegnern „Voltaire und ich in der Unterwelt" (vgl. S. 245 ff.) und „Voltaire und Trenck" (vgl. S. 250 ff.) und um dieselbe Zeit ward Voltaire zu der mythischen Person in den Romanen der Aufklärer und Aufklärungsgegner, in Pezzls „Faustin" (vgl. S. 240 ff.) und in Schummels „Kleinem Voltaire" (vgl. S. 293 ff.). Aber bis zur berühmtesten Satire auf den Franzosen, die noch vor allen diesen Werken erschien, bis zu Wagners literarischer Farce von 1778, war vorher ein nicht unbedeutender Schritt gemacht worden mit Klopstocks Gelehrten-Republick.

Auf dem Landtage dieser Republik nämlich findet man eine Schrift, in der von ausländischen Freigeistern Propaganda gemacht wird für eine Freigeister-Kirche, die in Deutschland errichtet werden soll. Und Klopstock leistet sich den blutigen Scherz, die Organisation dieser Kirche als eine völlige Parallele zur christlichen zu schil-

dern, als eine Organisation mit Erzbischöfen, Bischöfen, Pfarrern und Küstern, womit natürlich eine Satire sehr leicht zu verbinden ist. Da Voltaires „Geiz" und Habsucht unter den deutschen Schriftstellern sprichwörtlich war, so machte Klopstock sich das Vergnügen, die Bischöfe dieser Freigeister-Kirche ohne Gehalt zu lassen. Und die Propagandaschrift begründet das wie folgt:

„Hätten wir diesen vortrefflichen Gedanken, den Bischöfen keine Einkünfte zu geben, nicht gehabt, so würd' es uns, wie Ihr in der Folge hören werdet, gar schlimm mit Voltairen ergangen. Denn er bestand schlechterdings darauf, Bischof zu werden. Und das ging denn doch nun einmal auf keine Weise an, weil er es bekanntlich gar zu toll macht, und uns daher seine Predigten, wie rein seine Lehre auch ist, sehr nachteilig sein würden. Aber da er von den Nicht-Einkünften hörte, so stand er auf einmal von seiner Forderung ab. Wir kannten den Mann und wußten, daß er gleichwohl unversehens wieder umkehren könnte; wir boten ihm daher Sachen an, die sich gewaschen hatten, wie Ihr auch in der Folge hören werdet." Es sollen nämlich, um das Ganze der christlichen Kirche recht ähnlich zu machen, Oberküster, Unterküster, Glöckner, Turmbläser, Glockenspieler und Organisten angestellt werden. „Weil wir nun Voltairen schlechterdings auf unserer Seite behalten mußten so suchten wir und fanden auch glücklich einen Ausweg, wodurch wir uns aus den Schwierigkeiten, in die wir mit ihm verwickelt worden, heraushalfen. Wir boten ihm nämlich alle Kirchenämter außer den bischöflichen an, mit den Einnahmen versteht sich, nur daß er etwas Weniges an Bevollmächtigte, welche die Ämter an seiner Statt verrichten sollten, auszugeben hätte."

Dabei hat man nun den Bälgetreter vergessen, was Voltaire „nicht ohne Hitze" moniert. „Es käme ihm sonderbar vor, daß wir so vergesslich wären. Wir fügten uns ihm natürlicherweise sogleich auch hierin, und die Sache wurde daher auf das Beste und zu beiderseitigem Vergnügen fest-

gesetzt, sodaß also Voltaire Oberbalgetreter, Oberglöckner, Oberturmbläser, erster Oberküster, (man erlaube uns einige Auslassungen) Oberkirchenarzt und Obertotengräber an der Stomachal-Kirche sein und unter andern die Titel Obergroßmächtiger und Obergestrenger Herr führen wird"[219].

Vermutlich mit Hinblick auf diese Stelle sprach Claudius in der Rezension der Gelehrten-Republik ironisch von dem „Avancement des berühmten Herrn von Voltaire"[220]. Im andern Falle dachte er an die Diktatur, die ihm nach Klopstocks Erzählung beinahe über den französischen Parnaß zugefallen wäre. Aber wahrlich, die deutschen Jünglinge konnten diesem Werke ihres Ehrenpräsidenten mit Vergnügen applaudieren. Sie brauchten nur an Stellen wie diese zu denken, in der die ganze Schwäche der Voltaireschen Position ganz wirkungsvoll karikiert, weil als Maxime dieser neuen Freigeister-Kirche die folgende Regel aufgestellt wird:

„Die Unsterblichkeit der Seele muß man bald annehmen und bald nicht annehmen... Von der Sittenlehre muß man nur so viel annehmen, als einem jetzt eben tunlich ist... Man muß alle Sekten der Freigeister dulden, die Türken auch (von den Heiden versteht sich's von selbst), nur die Christen nicht! Denn es ist eine lächerliche Schwachheit, die große Lehre von der Duldung bis auf die Christen zu erstrecken!!"

2.

Am 30. März 1778 erfuhr der 84jährige Voltaire seine Krönung durch die Nation. Auch die deutschen Journale berichteten ausführlich von dem außergewöhnlichen Ereignis. Die Frankf. gel. Anz., die noch eben gespottet hatten: „Da sitzt der alte Sünder in Paris und kann weder leben noch sterben und macht so allerlei von sich schwatzen, das auf jeden angehenden Schauspieler passender wäre als auf Voltaire, der ums Grab taumelt, und, ehe man sich's

versieht, mit Moder bedeckt sein wird...!"[122] Die Frankf. gel. Anz. meldeten am 23. Juni (Voltaire war bereits drei Wochen unter der Erde): „Endlich hat es Voltairen doch noch geglückt, der sechsten Vorstellung seines neuen Trauerspieles Irene beiwohnen zu können. Es war den verflossenen 30. März, und den folgenden 30. Mai starb er"[222]. Der Bericht sagte unter anderem: „Man erblickte nun mitten auf dem Theater die Bildsäule des Mannes, der seit 40 Jahren diesen Platz mit seinen Meisterstücken belebt hatte, von allen Schauspielern umgeben, deren jeder sie nach der Reihe mit Lorbeeren bekränzte." Und anerkennend schloß er nach einem Vergleiche mit Sophokles: „Wen soll man denn aber auch ehren, wenn man das so sehr erprobte Genie nicht ehren will!" Daß diese Frage aufgeworfen wurde, bewies, daß sich auch manche Nörgler gefunden hatten. Denen und allen „literarischen Pygmeen" riefen die Anzeigen zu, daß hier der Koloß stehe, den ihre Tadelsucht nicht umstürzen werde!

Ganz in demselben Sinne verteidigte auch J. G. Jacobi im Teutschen Merkur die von vielen scheinbar verspottete Apotheose: wenn jemals ein großer Mann, so habe noch niemals ein Volk liebenswürdiger geschienen als an jenem Abend.

„Mag sein, daß in den Anstalten zu dem Fest, in einigen Nebenumständen bei der Feier desselben, insonderheit in dem auf Voltairens Haupt gesetzten Lorbeer nach den Begriffen unseres Jahrhunderts von einer solchen Bekränzung etwas zu sehr ins Kleine getriebene Spielende gewesen: dem ohngeachtet ist und bleibt das Zustimmen aller Bürger in der Hauptstadt eines Landes zu dergleichen dem wahren Genie gewidmeten Ehrenbezeugung ein sicherer Beweis für das Land, daß selbiges dem Geist des Schönen und dieser ihm vorzüglich hold sei. Auch war jener Auftritt in Paris einer von denen, die Zeit und Umstände, Schwärmerei des Moments in einem außerordentlichen Falle einmal veranlassen und nicht wieder. Sein Un-

gewöhnliches bestand darin, daß er die vorhergehenden von derselben Art so weit an Glanz übertraf als der Mann, welchem er zur Ehre gereichen sollte, an ausgebreitetem Ruhm alle Schriftsteller der Nation“[223].

Im nächsten Jahre brachte der Merkur eine höchst ausführliche Schilderung „Anekdoten, des Herrn von Voltaire letzte Lebensauftritte betreffend“[224], eine Übersetzung aus dem französischen Buche Journal d'un observateur, zu welchem Wieland einleitend bemerkte: „Diese Anekdoten enthalten soviel Interessantes für den Menschenforscher und werfen so viel Licht über den Charakter des außerordentlichsten Mannes unseres Jahrhunderts, daß man viele unserer Leser, denen das Journal d'un observateur so leicht nicht zu Händen kommen möchte, durch Mitteilung derselben einen angenehmen Dienst zu tun geglaubt hat. Der Verfasser ist nicht zuverlässig bekannt, und hat seine Ursache, des Ruhmes, den ihm dieses Buch zugezogen haben mag, in der Verborgenheit zu genießen. Es ist leicht zu sehen, daß er kein Freund des ehemaligen Philosophen von Ferney ist und überhaupt weder zur Partei der sogenannten Philosophen, noch zu den ebenfalls so genannten Devots, ihrer Gegenpartei, gehört; welches Letztere nur zu oft aus dem Ton, worin er von der Geistlichkeit spricht, erhellt. Kurz, wenn er zu einer Partei gehört, so mag es wohl die der Persifleurs sein, welche, wiewohl sie die meisten Lacher auf ihrer Seite hat, doch keineswegs die hochachtungswürdigste ist. Unbefangene Leser werden daher mehr als einmal Ursache finden, in das Licht, worin er den Helden stellt, und in die Farben und Reflexe, womit er Person und Fakta koloriert, einiges Mißtrauen zu setzen!“

Deshalb, um das nicht ganz objektive Bild, das hier gezeichnet wurde, zu korrigieren, begleitete Wieland den Text mit abschwächenden Noten. De mortuis nil nisi bene. Und deshalb wollte Wieland ebensowenig von der Grabschrift wissen, die Voltairen der Haß gesetzt hatte:

Plus bel-Esprit que grand Génie
Sans loi, sans moeurs et sans vertu
Il est mort, comme il a vécu
Couvert de gloire et d'infamie.

Aber die deutschen Stürmer und Dränger würden sie gerne unterschrieben haben.

Denn, daß in ihren Kreisen die Apotheose dieses Belesprits eine höchst übertriebene Farce bedeutete, darf man nach allem vermuten, was wir über ihre Animosität gegen Voltaire wissen. Und aus dieser Stimmung heraus entstand das Produkt, das Alles in sich vereinigte, was jemals Schlimmes und Bitteres gegen den großen Arouet aus deutscher Feder geflossen war: H. L. Wagners „Voltaire am Abend seiner Apotheose".

Die Literatursatire und die in dramatischer Form im besonderen war eben die Mode des Tages. Goethes Farce gegen Wieland, die Fastnachts -und Puppenspiele, Lenzens Pandaemonium, seine „Wolken", Wagners Prometheus und „Faust's Spazierfahrt" von Müller entsprangen ja demselben literarischen Boden. Es war die Lust über diese Gesellschaft gekommen, „alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatisieren... alles Urteil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen"[225]. Der Trieb zur Verspottung saß ihnen allen wie ein Schalk im Nacken, und von Wagner im Besonderen schrieb Diehl an Heinse 1775: „Seine Gesichtsbildung ist mehr faunisch als natürlich oder menschlich, und zum Aushöhnen ist er geboren"![226]

Dieser Charakteristik machte er in der Tat keine Schande. Seine Satire gegen Voltaire ist eine in jeder Beziehung maßlose Persiflage, die darum nicht aufhört ein höchst amüsantes Werkchen zu sein. In ihrem Inhalte spiegelt sich alles Negative, dessen sich Voltaires Ruf im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts zu erfreuen hatte.

Personen sind Voltaire, seine Amme, später der Geist des 19. Jahrhunderts. Zeit: am Abend der Apotheose. Ort: des Dichters Schlafzimmer in Paris.

„Voltaire schwankt mit einem Lorbeerkranz um den Kopf, mit Mütze, Stock und Degen seinem Schreibtisch zu, wirft sich starr und atemlos in den daran stehenden Armstuhl, sieht steif gen Himmel, läßt, was er in Händen hat, fallen, schlägt sie mit theatralischer Grimasse dem Kopf parallel zusammen und lallt mit gebrochener Stimme: „Jetzt — jetzt will ich gerne sterben!“ — die Hände entsinken ihm in ihre natürliche Lage, er bleibt unbeweglich sitzen, regt kein Auge mehr.“ Die Begeisterung über den errungenen Triumph hat ihn dem Tode nahegebracht. Die Amme betrachtet ihn mitleidig, während sie allerhand vermischte Bemerkungen über seine Werke und sein Leben von sich gibt: Candide ein abgeschmackter, unwahrscheinlicher Roman; die Eselgeschichte in der Pucelle weit besser... Sie amüsiert sich höchlich, daß Voltaire von der Akademie als garçon tituliert werde. Weiß sie doch, was sie weiß. Sie will ihn wecken. He, auteur de la Henriade! O weh, das wird nicht nützen. Denn „wenn ich ihn auf keine Weise in Schlaf zu singen weiß, darf ich ihm nur ein Dutzend Verse draus vorleiern, wenn ich anders vor Gähnen so weit leben kann“. Schon überkommt sie das Gähnen wirklich. Dann fährt sie fort: Rival de Racine! Aber auch das ist nicht geeignet; hat Voltaire ihn doch nicht einmal eines Pasquilles.. pardon Kommentars gewürdigt. Mörder des Shakespeare — wenigstens dem Willen nach! Nichts hilft. Sie will ihm ein Märchen erzählen im Geschmack des Siècle de Louis XIV. oder des Charles XII.; aber sie müßte dann zu viel Worte machen und läßt es deshalb. Endlich hat sie's entdeckt: er hat sich die Halsbinde wieder zu stramm angezogen, um Farbe zu bekommen. Die verdammte Eitelkeit! Sie lockert die Binde, und Voltaire kommt wieder zu sich.

Hat die Irene im Theater gefallen? erkundigt sich die

Amme. Als Beweis zeigt Voltaire mit Siegermiene seinen Lorbeerkranz. Sie meint, daraus ließe sich manches boeuf à la mode machen. Er entrüstet sich: der Kranz eines gekrönten Poeten zum boeuf à la mode?! Diese Trophäe darf keine profane Hand berühren, keiner, der nicht wenigstens eines seiner Trauerspiele auswendig kann. Ein Bonmot, welches die Amme macht, notiert er sich eiligst in seine Schreibtafel. „Meiner Nachtigall werf ich bisweilen einen Mehlwurm, meinen Nachbetern ein solches Bonmot vor, beide schlagen dann nur desto lauter." Voltaire ist glücklich. Dieser Abend entschädigt ihn für alles Mißgeschick, was ihm in früheren Zeiten in Paris widerfahren ist. Auch für die Stockschläge? (murmelt die Amme) mit denen der Marquis de (Rohan) ein gewisses beißendes Bonmot bezahlte? Nun erzählt er der Amme den ganzen Hergang des Abends. „Meinen Triumph vollkommen zu machen, meine Autorseligkeit in ihrem ganzen Umfang zu genießen, wünscht ich nichts mehr als gleich jetzt einen Blick in das künftige Jahrhundert zu tun, an den Lobsprüchen, die man mir alsdann nachrufen wird, nur einige Sekunden lang mich weiden zu können!" Während er nun wieder in einen verzückten Zustand verfällt, beschwört die Amme den Geist des 19. Jahrhunderts. Es gibt eine Explosion, und in orientalischer Kleidung tritt eine kolossalische Figur herein, zermalmt im Schreiten der umgestürzten Amme den Schädel und den köstlichen Lorbeerkranz des Dichters.

Voltaire weiß sich vor Schrecken kaum zu fassen. Seine Perrücke fällt ihm ab, daß er im Kahlkopfe dasteht. „Wer bist du?" Ein noch ungeborener Geist.. Voltaire faßt wieder Mut: „Nur ein Geist? vor dem brauch ich mich nicht zu fürchten! Der Pfarrer von St. Sulpice lehrte mich ja vor einigen Wochen das Kreuz machen. In nomine + + + wer bist du?".. Der Genius des 19. Jahrhunderts! „Ein unerwarteter aber höchst willkommener Besuch". (Hundert Verbeugungen!) — Der Geist: Spar,

was vergebens ist! — Voltaire soll fragen. Nun gut: Kennen Sie mich? — Vom Hörensagen, ja! — Wie wird Ihr Jahrhundert heißen? — Das läuternde! — Werden mich ihre Zeitgenossen auch schätzen, wie die meinen? Empfehlen Sie mich doch, ich bitte! — Sofern du's verdienst! — Was wird Ihr Jahrhundert von mir denken, sagen, schreiben? — Hier lies, was dich angeht! — Und der Genius überreicht ihm ein Dictionnaire raisonné de la littérature françoise; das ist „Räsonniertes Verzeichnis der französischen Literatur im 18. Jahrhundert, worin die merkwürdigsten Namen aller Gelehrten und Schöngeister jener Zeit, nebst ihrer kurzen Lebensbeschreibung und ebenso kurzen Kritik ihrer Werke, insofern sie bis auf uns gekommen, enthalten sind; alles nach dem Alphabet geordnet."

Der Geist ist verschwunden; Voltaire darf blättern. Allerlei Namen überfliegt er. Fréron.. pfui Teufel, der auch da? Rousseau.. Sapperment sechs ganze Blätter für sich allein! Wieviel wird mein Artikel erst einnehmen? S.. T.. U.. Voltaire. Wohlan, da muß ich mich setzen. „Arouet von Voltaire.. war geboren — nun das wissen wir! .. und starb endlich, nachdem man ihn oft genug totgesagt hatte, wirklich — nun das Datum mag ich nicht wissen! Aber hier kommts: kurze Kritik.

„Er war zu seiner Zeit ein Vielschreiber (das hab ich schon oft hören müssen!) und mengte sich, weil er selbst sich für einen Vielwisser hielt, in alles: Philosoph ohne reine Logik, Geschichtschreiber ohne Beurteilungsgeist konnte er's freilich in diesen zwei Fächern nicht weit bringen; auch war alles was er von der Art hingeschrieben hatte, vergessen, noch ehe er selbst starb. Den einzigen traité sur la tolérance müssen wir hier ausnehmen, als welcher seinem Verfasser eben so sehr zur Ehre gereicht, als schwach und barbarisch die Zeiten müssen gewesen sein, die eines solchen Traktates bedurften. (Das ließ sich noch hören; der Marquis de St. Marc hätte aber mehr darüber gesagt,

die Sache besser herausgehoben!) Unseren guten Heinrich, den die Nation ewig regrettieren müßte, wenns nicht schon herkommend wäre, jedesmal den wirklich regierenden König ihm zur Seite zu setzen, hat er in einer sein sollenden Epopoe ganz unverantwortlich mißhandelt, dafür ihm auch im Fegfeuer die grausame Strafe angesetzt wurde, sich seine Henriade in der lateinischen Übersetzung so viele Jahre lang als Verse oder gereimte Zeilen drin sind, von einem End bis ans andere vorlesen zu lassen. Als witziger Kopf hätte er immer noch vor vielen andern ein großes Verdienst vorausgehabt, wenn er ein besseres Herz gehabt hätte. Da er aber seinen Witz meist dazu gebrauchte, Religion und Sitten lächerlich zu machen und zu verderben, so glich sein Autorleben einer Rakete, die steigt und kurze Zeit leuchtet, hinterdrein aber desto länger stinkt — (pah, der Kerl ist ein sauertöpfischer Brummbär, das merk ich — aber! avec approbation de la nation! das ist der Teufel! — Es wird mir kalt und warm! (reißt sich ein paar Westenknöpfe aus.) Als theatralischer Dichter hatte er mit den damaligen Comédiens du Roi und diese mit ihm gar viel Getreibs. Er erhob sie, sie erhoben ihn, und so wusch, wie das Sprichwort sagt, eine Hand die andere. So lang man noch mehr auf zierlich gedrehte wohlklingende Verse denn auf Plan, Handlung und Zweck sah, machte er ziemliches Aufsehen. Heutzutag sind die besten seiner dramatischen Geburten ad modum Minellii gesammelt, mit Noten erläutert bei verschiedenen fremden Nationen als ein Schulbuch, um rein französich daraus zu lernen, eingeführt. In Teutschland und England aber zieht man doch den Racinischen Vers seines melodischen Gangs halben dem Voltaireschen noch vor. — (Habs ja immer gesagt, daß es lauter Dummköpfe sind; schon ihre barbarische Sprache, die ich nie lernen konnte, verrät sie.) Aufgeführt wird von ihm nichts mehr als etwa in Fastenzeit, um mit Polieuct und Athalie zu wechseln, sein Mahomet. Dem großen Corneille hat er eine Schandsäule gesetzt,

den denkenden philosophischen Rousseau allenthalben verfolgt, und am ersten Schauspieldichter neuerer Zeiten, Shakespeare, hat er sich ganz erbärmlich versündigt; dafür mußte er aber auch bei seinen Lebzeiten noch büßen. — — Wenn anders den Annalen des vorigen Jahrhunderts, die zu groß und zu weitläufig sind, um vollkommenen Glauben verdienen zu können, hierin zu trauen ist, so ist er wenige Tage vor seinem Ende kindisch geworden. Die Schauspieler merkten's, setzten, was unserm Jahrhundert doch eigentlich hätte überlassen werden sollen, ihm, weil sie seine belachenswerte Ruhmsucht kannten, vor der Vorstellung eines seiner letzten Stücke, dessen Namen sogar verloren gegangen (Tränen unterbrechen ihn) — — setzten ihm also und seinem Brustbild (Ach Madame Necker, das war ein Einfall von Ihnen!) das allein im alten, nun öde stehenden Schauspielsaal der Comédiens du Roi zurückgeblieben ist und noch allda zu sehen sein soll, Kränze auf, hüpften zum Nachspiel um das letzte wie Bacchanten herum, lasen öffentlich in seiner Gegenwart überladene Lobsprüche auf ihn, die handgreifliche Satiren waren, ab, — kurz machten dem ohnehin schon schwachen Greis durch ihr Gaukelspiel den Kopf so toll, daß er über seinen im Gewächshaus getriebenen, mehr als hundert Jahr zu früh gebrochenen Lorbeeren ganz aus dem Häuschen kam und mit einem faden Bonmot seinen ausgedörrten Geist ausblies." Ein Postskriptum besagt, daß auf Befehl des Reichstags dieser Artikel noch ganz bedeutend zu verkürzen und zu beschneiden sei, und daß es genüge, sich bei der Kritik auf den sogenannten Esprit de Voltaire einzuschränken, welcher nicht mehr als zwei artige Duodez-Bändchen ausmache. Darin sei enthalten der Traité de la tolérance vollständig und im übrigen nur ein Extrakt aus dem wenigen Guten und Neuen, was in mehr als 40 großen und dicken Oktavbänden zerstreut und zum Betrug der Buchhändler und Käufer oft zwanzig Mal in einer anderen Brühe aufgewärmt worden sei.

Voltairen entfällt das Buch und in dem Augenblick ist kein Buchstabe mehr darin zu sehen. „Mit den Worten — Ah Dieux! Vous voulez donc me faire mour.. ir.. — die ihn schon im Schauspielhaus entwischten, sinkt er rückwärts auf die umherliegenden Trümmer. So lang aber noch zweifelhaft ist, ob dieses ein seiner würdiges Bonmot genannt werden kann, bleibt's auch noch unentschieden, ob er wirklich schon tot oder — noch sterbend ist. — —

Die Farce war annonym erschienen. Sie gab sich als eine Übersetzung aus dem Französischen. Die Frankf. gel. Anz., die nicht ahnten, daß es ein Mitbürger war, der diesen scharfen Federkiel geführt, schrieben in ablehnendem Tone: „Man mag nun Voltairen apotheosieren oder apodiabolisieren, der Mann ist dahin, der in einem der aufgeklärtesten Reiche Europens den Ton fast ein Jahrhundert lang angegeben (denn er war 70 Jahre lang Schriftsteller) und der ihn noch wenigstens ein Jahrhundert beherrschen wird. In unserem lieben Vaterlande ist es ein gewöhnliches Schauspiel, daß unsere verdientesten Männer geschmäht, in Frankreich, daß sie bespöttelt, beparodiert, bevaudevillesiert, bedramatisiert werden. Voltiaren war das oft widerfahren, da seiner Feinde von jeher so viele waren, daß man ein eigenes Buch von ihnen schreiben könnte. Seine letzte Reise nach Paris war unstreitig ein zu teures Opfer, das er seiner Eitelkeit brachte, und er gab dadurch seinen Feinden eine Schwäche, die sie sich auch zu benutzen nicht unterlassen haben“[227]. (Folgt eine Inhaltsangabe.) Besser orientiert war die Literatur- und Theaterzeitung und auch gescheit genug, den Spaß als Spaß zu verstehen: „Voltaire am Abend seiner Apotheose. Vom Herrn Dr. Wagner; geschrieben mit echter aristophanischer Laune — die den Freund Voltaires so anreizen muß, wie dessen Feind — oft aber, dünkt uns, mit zu mutwillig sprudelndem Witz. Der arme Voltaire ist darin so scharf herumgenommen worden wie Sokrates in den Wolken. Unsers Dafürhaltens muß der verdienstvolle Mann stets mit

Schonung behandelt werden, wenn er gleich in seinem hohen Alter auf den Einfall kommt, Rouge und Muschen aufzulegen, und sich so eroberungsfähig und munter glaubt als ein zwanziger. Das ‚aus dem Französischen' auf dem Titel ist bloß blauer Dunst. Einen Einfall lediglich hat Herr Wagner einem gewissen Franzosen (Mercier) zu danken; durch eine vortreffliche Wendung hat er ihn aber sich ganz zu eigen gemacht"[228].

Der Hinweis auf Mercier bestand zu Recht. Es handelte sich um dessen „L'an 2440", in dem in ähnlicher Weise das kommende Jahrhundert zum Richter angerufen, und welches eben 1772 von Chr. F. Weiße übersetzt worden war. Hier hatte Voltaire zu büßen, daß er von Rousseau übel gesprochen. „Die Werke seiner letzten 15 Jahre sind verbrannt und seine 26 Quartbände sehr geschwunden[229]" — wie Haller referierte; und das hier gefällte Urteil der Nachwelt wurde von den Frankf. gel. Anz. ausdrücklich unterschrieben[230]. Aber der Blick in die Zukunft war überhaupt ein vielfach verwendetes poetisches Motiv, für das Voltaire im siebenten Gesang der Henriade selbst ein oftmals nachgeahmtes Muster gegeben hatte (vgl. S. 54f.) — ein Muster, das mit der „Tempeldichtung" wiederum zu Gebilden wie dem Tempel des Ruhms und dem Tempel der Fama sich erweitert hatte (vgl. S. 144ff.). Aber wie wir gesehen haben, war auch für die Satire dieses Buch der richtenden Nachwelt als „Buch des Ruhms" schon in der Rélation de la maladie etc. mit Glück benutzt worden, und die Vermutung, daß Wagner diese Satire gekannt habe, findet eine Unterstützung darin, daß nicht nur die richtende Nachwelt sondern auch das Motiv der von der Nachwelt gerühmten Gegner Voltaires und ebenso das Motiv des Bonmots noch im Tode ebenfalls bei Dubois sich wiederfindet. Natürlich tut das dem Werke keinen Abbruch. Alle diese Motive hatten erst hier ihre durchschlagende Kraft bekommen, und das jugendliche Feuer von Sturm und Drang hatte sie neu geformt.

3.

Es ist nicht auszuschließen, daß Wagners Satire Einfluß gehabt hat auf jene schon früher besprochenen Produkte der Trenck, Pezzl, Schummel u. a., die alle wenige Jahre darnach erschienen. Aber mehr noch dem Umstande mag man sie zuzuschreiben haben, daß Voltaire allmählich zu einer historischen, ja zu einer mythischen Figur geworden war. Seit er gestorben, hob er erst recht sich vom Hintergrund seines Jahrhunderts ab. Anekdoten kursierten über sein Leben, Legenden woben sich um seinen Tod, und dem Reize, diese charakteristische Figur in allerlei Formen literarisch zu verwerten, widerstanden am schwersten die Gegner des Mannes und seines Werkes.

Die anekdotische Verwertung haben wir schon gelegentlich gestreift. Zimmermanns Versuch in anmutigen und lehrreichen Erzählungen, der 1779 erschien, enthielt als 15. Nummer „Etwas von Voltaire", die Anekdote von der Windfahne auf dem Schloß des Herzogs von Choiseul. Dieselbe Anekdote verwertete Pezzl im Faustin 1783 (vgl. S. 242). Sieben Jahre später erzählte Haken in seiner Grauen Mappe aus Ewald Rinks Verlassenschaft „eine deutsche Volkssage", betitelt „der Leibaffe". Voran stand ein Kupfer: das Bild Voltaires, daneben aufgeschlagen die Pucelle, davor auf einem Buche sitzend ein Affe, der dem Bilde Voltaires eine Nase dreht. Eine Vorrede sagte: „An dem Manne, der in diesen Blättern figuriert, kann man sich schwerlich versündigen. Ich habe ihm zukommen lassen, wessen er wert war, und was die gemeine Volkssage von seiner Demütigung versichert. Diese Kleinigkeit mußte ihrer Natur nach wohl ein wenig burlesk ausfallen." Diese Kleinigkeit war ein Reiseabenteuer Voltaires in Westfalen, das ihm im Gefolge Friedrichs des Großen begegnet sein sollte, und dessen Ursache ein vorwitziger Page war, den man als Quartiermacher dem königlichen Zuge vorausgeschickt.

Dieser nämlich bindet den Bauern eines Dorfes den Bären auf, in dem Wagen dicht hinter dem Könige befinde sich des Königs Leibaffe, der immer ins Freie strebe, sobald der Wagen halte. Der König befehle ihnen, vor diesem Wagen Wache zu halten und um keinen Preis den Affen heraus zu lassen. Die Bauern, die noch nie einen Affen zu Gesicht bekommen haben, zerbrechen sich den Kopf, wie solch ein Vieh wohl aussehen möge, und der Schulmeister tut dem Pagen den Gefallen, sie über die Menschenähnlichkeit des Affen zu belehren. Der Zug kommt; im zweiten Wagen sitzt Voltaire, in der Dämmerung nicht näher erkennbar. Als er aussteigen will, schlagen die Bauern ihm auf die Finger, knipsen ihm auf die Nase und versuchen auf alle Art, ihn in den Wagen zurückzuscheuchen. Er wehrt sich, schwadroniert kreischend auf französisch und teilt Backpfeifen aus, die mit der Peitsche erwidert werden. Endlich wird der König aufmerksam, befreit Voltaire aus seiner Lage und zieht den Pagen zur Rechenschaft. Es stellt sich heraus, daß der Page sich hat rächen wollen für eine französische hochmütige Antwort, die ihm beim Essen von Voltaire zuteil geworden ist und durch die sein pommersches Nationalgefühl sich verletzt gefühlt hat. Der Page wird verurteilt, Abbitte zu leisten, aber sagt: „Ich habe Sie zum Affen gemacht, Herr Kammerherr, das ist wahr; jetzt soll ich Abbitte leisten — wahrlich mir tut das leid.“ Und diese Schlagfertigkeit belohnt Friedrich durch ein Patent bei den schwarzen Husaren.

Die Geschichte soll sich wirklich zugetragen haben, das Dorf in Westfalen Brakwede heißen, und Weddingens westfälisches Magazin weiß zu berichten, daß seit diesem Vorfalle jene Abneigung Voltaires gegen Westfalen datiere, wie sie sich beispielsweise im Candide offenbart. Man erinnere sich, daß die Figur des Barons v. Tundertentronck nicht eben eine schmeichelhafte Portraitierung des westfälischen Adels ist:

„Der Herr Baron war einer der mächtigsten Edelleute

Westfalens, denn sein Schloß hatte eine Tür und Fenster, ja, der große Saal war sogar mit Tapeten tapeziert. Aus seinen Hofhunden ließ sich nötigenfalls eine Meute zusammenstellen, seine Stallknechte waren seine Jäger und der Dorfpfarrer sein Großallmosenpfleger. Sie nannten ihn alle Gnädiger Herr und lachten, wenn er Geschichten erzählte." —

Voltaire mit einem Affen zu vergleichen, war seit Friedrich dem Großen und seiner anzüglichen Zimmereinrichtung in Schloß Sanssouci ein bei den Deutschen nicht unbeliebter Sport gewesen, und die Anekdote aus Westfalen mochte diesem Vergleich allerdings sehr förderlich gewesen sein. Trotzdem ist das Buch von Steinsberg, das bei Goedeke[231] als Originalsatire auf Voltaire bezeichnet wird „Der 42 jährige Affe; ein ganz vermaledeites Märchen!" Berlin 1784, keine Satire gegen diesen, sondern gegen Joseph II. Allerdings lag die Versuchung nahe, hier an Voltaire zu denken, da 1807 tatsächlich eine Satire gegen Voltaire erschien, die das „Affenthema" zu löblicher Vollendung brachte. Es ist das Buch von Karl Friedrich Benkowitz „Geschichte eines afrikanischen Affen namens Lav Muley Hassan, ehemals Arouet Voltaire genannt", Berlin und Leipzig, das wir an früherer Stelle bereits besprochen haben (vgl. S. 461).

Das Werkchen verfolgt verschiedene Zwecke; erstens die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen durch die These von der Ungerechtigkeit der Welt und den durch sie notwendig geforderten Ausgleich in einer besseren Sphäre; zweitens Voltaire zu widerlegen und über ihn die Pritsche zu schwingen. Beides findet seine Einkleidung in einer Erzählung à la Candide; und diese nicht aus dem Munde des Autors, sondern aus dem Munde eines Affen, der ehemals Voltaire gewesen ist, aber für sein früheres Leben durch Metempsychose in Affengestalt Bestrafung leidet. Diese Bestrafung ist die eigentliche Satire auf Voltaire. Der Affe muß wollüstigen Szenen zuschauen, ohne selbst

befriedigt zu werden... zur Strafe, weil er die Pucelle geschrieben hat. Der Affe wird um eine Zechine verkauft... während er sich erinnern muß, daß er früher 150 000 Livres Einkünfte gehabt hat. Der Affe muß in seinem Gefängnis Hunger leiden... zur Strafe, daß er früher so schmutzig geizig gewesen. Er muß mit einem Savoyarden herumziehen und jämmerlich dabei aushalten.. zur Strafe, daß er so abscheuliche Beleidigungen gegen Friedrich den Großen ausgestoßen hat. Er muß die entsetzlichsten Folterszenen mitansehen.. zur Strafe für den Candide, „worin er über die größten Abscheulichkeiten in der Welt mit leichtem launigen Ton hinweggegangen" sei. Schließlich findet der Affe ein Weibchen und ist selig damit; es ist die Belohnung für die einzige edle Tat in seinem Menschenleben... die Verteidigung des Calas. Die Erzählung selbst führt den Affen im Tempo des Candide durch alle möglichen Erlebnisse, denen er zuschauen muß, und darüber er nachdenklich wird. Die Tiere haben es ja besser, philosophiert er, um so mehr, als bei allem Elend unter den Menschen auch eine große Verwirrung und Ungerechtigkeit in Lohn und Strafe herrscht: das Gute fällt, und das Böse triumphiert. Aber ein Gespräch, das zwei Menschen miteinander führen, belehrt ihn, daß die Unsterblichkeit alles wieder ausgleiche. Das Ganze also ein philosophischer Thesenroman, den man so gut einen Anticandide wie denjenigen von Möser nennen konnte.

Wir sehen also, wie die Voltairekarikatur sich aus typisch wiederkehrenden Zügen zusammensetzt, wie sie sich herankristallisiert aus den ganzen wogenden Gedankenmassen, die im 18. Jahrhundert über Voltaire im Schwange waren und aus einzelnen geformten Elementen, die sich zurückverfolgen lassen, nicht nur bis in die Anfänge dieser Karikatur, sondern auch bis in die Werke dessen, den sie verspotten sollten.

Fünftes Buch.

Voltaire als Klassiker.

Erstes Kapitel.

Beginn der historischen Würdigung.

1.

Voltaire als „Klassiker" bedeutet in unserem Zusammenhange: Voltaire im Stadium schwindender Aktualität. Denn Klassiker ist der geschichtlich gewordene Schriftsteller, der Schriftsteller, zu dem wir Distanz gewonnen haben, Distanz, die das Kleine auslöscht, aber die Maße des Großen steigert.

Hierfür die seelische Voraussetzung ist eine doppelte. Eine negative zuerst: wir müssen von der Gedankenwelt des Anderen so weit entfernt sein, daß unsere Interessensphären aufgehört haben sich zu schneiden; Sein oder nicht Sein dieser Gedankenwelt muß erörterungsfähig geworden sein, ohne daß unsere eigenen Interessen dadurch noch berührt würden. Eine positive sodann, die mit der negativen aber fest verbunden ist: wir müssen die Haltung des suum cuique angenommen haben; die Haltung: ich bin ich und du bist du; die Haltung: dieser Mann ist zwar kein „Klassiker überhaupt", d. h. kein dogmatisches Vorbild für uns, aber klassisch in seiner Art.

Dieser seelische Zustand trat für Voltaire in Deutschland ein, als sich der Sturm und Drang verzogen hatte. In einem erbitterten und maßlosen Kampfe hatte man sich von seiner Autorität und seinem Übergewichte befreit, zu gänzlich neuen Anschauungsweisen war man vorgedrungen, der Riese des siècle beunruhigte nicht mehr,

denn man hatte sich selbst gefunden. Ich bin ich und du bist du. Da ging man seiner Wege, denn die Gegnerschaft gegen Voltaire hatte ihren Reiz und damit ihre seelische Spannkraft eingebüßt.

Aber noch etwas Besonderes kam hinzu. Die neue Gedankenwelt, die die deutsche Jugend beherrschte, war der Individualismus. Man forderte die Rechte für jede Natur — also auch, wenn man logisch war, für die Natur Voltaires. Und wie mutig und bald diese Konsequenz von Herder gezogen wurde, haben wir an früherer Stelle ausführlich dargelegt (vgl. S. 569 ff.). Aber auch rechts und links neben ihm sproßte die gleiche Erkenntnis. Die Frankf. gel. Anz. schrieben schon 1772: „Wir übergehen die unklugen Ausfälle gegen den Franzosen... wir glauben aber, Theaterstücke für Franzosen werden und dürfen nie anders sein, als sie sind“[1]. Wezels sehr gescheites Büchlein „Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen“ (1781) führte aus, daß in Dingen des Geschmacks keine Nation die andere verstehen könne, da der Geschmack ein Nationalprodukt sei. Aber man habe überhaupt nicht nötig, nur einer einzigen Gattung das Daseinsrecht zuzusprechen. „Man muß keine Gattung ganz verdrängen“. „Tut gleich das bürgerliche Trauerspiel mehr Wirkung als das heroische, so bringt dieses, wenn der Verfasser sein Handwerk recht versteht, auch seinen Effekt hervor, obgleich einen anderen“. Lenz hatte gegen die Übertragung der Aristotelischen Begriffe auf die moderne Tragödie protestiert. Herder erklärte im selben Sinne, daß Sophokles Corneille und Shakespeare als Trauerspieldichter „nur den Namen gemein“[2] hätten. Demgemäß gab er an gleicher Stelle (Humanitätsbriefe 1796) ein sehr gerechtes und maßvolles Urteil über die französische Literatur, und 1801 folgte der klassische Satz, den wir an früherer Stelle bereits zitiert haben: „Vor einer französischen, zumal tragischen Bühne, erwarte man also nichts, als was diese geben will und kann... Hat jemand vom Weinstock

Granatäpfel, oder von der Tulpe, daß sie eine Rose sei, je begehrt?“ Der historische Gegenpol dieser Auffassung war Lessing gewesen, der Voltaire durch Shakespeare und die französische durch die Aristotelische Poetik hatte totschlagen wollen und dialektisch der Tulpe nachgewiesen hatte, daß sie wie eine Rose blühen müsse.

Schon diese beiden Momente hätten hingereicht, nach Ausgang von Sturm und Drang die Würdigung Voltaires in ein ruhigeres Fahrwasser der historischen Betrachtungsweise zu leiten. Aber es trat etwas Drittes hinzu, wodurch das maßlos ablehnende Urteil der deutschen Jugend in mehr als einer Beziehung revidiert werden sollte. Die Führer der deutschen Jugend nämlich wurden auch Führer einer rückläufigen Bewegung, die von Werther zu Hermann und Dorothea und von den Räubern zur Braut von Messina führte. Der Vernichtung des französischen folgte der Aufstieg des deutschen Klassizismus, und wie der Wortlaut andeutet, hatten sie miteinander wesentliche Berührungspunkte. Die deutsche Entwicklung dieses Jahrhunderts hatte einen Kreislauf beschrieben, obgleich sie als eine Schraube sich auch zugleich in beträchtlicher Weise gehoben hatte. So hatte nach Überwindung des äußersten Gegenpols gegen den Klassizismus überhaupt die Entwicklung auf der andern Seite immer näher wieder an den Klassizismus herangeführt. Was Wunder, daß zugleich damit eine Periode neuen Verständnisses für den alten, wenn auch überwundenen Meister des Klassizismus begann! Man schaute wie er nach der Seite der Stilisierung, wenn auch auf einer höheren Stufe der Geistesgeschichte.

Aber gerade diese Doppelstellung, daß man zwar nach derselben Seite schaute wie Voltaire, aber dennoch sich eine bedeutende Stufe höher fühlte, war das Charakteristische. Denn da man dem alten Meister sich gänzlich entwachsen fühlte, so hinderte nichts, zutraulich wieder an ihn heranzutreten. Man riskierte nichts mehr. Der alte Löwe war tot; die deutsche Jugend hatte ihn erschlagen;

nun stand er da als ein ausgestopfter Koloß, den man aus nächster Nähe betasten und zu beliebigem Gebrauche benutzen konnte: als geduldiges Reittier, als Fußschemel oder als anatomisches Modell. Dabei entdeckte man, daß die Höhe dieses Tieres doch immerhin recht beträchtlich, sein Fell von prachtvoller Farbe und sein anatomischer Bau das Zeugnis einer gewaltigen Stärke sei.

In diesem Sinne sind Schillers Jungfrau und Goethes Voltaire-Bearbeitungen eine neue Phase in der deutschen Geschichte Voltaires zu nennen.

Deutsche Dichter schalteten hier selbstherrlich mit dem Stoff oder dem Werke des älteren Meisters. Dabei tat Schiller mit Voltaires Pucelle, was Voltaire mit der älteren des Chapelain getan hatte; Schiller und Voltaire gleichermaßen, um zu zeigen, wie der Stoff der Jungfrau von Orleans besser zu behandeln sei, als der Vorgänger dies verstanden habe; und nur der Unterschied bestand, daß Voltaire an einem schon von den Zeitgenossen verlachten Poetaster, Schiller aber am anerkanntesten Meister des Jahrhunderts sich versuchte. Schillers Ehrgeiz war nun, einer neu gerichteten Welt zu zeigen, daß neben der großen Darstellung, die sein Idealismus von der Jungfrau von Orleans zu geben vermochte, alles als schal und seicht erscheine, was Voltaire über die Jungfrau gespottet hatte. Es war eine produktive Überwindung der Welt Voltaires, durchgeführt an dem schwierigsten Problem, das man sich stellen konnte.

Und ebensolche produktive Überwindung der Kunst Voltaires war Goethes Bearbeitung des Mahomet. Indem Goethe den Vorgänger auf das nachdrücklichste verbesserte, zeigte er den Triumph der neuen deutschen Dichtung, ihr tieferes Feingefühl und die größere Höhe ihrer Kunst. So benutzten zwar beide deutsche Dichter Voltaire zum Sprungbrett für eigene Leistungen, aber daß sie ihn benutzten, wenn auch nur, um ihn zum Hintergrunde eigener Größe zu machen, bewies, daß die Bedeutung des älteren

Meisters neu gewürdigt wurde. Denn nur den Größten zu überwinden, konnte ihnen zum wirkungsvollen Hintergrunde dienen; und dies ist der Sinn jener Voltaire-Renaissance, mit der das Jahrhundert geschlossen hat, einer Renaissance, deren seelische Voraussetzungen sowohl die bedingte Anerkennung des von Voltaire Geleisteten war wie das Gefühl, weit über ihn hinausgewachsen zu sein.

2.

Der Vorgang des Historisch-Werdens ist nicht mit Jahreszahlen einzufangen. Da es ein Vorgang ist, der sich in einer vielköpfigen Masse abspielt, so ist damit zugleich auch gegeben, daß dieser Vorgang eintreten kann bei dem Einen heute und bei dem Andern morgen. Für eine so komplexe Erscheinung aber wie Voltaire ist er als eigentlicher Vorgang überhaupt nicht darzustellen. Auch kann das Maß der Aktualität wechseln und wieder erstehen, obgleich sie scheinbar längst verloren gegangen. Aber mehr als alles: gebildete Menschen zur Voraussetzung genommen, so ist in gewissem Maße die historische Würdigung einer bedeutenden Zeiterscheinung fast immer vorhanden. Es ist ja nicht anzunehmen, daß die Stürmer und Dränger, weil sie in maßlosen Angriffen auf Voltaire sich ergangen haben, darum nun gar kein Gefühl für die geschichtliche Größe und Bedeutung des Mannes gehabt haben sollen, den sie bekämpften. Nur in den literarischen Ausdrucksformen überwiegt das vorherrschende Motiv und drückt dem Gesamtbilde den Stempel auf. Also diese gewisse durchschnittliche geschichtliche Würdigung darf überall vorausgesetzt werden, wo es sich nicht um blinde Parteifanatiker handelt; und bei aller Befehdung Voltaires im literarischen Deutschland wird man nicht sagen dürfen, daß nur oder auch nur vorwiegend ein bornierter Fanatismus sich geltend gemacht habe. Denn eine Erscheinung wie diejenige Voltaires läßt widerstreitende Urteile nicht nur zu, sondern fordert sie geradezu heraus. —

Das Bestreben, dem großen Geistes- und Zeit-Phänomene Voltaire objektiv gerecht zu werden und dieser Gerechtigkeit auch literarischen Ausdruck zu geben, ist nun aus mancherlei Quellen geflossen.

Vor allen Dingen gaben die Ausschreitungen des Fanatismus selbst und seine verzerrten Bilder von Voltaire von vornherein Anstoß zu vernünftiger Korrektur. Besonnenere Zeitgenossen fühlten immer wieder sich berufen, die Feder zu ergreifen, um im Namen der Gerechtigkeit gegen die blöde Verunglimpfung des großen Mannes zu protestieren. Hierin besondere Verdienste erwarben sich Nicolai und Klinger; Nicolai, der im Anschluß an die Rezension des Gilletschen Machwerkes (vgl. S. 334 f.) 1772 eine umfassende historische Würdigung der Bedeutung Voltaires versuchte[3], und Klinger, der zu wiederholten Malen seine Stimme gegen die deutsche Voltairestürmerei erhob, auf Lessing als auf einen ihrer Haupturheber hingewiesen und immer wieder gemahnt hat, daß wir uns „durch die Vorurteile der Deutschen gegen Voltaire nicht irre machen lassen sollten“[4]. Und ebenso ist Herders in diesem Zusammenhange zu gedenken, der selbst noch zur Zeit seiner heftigsten Angriffe über die Bedeutung Voltaires niemals einen Zweifel gelassen hat. Die große Charakteristik Voltaires in dem Büchlein „Auch eine Philosophie...“ (vgl. S. 323 f.) gab er zur Erläuterung des Satzes, daß man zu allen Zeiten allen Reformatoren vorgeworfen habe, „daß wenn sie einen neuen Schritt taten, sie auch immer hinter sich Lücken gelassen, vor sich Staub und Erschütterung gemacht und unter sich Unschuldiges zertreten hätten“. Kein großer Geist, durch den das Schicksal Veränderung bewirke, könne deshalb mit allem, was er denke und fühle, „nach der Gemeinregel jeder mittelmäßigen Seele gemessen werden“. „Es gibt Ausnahmen höherer Gattung und meist alles Merkwürdige in der Welt geschieht durch diese Ausnahmen“[5]. —

Eigentliche Voltaire-Biographien sind nicht früh er-

schienen. Zu sehr stand dieser Mann mitten im reißendsten Wirbel der Zeit, als daß man mit Glück versucht haben könnte, sein schwankendes Charakterbild mit objektiven Zügen zu umreißen. Die Schwierigkeiten, die dem Historiker daraus erwuchsen, betonte noch der Übersetzer der ersten großen französischen Biographie von Condorcet: „Kein Schriftsteller dieses Jahrhunderts hat sich durch den ausgebreiteten Einfluß, den er gehabt, durch die Revolution, die er in den Wissenschaften und noch mehr in den Köpfen hervorgebracht hat, so merkwürdig gemacht als Voltaire. Über keinen Gelehrten sind die Urteile so verschieden gewesen als über ihn. Die uneingenommene Gerechtigkeit hat ihn als den Koloß der Literatur, als das erste Genie an Witz, an Erfindungs- und Urteilskraft betrachtet, und die Bosheit des Neides ihn verschrieen, und die Dummheit oder der Fanatismus ihn herabzuwürdigen und zu verlästern gesucht. Man hat ihn als Menschen entschuldigt und ihn auf anderer Seite auf das strengste verdammt". Immerhin für damalige Zeiten erschienen die ersten deutschen Biographien Voltaires noch früh genug, nämlich noch vor seinem Tode. Nur die allergrößten einheimischen Schriftsteller erfuhren diese Ehre: Klopstock, Haller, Herder, Wieland; Lessing nicht, da noch niemand an seinen Tod zu denken wagte.

Aber diesen Biographien voraus gingen allerhand Sammlungen biographischen Materials, Briefe und Anekdoten; und wer über Voltaire etwas mitzuteilen hatte, veröffentlichte es gern in seinen Memoiren (vgl. S. 601f.). Die ersten literarischen und bibliographischen Nachrichten über Voltaire freilich wurden in den Gelehrten-Lexika aufgespeichert.

Als früheste Nachricht dieser Art muß wohl der Artikel „Voltaire" in Rathlefs „Geschichte jetzt lebender Gelehrter" gelten, der bereits 1743 erschien und auf 120 Seiten nicht nur eine umfangreiche Biographie, sondern auch eine äußerst wertvolle Bibliographie enthält. Er spiegelt das

Bild der damaligen Durchschnittsmeinung über Voltaire und seine Leistungen wieder: ein großer französischer Dichter, der sich zu seinem Nachteil auf das Gebiet der Geschichte und der Philosophie gewagt hat, dem man Ungläubigkeit nachsagt, ohne daß man recht weiß, wie man mit ihm daran ist. Ergötzlich lautet das Endurteil des theologischen Verfassers: „Dies ist die Lebensgeschichte des Herrn Voltaire, der gewiß ein vortrefflicher, aufgeweckter und wohldenkender Poet ist, und bei seinen Mängeln, die man an ihm bemerken will, viel Lobenswürdiges besitzt... Aus dieser Erzählung sehen wir zugleich, daß die schwache Beschaffenheit seines Leibes ihn nicht lange in der Gesellschaft der lebendigen Gelehrten lassen werde". Leider — im Sinne dieses Verfassers — bestätigte sich diese Voraussage seines baldigen Todes nur sehr unvollkommen, da Voltaire es sich nicht nehmen ließ, noch 35 Jahre mit der höchsten Energie zu leben.

Als er nun wirklich starb — dieses „wirklich" glaubte man allgemein hinzusetzen zu müssen — sproßten natürlich die Nekrologe auf allerlei literarischen Äckern. Als ein besonders umfangreicher mag die biographische Würdigung Voltaires in der Literatur- und Theaterzeitung Erwähnung finden, obgleich auch sie natürlich nicht mehr als die anderen tat: den bekannten Lebensabriß mit der Brühe einiger nekrologischer Phrasen zu übergießen. Der Bedeutung des Augenblicks war niemand gewachsen, und um so weniger, als die Voltaire-Krisis 1778 noch im vollen Gange war. Niemand? Nur der alte Verehrer auf dem preußischen Königsthrone, der es sich nicht nehmen ließ, mitten im Winter im Lager von Schatzlar jenes Eloge zu entwerfen, das am 26. November in einer außerordentlichen öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie verlesen wurde. Eine Übersetzung davon erschien in dem Sammelwerke „Leben der berühmtesten vier Gelehrten unseres philosophischen Jahrhunderts, Rousseaus, Lamberts, Hallers und Voltaires" (München 1775). Ein Nekro-

log der gleichen Gattung war das Eloge de Mr. de Voltaire par Marquis de Luchet, den ständigen Sekretär der Société des Antiquités zu Kassel, das in einer öffentlichen Sitzung dieser Gesellschaft am 15. August 1778 verlesen wurde, und noch im selben Jahre im Druck erschien. Der Rezensent der Gött. gel. Anz. benutzte die Gelegenheit dieses Eloges, auch im Namen dieser Gelehrtenzeitung, die Voltaire so oft befehdet hatte, einen Kranz an seinem Grabe niederzulegen: — Einführung des philosophischen Geistes in die schöne Literatur, wenn auch verbunden mit dem zweifelhaften Ruhme einer poetischen Geschichtschreibung; Hauptverdienst um die Aufklärung besonders der Regenten Europas im Sinne der Toleranz! Von Luchet, dem Verfasser jenes Eloge, erschien aber bereits 1779 das große sechsbändige Werk Histoire littéraire de Mr. de Voltaire usw., dem ebenfalls eine deutsche Übersetzung folgte: ein Voltaire-Kompendium, das Band 1 und 2 das Leben, Band 3 und 4 eine Besprechung der Werke, Band 5 Vermischtes und Band 6 eine Auswahl von Briefen brachte. Eine freundliche Voranzeige erfolgte im Merkur 1779[7]; aber zwei Jahre später schrieb Wieland an Johannes Müller: „Sagen Sie mir doch sub rosa nur mit zwei Worten, was man dort von dem seltsamen Potpourri sagt, den der Marquis de +++ unter dem täuschenden Namen Histoire littéraire de Voltaire dem Publiko mit einem uns Deutschen kaum begreiflichen Selbstvertrauen aufgetischt hat“[8].

Dicht um das Todesjahr herum lagert sich die kleine Schar der ersten Voltaire-Biographien.

1777 erschienen „Historische und kritische Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Herrn von Voltaire und anderer Neuphilosophen unserer Zeit, gesammelt und herausgegeben von J. Chr. v. Zabuesnig“ (Augsburg). Aber wer sich hier einer wirklichen Biographie versehen hätte, den würde bereits die Vorrede hinreichend skeptisch gemacht haben, in der es hieß: „Niemals ist von irgend einem Schriftsteller schon bei seinen Lebzeiten

so viel Gutes und Böses gesagt und geschrieben worden als von dem berühmten Voltaire; niemals hat irgend ein Schriftsteller mit besserem Grunde so viele Lobsprüche und so vielen Tadel verdient als eben er. Dieser außerordentliche Mann, welcher in seiner Art einzig ist, besitzt einen solchen Schatz von großen Talenten, daß er die Ehre seiner Zeiten hätte werden können; und er hat diese Talente im äußersten Übermaße so gemißbraucht, daß er die Schande unseres Zeitalters geworden ist. Sein Charakter ist eine Sammlung von auffallenden Widersprüchen: wunderwürdige Meisterstücke und eine entsetzliche Ausgelassenheit; ein aufgeklärter Scharfsinn und schändliche Verirrungen; ruhmwürdige Gesinnungen und entehrende Schwachheiten; ein bezaubernder Verstand und die niederträchtigsten Leidenschaften; eine glänzende Einbildungskraft und die ärgerlichste Zotensprache; Philosophie und Unsinn; manigfaltige Belesenheit und fehlerhafte Unwissenheit; eigener reicher Dichtergeist und offenbare literarische Diebstähle; schöne Werke und verdammliche Scharteken.. usw. usw. Er ist endlich der Abgott dieses Jahrhunderts geworden, und sein Ansehen über die schwachen Geister kann nicht besser verglichen werden als mit dem Ansehen des großen Lama, von welchem man sogar den Unrat verehrt. Also ist von Ländern zu Ländern, von Munde zu Munde Voltairens Name bis zu einer Größe aufgewachsen, die kaum ein Beispiel hat". Bisher habe man sein Bild immer nur von der guten Seite gezeigt. „Sollten jetzt nicht etwa Liebhaber der Wahrheit das Bild auch von der verkehrten Seite zu sehen wünschen, sollte es ein Verbrechen sein, wenn man hinter diesem philosophischen Orakel, wie bei dem Orakel der Heiden, einen Betrüger entdecken wollte, der durch seine gekünstelten Machtsprüche die Ehrfurcht des leichtgläubigen Pöbels erschlichen und getäuscht hat? Ich trage keine Bedenken, dies auf mich zu nehmen; denn meine Absichten sind lauter und rein... Ich schätze und bewundere seine Fähigkeiten; aber ich verabscheue

seine böse Gemütsart, seine zynische Laune, seinen Haß gegen die Religion... Eine getreue Lebensgeschichte dünkt mich die beste Warnung für meine Landsleute, nicht alles ohne Prüfung zu bewundern, was vom Ausland herkommt... So wenig ich gesonnen bin, Voltairens Lobredner zu werden, ebenso sehr werde ich mich in acht nehmen, die Sprache der Mißgunst oder der Verleumdung zu reden. Ich schreibe nichts als redliche teutsche Wahrheit".

In Wahrheit war denn auch der Verfasser nichts als ein verkappter Ultramontaner, dem das Biographische nur als Aushängeschild für sehr geschickte Angriffe gegen Voltaire dienen sollte, und dessen Unternehmen darin bestand, unter dem Schein einer unparteiischen Biographie alles zusammenzutragen, was sich Unvorteilhaftes gegen Voltaire und eben insbesondere gegen seine Lebensführung vorbringen ließ. Quellen waren durchweg frühere Pamphlete gegen Voltaire sowie die Schriften seiner Gegner. Demzufolge nahmen den Hauptteil dieser „historischen und kritischen Nachrichten" die Schilderungen von Voltaires Streitigkeiten mit seinen Gegnern, seinen unehrlichen Manipulationen mit Buchhändlern und ähnlicher Dinge ein. Und nur um den Schein der Gerechtigkeit zu wahren, wurde Voltaires Verhalten gegen die Enkelin des Corneille und in der Affäre Calas anerkannt. Das Ganze war die gutjesuitische Manier, in scheinbarer Unparteilichkeit die Dinge so zurechtzurücken, daß das vernichtende Urteil dem Leser ruhig überlassen bleiben kann; die gute Manier, durch gelehrte Anmerkungen und Originalbriefstellen den Schein der Wissenschaftlichkeit zu erwecken, um hinter diesem Scheine um so sicherer die Wirklichkeit zu fälschen. Wenn man will, eine höchst geschickte Art, dem verführerischen Zauber Voltaires entgegenzuarbeiten; und wenn man anders will, die ganze verlogene Art des schriftstellerischen Ultramontanismus. Aber das Buch fand Verbreitung, wenn man auch vermutlich nur in den Kreisen,

für die es geschrieben war; um so mehr mußte es die deutschen Voltaireaner reizen, wenn auch nur mit Verachtung und Spott dagegen zu polemisieren. Pezzl, der schon im Faustin den „Augsburgischen Krämer Zabuesnig" verhöhnt hatte, aus dessen Werk man gelernt habe, daß die Enzyklopädie „die Bibel des Beelzebub" sei, spottete im „Sinzerus der Reformator" wieder über die „historisch-kritischen Nachrichten des bekannten Zabuesnig, welcher darin den Voltaire, Rousseau, Bayle und alle Ketzer und Freigeister mit dem dicken, knotigten Prügel der Polemik zu Boden geschlagen habe". „Dürfen in Wahrheit stolz sein, die Augsburger, auf diesen ihren eingeborenen Klopffechter, dürfen ihm ewige Denkmäler und Ehrensäulen errichten, daß er ihre Makulaturbuden mit einigen Ballen vermehrt hat".

Im Todesjahre Voltaires erschien ein „Leben des Herrn von Voltaire, Marquis zu Ferney etc. — nebst der Anzeige seiner vornehmsten Schriften" (Halle 1778). Und damit hatte das Machwerk des Ultramontanen nun ein entsprechendes Gegenstück gefunden: das Voltaire-Bild im rosenfarbenen Lichte des Aufklärungsenthusiasmus. Als Voltairebiographie im höchsten Maße dürftig, weil vor allen Dingen völlig ungleichmäßig, und ungleichmäßig, weil bei einem sehr beschränkten Umfange Einzelheiten, um die es dem Verfasser zu tun war, in ausführlich anekdotenhafter Manier und unter Mitteilung langer Briefstellen geschildert wurden, gab das Ganze mehr eine Auswahl aus den rühmenswerten Taten des großen Aufklärers und die populäre Darstellung der bekanntesten Voltaire-Geschichten als eine wirkliche Biographie. Momente von entscheidenster Bedeutung fielen unter den Tisch. Nicht ein Wort z. B. über den Aufenthalt Voltaires in England — aber völlig anekdotenhafte Züge fanden einen liebevollen Pinsel. Dabei zeigte die Entschiedenheit, mit der die ersten 60 Jahre Voltaires hinter seinen letzten 20 zurücktraten, charakteristisch, wo für die größere Mehrzahl

der Gebildeten der Schwerpunkt des Voltairebildes lag. Voltaire und Friedrich, Voltaire und Calas, Voltaire und die Toleranz und Voltaire als Gutsherr von Ferney waren die Punkte, bei denen dieser Autor am liebsten verweilte. Aber ebenso wie der ultramontane Zabuesnig gab sich auch dieser Verfasser den Schein des unparteiischen Betrachters, der sich weder durch Haß noch durch Liebe verblenden lassen wolle, sogar den Schein des überlegenen Skeptikers, der wegen der Vielgestaltigkeit dieses Proteus sich weder auf das eine noch auf das andere Bild festzulegen entschlossen sei. So hieß es auch hier ähnlich wie in allen anderen Einleitungen:

„Mehrere Gestalten konnte nie ein Chamäläon erhalten oder ein Proteus annehmen, als er unter einer solchen Kritik erhalten würde. Man denke sich nur einen herumfaselnden Marquis oder einen zehn Meilen weit gereisten Baron, der den Herrn von Voltaire mit galanten Flüchen zum fünften Evangelisten erklärt. Eine Kokette aus der großen Welt sucht den Triumph seines zweideutigen Witzes mit unverschämtem Lachen zu verschönern und zwar zu eben der Zeit, da die groteske Franziskanerkutte, der Exjesuit oder ein enthusiastischer Prätendent des tausendjährigen Reichs sich vor Grimm schütteln und ihren heiligen Eifer bis zur blinden Wut bewaffnen. Des vernünftigen Philosophen gelassenes Andante möchte vielleicht nur wenig dazu beitragen, ein stürmisches Presto von der Gegenpartei zu verhindern. Was mich betrifft, so würde ich mit dem Vernunftweisen ganz unvermerkt die Türe suchen und ihm ins Ohr flüstern: Fools bite one others, but wise men do agree. Ja ich werde mich wohl hüten, mich um eines Mannes willen zu schlagen, der mich so oft die Narren belachen lehrte... Allein ich werde ihn auch ebensowenig zu meinem Heiligen erwählen, da ich nicht selten über die Sünden seines Mutwillens gegen die Gesetze der Bescheidenheit, gegen die Treue eines Geschichtschreibers und seinen Leichtsinn gegen die Religion erschrocken

bin... Der Verstand beklagte sich schon zu oft über seine Sophistereien, wenn ein zu schwaches Herz der Schmeichelei seiner bezaubernden Bilder nachgab, voll Leidenschaft und Wahn dahintaumelte und ohne Rettung verdarb. Allein laßt uns auch jedes Vorurteil verbannen, sobald wir ihn als einen Dichter vom ersten Range, als einen wohltätigen Menschenfreund, als den Beschützer der Unschuld und als einen Liebling der guten Gesellschaft und Gelehrsamkeit betrachten."

Zwei Rezensionen, in den Frankf. gel. Anz.[9] und in der Allg. D. Bibl.[10], sagten so ungefähr das Gegenteil voneinander. Die eine sprach von einer „nach den Jahren treuen" und in „gutem historischen Stil" gehaltenen, die andere von einer „sehr schalen Lebensbeschreibung"; die eine nannte sie „nicht bloß erzählt, sondern sogar gut erzählt", die andere fand ihre Schreibart „unangenehm und steif"; die eine sah mit Vergnügen auf die vielen Anekdoten, „die uns den Charakter des großen Genies sehr lebhaft zeigen", die andere erklärte, daß man aus dem Machwerke „den Geist dieses berühmten Mannes nicht kennen lernte"; die eine fand hier eine Schrift für den unbefangenen Leser, die andere hier die Schrift eines für Voltaire parteiischen Verfassers. Daß der Rezensent der Allg. D. Bibl. — es war Klügel — hier die richtigere Witterung hatte, braucht nicht erwähnt zu werden. Wenn er am Schlusse sagte: „Eine unparteiische Geschichte dieses für Deutschland wie für Frankreich merkwürdigen Mannes würde höchst lehrreich und unterhaltend sein; der Verfasser aber müßte ziemlich viel von Voltairens Geist haben" — so war das Problem der Voltaire-Biographie damit richtig angedeutet.

Daß dieser Geist vor allem nicht in Deutschland, sondern nur in Frankreich erzeugt werden würde, war nach dieser Erkenntnis freilich zu vermuten. In der Tat, die ersten bedeutenden Monographien über Voltaire kamen aus dem Lande, das zu dieser Tat das meiste Recht und

die meiste Verpflichtung hatte. Und da die deutschen Versuche dieser Art so kümmerlich ausgefallen waren, so war nur natürlich, daß die französischen Arbeiten sehr bald auch den Weg in die deutsche Sprache fanden. Das braucht uns natürlich nur flüchtig und mehr der Vollständigkeit halber zu interessieren. Und so sei denn bemerkt, daß Condorcets große Voltaire-Biographie 1791 zum ersten Male in deutscher, Wieland gewidmeter, Übersetzung von Dr. H. Stoever erschien. Eine umfangreiche Inhaltsangabe des französischen Originals hatte schon zwei Jahre zuvor die N. Bibl. d. sch. Wiss. gebracht, obgleich der Rezensent gestehen zu müssen glaubte, daß er sich mehr von dem Buche versprochen als dies gehalten habe[11].

Ein noch weit umfangreicheres Referat hatte dasselbe kritische Organ im Jahre 1787 über die anonyme französische Voltaire-Biographie La vie de Voltaire par M+++ (Genève 1786) erstattet[12]. Auch diese Stelle betonte die Schwankungen des Charakterbildes, die Vergötterung seitens der Freunde, die Herabwürdigung seitens der Feinde, und die aurea mediocritas wurde auch hier als das mutmaßlich Richtige hingestellt:

„Es ist gewiß, daß auf seinem moralischen Charakter mancher Flecken haftet, aber ebenso gewiß ist es, daß er nicht weniger schöne und große Seiten hat. Eben das gilt von seinem schriftstellerischen Charakter. Dieser fruchtbare Schriftsteller hat nicht lauter Meisterstücke geliefert; wir kennen viel Mittelmäßiges und sogar manches Schlechte, das aus seiner nie versiegenden Ader geflossen ist. Aber welcher billig Denkende wird das nicht gern einem Schriftsteller verzeihen, der mehr als 60 Bände und darunter gewiß mehr als 10 Bände Meisterstücke und wenigstens ebensoviele voll vortrefflicher Aufsätze geliefert hat? Man nenne uns einen anderen Schriftsteller, von welcher Nation man will, von dem man mit Recht ein Gleiches rühmen könnte!“

Es war dieser Aufsatz, der zugleich die Voltaire-Verteidigung gegen die unbändige deutsche Jugend führte und in Übereinstimmung mit dem französischen Originale war auch das Referat deshalb in einem vorwiegend schönfärberischen Ton gehalten. Energisch trat die N. Bibl. d. sch. Wiss. auch fernerhin für den geschmähten Meister ein. Ihre Spalten brachten 1790 wieder ein außerordentlich umfangreiches Referat über ein französisches Werk Examen des ouvrages de Mr. de Voltaire considéré comme poète, comme prosateur, comme philosophe par M. Linguet (Bruxelles 1788)[13]. Darin hieß es nach einem Hinweis darauf, wie lange es gedauert habe bis die Bedeutung Homers richtig eingeschätzt worden sei: „Wieviel Zeit wird nun wohl erfordert werden, das Verdienst eines Schriftstellers genau anzusetzen, der in so manigfaltigen Gattungen, in Prosa und in Versen und über so unzählige Gegenstände geschrieben hat wie Voltaire? Können wir hoffen, sobald ein kritisches Werk zu erhalten, in dem dieser große Mann ganz so erschiene, wie er ist?... Große Geister wie Voltaire gehören nicht Einer Nation, sie gehören der ganzen Welt an!" Das „Examen" gab eine systematische Kritik über alle größeren Werke Voltaires, eine scharfe, höchst penible aber immer eine Kritik, die mit den Maßen des französischen Klassizismus selber maß. Scharf aber gerecht. Und der deutsche Referent trat durchaus in die von diesem Kritiker gebahnten Wege. Die Henriade ließ er arg zerzaust, ohne aber damit doch zu einem andern Schluß gekommen sein zu wollen, als daß sie nicht eigentlich ein episches Gedicht, sondern mehr ein Diskurs in Versen sei. Die Pucelle wurde gegen den Verfasser in Schutz genommen, ebenso der Tragiker Voltaire; die Lustspiele aber wurden preisgegeben. Glänzend stand es natürlich um die pièces fugitives. Auf dem Gebiet des Romans habe Voltaire „einen ganz neuen Weg gebahnt und darin eine neue Gattung geschaffen, in der eine klare Philosophie, eine nützliche Satire und, bis auf

einige Ausnahmen, eine anständige Laune herrscht". Candide sei einer der besten komischen Romane, die je eine Nation aufzuweisen gehabt habe. Über die philosophischen Schriften hieß es mit einer Bezugnahme auf die Übertreibungen der Freunde und Feinde: „Voltaire war weder der große und gründliche Philosoph, wofür ihn jene, noch der schädliche, elende Sophist, wofür ihn diese ausgaben". Doch da er so viel gelesen worden sei, habe er mehr Nutzen gestiftet als der tiefsinnigste Philosoph, der immer nur für wenige existiere. Voltaire habe das Jahrhundert erleuchtet, der Ungerechtigkeit gesteuert und, was der Rezensent hinzufügt, die unbewiesene Metaphysik erschüttert. Ebenso wurde der Kampf gegen Pfaffen und Aberglauben mit Beifall begleitet, nur daß Voltaire in seinen Angriffen gegen das Christentum selbst zu weit gegangen sei.

So repräsentierte dieses Examen des ouvrages so recht die durchschnittliche Meinung der neunziger Jahre und der norddeutschen Aufklärungskreise: typisch in seiner weisen Mittelstellung und mit der stets bereiten kritischen Geste. Aber wenn man will: eine beinahe Voltairesche Art, den kritischen Salomo zu spielen! —

Soviel über den Beginn der historischen Würdigung in der Form von Biographien und ähnlichen Werken. Anhangsweise dazu mögen noch die folgenden Betrachtungen „zu heiterer Übersicht", wie Goethe sagt, hier ihre Stelle finden.

In unserem Buche sind wir so viel der Frage nachgegangen, wo in der deutschen Literatur sich Einflüsse Voltaires feststellen lassen, wo sich bei unseren Literaten Geist von seinem Geiste findet, daß wir nicht ungern hören, daß schon die Zeitgenossen solchen Betrachtungen nicht abgeneigt gewesen sind, ja daß es beinahe, möchte man sagen, ein Sport geworden war, die verschiedenartigsten Schriftsteller mit dem Titel eines „deutschen Voltaire" zu dekorieren. Daß hierauf Wieland allerdings den meisten

Anspruch habe, ist freilich von niemandem geleugnet worden. Aber neben Wieland sah man eine Reihe anderer, die mit größerem oder kleinerem Recht den deutschen Voltaires zugezählt zu werden pflegten. Und wenn man diese Schar der Dekorierten nebeneinanderstellt, ergibt sich allerdings ein wunderlich gemischtes Bild: Schönaich neben Lessing, Bodmer neben Blumauer, Kästner neben Wieland und Kotzebue neben Goethe. Daß dabei natürlich das tertium comparationis jedesmal ein anderes war, versteht sich durch die Aufzählung wohl von selbst; aber unter Beobachtung keiner dringenderen Vergleichungspunkte wäre wohl in der ganzen deutschen Literatur nicht Einer gewesen, der nicht auf irgendeine Weise zum deutschen Voltaire hätte gestempelt werden können. Schönaich war es für die Verdienste einer „deutschen Henriade"; Bodmer, der ja sogar mit seiner Physiognomie dem alten Voltaire gleichen sollte, war es wegen seiner patriarchalischen Stellung in der deutschen Literatur; Kästner wegen seines Witzes; Blumauer wegen seiner „spottenden Seele"; Goethe aus dem Grunde seiner alles überragenden Größe; Lessing verführte ebenso sehr zu einer umgekehrten Vergleichung, daß man Voltaire sogar den deutschen Lessing nennen wollte, wie zu der eindringlichen Parallele, die noch Strauß in seinem „Voltaire" gezogen hat; und was endlich Kotzebue anbetrifft, so stand es sogar im Konversationslexikon zu lesen, daß dieser Mann der deutsche Voltaire gewesen sei: die Nekrologe auf Kotzebue hatten diesen Gedanken eifrig hin und her gewendet.

Auf diese Notiz im Konversationslexikon bezog sich nun ein Fragment „Voltaire und Kotzebue", das einen Anhang bildet zu dem Leben „August von Kotzebue" von Cramer (1820), und das der Kuriosität halber doch nicht ganz übergangen werden soll. Alles Ernstes und in gehöriger Breite erörterte dieser Verfasser seine Parallele. Eine Parallele, die zunächst ja scheinbar offensichtlich sei:

„Beide haben sich in denselben Büchern versucht, als Dichter, Philosophen, als Historiker, als Kritiker; beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, sich ähnelnden Geist, Witz, Ton, sich gleichende Leichtigkeit und Ungeniertheit, sowie denselben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung miteinander gemein. Beide haben als Schriftsteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Korrektheit, Eleganz und Universalität wird Kotzebue von Voltaire unendlich übertroffen." Aber das wichtigste Gegenargument: „Voltaire war dabei bis zu seinem letzten Atemzuge ein Verfechter aller liberaler Ideen; Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker als in der Willkür der Fürsten, und der Zustand Europens vor der französischen Revolution ist ihm der Typus des höchsten Volksglückes". 40 Seiten lang ward der Vergleich zwischen Voltaire und Kotzebue nun weiter gesponnen, ohne aber bei einem Resultat zu endigen. Freilich sei Kotzebue neben Voltaire ein Zwerg gewesen; immerhin, immerhin...! und eigentlich nur die Bezugnahme auf Goethes Anmerkungen zum Neffen des Rameau stellte wenigstens dies Eine fest: während Voltaire nach Goethes Ausspruch der seiner Nation gemäßeste Schriftsteller und der höchste Repräsentant des französischen Volkes gewesen, dürfe das freilich von Kotzebue glücklicherweise niemand zu sagen wagen. Freilich!

Ganz anders hätte das aber auf einen anderen deutschen Dichter gepaßt, der seltsamerweise in die Schar der deutschen Voltaire nicht mit aufgenommen wurde, und der doch mindestens soviel auf diesen Titel Anspruch hatte, wie, von allen andern abgesehen, der Verfasser des Agathon und des neuen Amadis. Nun, es wird im Verlauf des nächsten Kapitels zur Sprache kommen, wer neben Wieland der eigentliche Voltaire de l'Allemagne gewesen ist. Der scheinbare Antagonismus zwischen ihm und Voltaire, der die Zeitgenossen blenden mochte, darf heute die Erkenntnis nicht mehr verhindern, daß der populärste

deutsche Dichter in mehr als einer Beziehung der geistigen Art Voltaires angehörte.

Zweites Kapitel.

Schiller.

1.

Nach Gottsched, der annähernd dieselbe Generation wie Voltaire war, waren Lessing und Wieland die erstfolgende; Herder und Goethe standen zwischen dieser und der nächsten; Schiller repräsentierte als erster ausgesprochen die zweite. Das äußerte sich in folgender Weise: Gottsched war der gelehrige Schüler des französischen Klassizismus, Wieland der deutsche Vermittler des Gallischen, Lessing der Kritiker des Klassizismus, Herder und Goethe seine Überwinder unter starken inneren Kämpfen; Schiller dagegen erschien nach geschlagener Schlacht — für ihn von Anfang an war Voltaire eine nur noch historische Größe. Das gibt seinem Verhältnis zu Voltaire den Charakter einer höchst akademischen Kühle. Es war ein Verhältnis ohne Aktualität, ohne Leidenschaft, ohne innere Nähe. Und doch ist Schiller später mit seinen klassizistischen Dramen in eine größere Nähe Voltaires gerückt als irgendeiner der deutschen Poeten vor ihm. —

Schillers ganze Jugend stand unter dem Einflusse Rousseaus. Die Kulturwelt Voltaires lag weit ab von der Welt der Räuber; die Jugenddichtungen Goethes, Klingers und Leisewitzens hatten die haute tragédie vom deutschen Parnaß vertrieben; die Contes philosophiques waren keine Lektüre für jugendliche Schwärmer. Die ganze Gestalt Voltaires war hinter der neuen Geistesbewegung zurückgetreten. Er selbst, als Greis von 84 Jahren, war gestorben, als Schiller noch nicht 19 war. So wird man von vornherein vermuten dürfen: wenn je, dann be-

schäftigte sich Schiller mit Voltaire erst in der reiferen Epoche seines Lebens.

Direkte literarische Beziehungen zwischen Schiller und Voltaire lassen meines Wissens folgende sich konstatieren. Erstens seine Beschäftigung mit Voltaires historischen Schriften, vornehmlich mit dem Essai sur les moeurs, worüber das Nötige schon früher gesagt worden ist (vgl. S. 360 f.); zweitens seine Beschäftigung mit Voltaires Dramen in der Vorbereitungszeit für Don Carlos und Maria Stuart, darüber später; drittens Voltaires Pucelle und Schillers Jungfrau; viertens Schillers Plan, im Stil der Henriade ein Epos über Friedrich den Großen und die Kulturwelt des 18. Jahrhunderts zu schreiben; und endlich kann man noch hinweisen auf Voltaires Enfant prodigue, das möglicherweise nicht ohne Einfluß auf die Räuber gewesen ist. (Sicherer ist der Einfluß dieses Stücks auf Klingers „Falsche Spieler".)

Schillers geistiges Verhältnis zu Voltaire war nur in wenigen Punkten ein bejahendes. Er von allen unseren Klassikern hat wohl am kühlsten über Voltaire geurteilt. Seine Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte" zeigen, wie er sich zwingen mußte, dem Klassizisten Voltaire auch nur einiges Verdienst um das Theater zuzuerkennen. Daß seine Friederiziade aus der Henriade mehr geschöpft hätte als die allgemeine Idee eines modernen Heldengedichts, darf billig bezweifelt werden. Aber daß darin der „freie Denker ein schönes Denkmal"[14] erhalten sollte, zeigt, daß ihm Voltaire, der fortschrittliche Autor, näher stand als der klassizistische Voltaire in der Kunst. Natürlich konnten Voltaires dramatische Neuerungen für Schiller kein Gewicht mehr haben. Solche erbärmlichen Ansätze waren von Schillers so viel fortgeschrittenerem Standpunkt aus kaum noch zu sehen. Immerhin erinnerte ihn der Commentaire sur Corneille daran, daß Voltaire um die Fehler der haute tragédie gewußt habe. Aber freilich „tadeln

sei leichter als hervorbringen“[15]. Die Nanine, das ehemals so beliebte Stück der neuen dramatischen Gattung, warf er, 22jährig, schon zur „Makulatur“[16]. Voltaires Angriffe auf die zünftige Philosophie waren veraltet, seit Kant in unvergleichlich großartigerer Weise ihren Dogmatismus gebrochen hatte. Aber ohnehin war der Geist Schillers nicht negativ, sondern im Gegenteil höchst positiv gerichtet. Als er die Zeit seiner Jugenddramen hinter sich hatte, war überall die Tendenz unverkennbar, aufzubauen und nicht niederzureißen. Und was ganz speziell die Theodizee anlangte, die Voltaire so energisch bekämpft hatte, so steckte die Vorstellung einer sittlichen Weltordnung — diese neue Fassung der alten Theodizee — Schillern unheilbar im Blute, sodaß von dieser Seite Voltaire keinen Zugang zu Schillers Herzen hatte. Das Christentum verehrte Schiller in seiner freien menschlichen Bedeutung; gegen Jesuitismus hatte der Geisterseher polemisieren wollen. Für die allgemein befreiende Wirkung Voltaires in dieser Beziehung mag Schiller also Verehrung empfunden haben; für die spottende Form Voltaires jedoch sicher nicht. Aber daß der Dichter des Posa auf das innigste mit dem Kulturideale des siècle de Voltaire sich verbunden fühlte, ist unnötig, umständlich nachzuweisen. Dies war der wesentliche Punkt, in dem Schiller und Voltaire zusammen gingen; dies und der philosophische Geist, mit dem sie beide Geschichte trieben.

Und doch muß man sagen, daß Schiller in der Mehrzahl der Fälle nicht so sehr an Voltaire den fortschrittlichen, als vielmehr an ihn als den gallischen Autor gedacht hat. Hier lag für ihn der eigentliche Hauptnachdruck der Beurteilung. Allerdings war der deutsche Chauvinismus der 70er Jahre in Schiller fast verflogen. Sein Horizont war kosmopolitisch, er selber Ehrenbürger der französischen Republik. Aber schon im Stilistischen lag zwischen beiden — bei aller Verwandtschaft — ein starker Gegensatz: Schiller war Rhetor, Voltaire, wenigstens als Prosaist,

Causeur; jener tönend, dieser witzig. Und alles das war fundiert in dem tieferen Gegensatz, der zwischen beiden der tiefste war: Voltaire war Skeptiker, Schiller Idealist. Die bekannte Stelle in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" bringt klar diesen Gegensatz zum Ausdruck. Der Satiriker, sagt Schiller, darf nicht frivol, sondern muß von hoher ernster Gesinnung sein; nur so erhält sein Werk poetischen Charakter.

„Von der Voltairischen Satire läßt sich kein solches Urteil fällen. Zwar ist es auch bei diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplizität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt, es sei nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmal in seinem Ingenu, oder daß er sie, wie in seinem Candide u. a., suche und räche. Wo keines von beiden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zugrunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen Höhe und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannigfaltigkeit in äußeren Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugnis dagegen ab; denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können. Beinahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armut des Herzens, die seinen Beruf zur Satire bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußeren Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerlei wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn, hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt"[17].

Der innerste Gegensatz zwischen Schiller und Voltaire, der hier an dieser Stelle sichtbar wurde, war der Gegensatz zwischen Weltbejahung und Weltverneinung. Voltaire war Pessimist, nicht in dem Sinne einer späteren Schule, aber in dem Sinne, in welchem so viele Weltmänner zugleich auch Weltverächter sind. Er nahm diese ganze Komödie zwischen Geburt und Grab nicht pathetisch, sondern von oben herab. Er sah nicht die große sittliche Weltordnung dahinter, die Schiller so tönereich verkündete, sondern die Fatalität des Weltlaufes mit seiner überwältigenden Masse von Dummheit, Elend und Gemeinheit. Und in diesem Sinne waren seine „Satiren" allerdings ohne Herz, wie es Schillers Idealismus verlangte; nur daß dieses fehlende Etwas nicht gerade zu dem Fehler gestempelt zu werden braucht, wie diejenigen tun, die an die Kunst mit moralischen Maßstäben heranzutreten nie unterlassen können.

Aber noch ein zweiter Gegensatz trennte Schillers Auffassung des Dichterberufs von derjenigen Voltaires. Was Schiller oben von dem Franzosen forderte, weil er es in seinen Contes und auch anderwärts vermißte, war mit einem anderen Ausdruck die Teilnahme des Dichters an seinem Gegenstande; oder wie wir es heute nennen würden: die „Einfühlung". Der Franzose gab nicht die Dinge, sondern ein Raisonnement über die Dinge, und nicht die Dinge waren das Objekt seiner Darstellung, sondern der Witz ihres Autors. Diese Art poetischer Wirksamkeit war man seit Sturm und Drang gewohnt mit verächtlichen Blicken zu betrachten, und der Belesprit war in allgemeinen Mißkredit gekommen. In diesem Sinne erklärte auch Schiller: „Jede andere Art (als aus der Natur) zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermenget haben"[18].

Damit war aber Voltaire als Dichter gerichtet, und wir haben schon früher Schiller der Auffassung Lavaters beitreten sehen, daß Voltaire so wenig wie Pope unter die eigentlichen „poetischen Genies" zu zählen sei (vgl. S. 529). Ebenso war er gerichtet von der sittlichen Seite des Dichterberufes, wie Schiller ihn auffaßte. Wenn die Contes philosophiques Schillers Billigung nicht finden konnten, weil in ihnen kein Herz sich abgedrückt habe, so protestierte seine moralische Weltauffassung ebenso gegen die Frivolitäten der Pucelle, in der die Würde des Menschen leichtfertig in den Staub gezogen wurde. Voltaires Klassizismus konnte Schiller verstehen, ohne daß er ihn achtete; seine gallische Natur erfüllte ihn mit Widerwillen.

Und doch ist allen diesen Gegensätzen zum Trotz Schiller einer der dem Franzosen nächst verwandten Deutschen gewesen, nächst verwandt: in der ganzen Anlage seiner geistigen Struktur.

Das Grundmoment dieser gleichgerichteten Geistesart war die überwiegende Reflexion, in der die Werke Voltaires und Schillers gleichermaßen entsprangen, und jener Unterschied zwischen bildendem Genie und reflektierendem Esprit bildete prinzipiell gerade nicht den Unterschied zwischen Schiller und Voltaire, sondern im Gegenteil trennte sie beide von dem eigentlichen Bildner unserer Literatur, von Goethe. Wenn Schiller zwischen sich und Voltaire dennoch diese Kluft empfand, so lag das nur an einem quantitativen Unterschiede ihrer sonstigen dichterischen Potenz und ihrer Unterschiede im rein Menschlichen. Im Prinzip gehörte Schiller auf die Seite der reflektierenden Dichter; auch seine Gestalten reden nicht ihre eigene Sprache, sondern im Auftrage ihres Dichters; Dichter und Dichtung fallen nicht zusammen, sondern leben in ständiger Wechselwirkung auf einander.

Und dieses reflektierende Moment läßt sich überall

verfolgen. Während Goethes Dichtungen wuchsen, wie die Pflanzen wachsen, hatten Voltaire und Schiller das Vermögen, ihre Dichtungen willenmäßig zu erschaffen — cum grano salis, versteht sich, — engmaschige Dispositionen auszuarbeiten und an ihrer Hand Tag für Tag ein Pensum zu erledigen. Dementsprechend entstanden bei beiden ihre Werke schnell, und beide nahmen weitgehende Rücksicht auf die bühnenmäßige Wirkung. Aber nicht nur die Art ihres Dichtens verrät die überwiegende Reflexion, sondern diese hat bei beiden auch Eingang in die Dichtung selbst gefunden. Wenn man Voltaires Tragödien Tendenzstücke genannt hat, so wird man bei nur wenigen von Schillers Dramen diese Bezeichnung nicht anzuwenden vermögen. Der Unterschied, der trotzdem zwischen beiden klafft, braucht dabei nicht immer wieder betont zu werden. Dieses reflektierende Moment verrät sich aber auch in dem epigrammatischen, sprüchereichen Stil, der sowohl Schillers wie Voltaires dramatische Rhetorik beherrscht. Der Denker hat wie hier so dort erfolgreich Pate gestanden.

Die Reflexion war bei Schiller wie Voltaire Naturanlage; sie mußte sich also eindrängen in jede Art ihrer Tätigkeit. Wenn sie sich mit Geschichte beschäftigten, so mußten sie beide philosophische Geschichtschreiber werden; wenn sie sich mit der Dichtung befaßten, so mußten sie beide auf die Ästhetik hingedrängt werden; und wenn sie schrieben, wurden sie von selbst zu Philosophen. Voltaire bewies mit seinem Commentaire sur Corneille, daß er über die Ästhetik des Klassizismus sich genaue Rechenschaft abgelegt hatte; Schiller gestand, daß er mit vollkommener Klarheit sich der Prinzipien bewußt sei, nach denen er zu dichten entschlossen wäre.

Der gemeinsamen Form ihres Geistes entsprach aber auch ein gemeinsamer Inhalt; sie fochten beide für das große Kulturideal des 18. Jahrhunderts, beide teils negativ durch Angriffe auf das Bestehende, teils durch

Vorführung des neuen Ideals selbst, und beide übten ihre größte Wirkung dadurch aus, daß sie gemeinverständlich zu den Massen sprachen, nicht bloß zu den Auserwählten, und daß sie auf diese Weise die wirkungsvollsten populären Vertreter der geistigen Bewegung ihres Jahrhunderts wurden.

Die fundamentalen Unterschiede zwischen beiden haben wir dabei im wesentlichen bereits oben angedeutet. Schiller war Pathetiker, Voltaire Weltmann. Nach dieser Formel unterschied sich das „Wie" ihres Auftretens. Schiller verkündete zuversichtlich eine neue ideale Welt, Voltaire tat es unter der Maske des Skeptikers. Jener nahm alles schwer, gründlich, tiefbohrend, deutsch; dieser leger, amüsant, leichtgeistig, gallisch. Und wichtiger: Schillers Geist wurzelte zwar durchaus in der Reflexion, aber hinter diesem Geiste stand ein glühend fühlender Mensch, der die kahle Reflexion in einen brausenden Strom verwandelte und alle seine Dichtungen mit der selbst durchlebten Leidenschaft erfüllte. Voltaire dagegen war arm an schöpferischem Gefühl, welches die Figuren seiner Dichtung hätte durchglühen können, er war der Intellekt par excellence; seine Gefühle waren bürgerlich, heftig aber unfruchtbar im dichterischen Sinne. Schillers sittlichem Pathos stand der Immoralismus Voltaires entgegen und Voltaires geringer dichterisch gestaltender Kraft Schillers unvergleichlich größere dichterische Potenz.

Es scheint eine gewisse Spielerei darin zu liegen, einen Vergleich zu ziehen, dessen Resultat in der Feststellung besteht, daß Schiller und Voltaire dem gleichen Geistestypus angehört haben, jenem Typus, der sich durch die Vorherrschaft der philosophischen Reflexion kennzeichnen läßt. Aber diese Tatsache gewinnt Interesse, wenn wir berücksichtigen, daß die Überwindung des reflektierenden Moments in der Dichtung gerade die innere Anstrengung der Zeit seit Herders Auftreten gewesen ist. Schiller bedeutete in dieser Hinsicht eine Rückkehr zu Voltaire,

freilich eine Rückkehr mit unendlich bereicherten Mitteln. Er überwand nicht dadurch den französischen Klassizismus, daß er wie Goethe die Dichtung auf gänzlich neue Gefilde führte, sondern dadurch, daß er durch eine neue glänzende Ausführung des Klassizismus dessen ältere französische Stilart entwertete. Schiller kehrte zu Voltaire zurück, aber um ihn eben dadurch völlig zu verdunkeln.

2.

Unter denselben Gesichtspunkten muß auch die Jungfrau von Orleans betrachtet werden. Schiller ergriff diesen Gegenstand gewiß nicht, um Voltaire Konkurrenz zu machen. Vielmehr war er sich der Schwierigkeit der Aufgabe, die Zeitgenossen mit einem Stoffe zu rühren, über den alle Welt soeben auf das ausgelassenste gelacht hatte, wohl bewußt. Aber nachdem er den Stoff einmal ergriffen hatte, mußte er allerdings seinen Ehrgeiz darein setzen, Voltaire auf seinem eigensten Gebiete auszustechen und gegen ihn und seinen vernichtenden Witz eine Rettung dieser mißhandelten Jungfrau zu versuchen.

Abneigung gegen ein Werk wie Voltaires Pucelle lag Schillers ganzer sittlicher Natur im Blute. Verhöhnung des Heiligsten, Zynismus gegen menschliche Würde, Frivolität in eroticis lagen ab von allem, was Schillers Wirken erfüllte. Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung sprach nicht nur Ovids, Crébillons, Voltaires und Marmontels schlüpfrigen Produkten das poetische Bürgerrecht ab, sondern auch dem Ardinghello und den Meisterstücken Wielands. In den Xenien verglich er Voltaire mit Tityos, dem wegen Unzucht bestraften Euböischen Riesen (vgl. S. 503), und seine Jungfrau war der Protest des deutschen Idealismus gegen den gallischen Witz Voltaires; Protest und Ehrenrettung. In diesem Sinne schrieb er an Wieland, dessen Laïs er scherzhaft mit seiner Jungfrau zusammenstellte: „Beide haben

übrigens dieses miteinander gemein, daß sie zwei übel berüchtigte und liebenswürdige Damen wieder zu Ehren zu bringen suchen, und Sie werden mir zugeben, daß Voltaire sein Möglichstes getan, einem dramatischen Nachfolger das Spiel schwer zu machen. Hat er seine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, so habe ich die meinige vielleicht zu hoch gestellt. Aber hier war nicht anders zu helfen, wenn das Brandmal, das er seiner Schönen aufdrückte, sollte gelöscht werden"[19]. Wenn er sich also bewußt war, welch außerordentlich schwierige Aufgabe er sich damit gestellt hatte, so war er sich nicht weniger bewußt, diese Aufgabe gelöst zu haben, und in dem bekannten Gedichte „Das Mädchen von Orleans", (dessen frühere Überschrift deutlicher „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans" lautete), konnte er stolz auf seine Dichtung deuten, in der die Pucelle für immer mit Glorie umgeben worden sei.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nichts! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Es erscheint überflüssig, irgend etwas über die unterschiedliche Auffassung der Jungfrau bei Schiller und

Voltaire zu sagen; um so mehr, als allerlei überflüssige Abhandlungen über dies Thema bereits existieren. Was sollte sich auch Fruchtbares hieraus ergeben: eine Parodie und ein romantisches Trauerspiel haben keine Berührungspunkte. Wesentlich bei allem ist eigentlich nur das Eine: daß Voltaire den Jungfraustoff parodistisch, Schiller aber ihn ernsthaft behandelt hat. Und wenn irgend etwas, so zeigt dies die Veränderung der Weltansicht, die seit dem Zeitalter Voltaires vor sich gegangen war.

Schillers persönliches Eigentum war die schwärmerische Begeisterung für das Menschengeschlecht und seine Würde; und hiervon ein Sonderfall die weibliche Ehre und die Verehrung des Weiblichen. Demgemäß erlebte bei Schiller das erotische Moment eine Idealisierung, die dem Charakter Voltaires völlig zuwider war. Auch in Schillers Jungfrau steht das Liebesmotiv an hervorragendster Stelle: Johannas Niedergang ist Folge ihrer irdischen Liebe zu dem Feldherrn des Feindes. Der Inhalt von Voltaires Pucelle ist fast der gleiche, jedoch ein wenig realistischer: der Kampf um die Jungfernschaft. Was hier grob materiell den Mittelpunkt bildet, bildet ihn dort auf das höchste vergeistigt. Und diese idealistische Auffassung der Anziehung zwischen den beiden Geschlechtern ist unserer Literatur als ein Schillersches Erbteil auf lange hinaus geblieben; nicht eben zum Vorteil der Literatur, die durch den übertriebenen Idealismus in einer letzten Grundes durchaus realistischen Lebenstatsache nur zu oft der Sentimentalität ausgeliefert worden ist. Freilich mag sich in diesem Idealismus der Frau gegenüber eine Eigentümlichkeit der Germanen aussprechen — wenn man dem Zeugnis des Tacitus Glauben schenken will. Aber von diesem Idealismus war in der eigentlichen Zeit des Rokoko wenig zu spüren, und Schillers veränderter Standpunkt entsprach einer Wandlung der Auffassung, wie sie seit Klopstock begonnen hatte.

Diese Wandlung sprach sich aber auch in der Behand-

lung des religiösen Problems aus, das mit der Jungfrau von Orleans verbunden war. Voltaire hatte in Bausch und Bogen dieses religiöse Problem verspottet; er sah kein Problem, sondern nur eine Farce. Schiller stellte sich freilich nicht auf die Seite der Religion, aber sein Drama gab ihre Möglichkeit zu und behandelte sie vorurteilslos als einen realen Machtfaktor und idealistisch als eine wie auch immer geartete höchste Kraft des Menschlichen. Das Werk von Sturm und Drang, die Anerkennung der Macht des Gefühls, fand in der Jungfrau einen drastisch wirklichen Ausdruck. Ja in diesem religiösen Moment spiegelte sich sogar die allerneueste Wendung, die die geistige Entwicklung bei ihrem Übergang in das neue Jahrhundert genommen hatte. Schiller nannte sein Stück eine „romantische Tragödie". Zwei Jahre zuvor, 1799, hatte Schleiermacher seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern gehalten; 1800 trat Graf Stolberg zur katholischen Kirche über; 8 Jahre später Friedrich Schlegel.

Das Verhältnis der Schillerschen Jungfrau zur Pucelle besteht in nichts als in Gegensätzen. Dadurch erscheint eine Beeinflussung von vornherein ausgeschlossen, und alle überflüssigen Versuche, eine solche zu konstatieren, sind bei dem Ergebnis geendet, daß bis auf wenige Reminiszenzen und einige Motive Schiller für seine Jungfrau nichts aus der Pucelle übernommen hat. R. M. Werner, der letzte der Autoren, welche diese Frage untersucht haben[20], findet folgende sechs Momente, in denen man eine Beeinflussung Schillers durch Voltaire erblicken kann:

1. Die Szene im ersten Akt zwischen Karl und Agnes;
2. Wie bei Voltaire die Jungfrau durch St. Denis, so wird sie bei Schiller durch die Heilige Jungfrau mit ihrer hohen Mission betraut;
3. Dem Helm bei Schiller entspricht bei Voltaire die Rüstung, die über dem Altar für Johanna erscheint;

4. Wie Raimond schon Johanna liebt, ehe sie ihre Taten vollbringt, so wird sie bei Voltaire von dem Franziskaner Grisbourdon begehrt;
5. Johanna bei Schiller wird von Dunois und Lionel, Johanna bei Voltaire von Dunois und dem Engländer Chandons umworben;
6. In beiden Dichtungen wird Johanna von der Hölle versucht.

Mag das sein; ich sehe leider keine Bereicherung darin, diese Bagatellen zu wissen. Daß wir von allen Seiten dieser Welt beeinflußt und angeregt werden, und mancherlei Material gebrauchen, was wir gerade am Wege finden, brauchte nicht umständlich philologisch nachgewiesen zu werden; und wer die Bemühungen Heblers, Kummers, Quiquerez', Werners und anderer nach dieser Richtung hin verfolgt hat, findet sich zu keinen weiteren mehr bemüßigt.

Schiller war mit seiner Jungfrau gegen einen der größten Schriftsteller des Jahrhunderts in die Schranken getreten. Die Vorstellung, die Voltaire von der Jungfrau in Umlauf gebracht hatte, beherrschte die gebildete Welt. Das Unternehmen, diese Vorstellung durch eine neue zu verdrängen, war ein gewagtes; doppelt, weil der Ernst hinter dem Scherz erfahrungsgemäß nur schlechtes Gehör findet. Voltaire war in klügerer Weise verfahren, als er dem ernsten Heldengedichte des Chapelain seine lustige Parodie hatte folgen lassen. Aber Schiller, im Vertrauen auf die Macht des Ideals, setzte seinen Ehrgeiz darein, auch dieser schwierigeren Aufgabe Herr zu werden. Denn, wie seine Verse zuversichtlich riefen: „Fürchte nicht, es gibt noch schöne Herzen, die für das Hohe, Herrliche entglühn!"

Diese Zuversicht hat ihn in der Tat nicht betrogen. Zwar fand er zu Anfang den Widerstand, den er nicht anders erwarten konnte. Noch vor Erscheinen des Stükkes schrieb der französisch gerichtete Herzog an Karoline

von Wolzogen: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die Pucelle d'Orléans, wirklich geschrieben hat. . . . Das Sujet ist äußerst scabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wissen." Desungeachtet machte die erste Lektüre des Dramas eine „unerwartete Wirkung" auf ihn, und bei der Rücksendung des Manuskripts an Frau von Wolzogen gedachte er in einem Briefe mit warmen Worten des reinen Genusses, den ihm und der Herzogin das Stück verursacht habe. Zwar eine Aufführung in Weimar mußte unterbleiben. Die Jagemann, welche die Jungfrau hätte spielen müssen, war in ihren Umständen für eine Jungfraurolle nicht gerade sehr geeignet, und Worte wie die des Vaters Thibaut — „entfaltet ist die Blume deines Leibes" — hätte zu hämischem Kichern gewißlich Veranlassung gegeben. Aber die erste Aufführung in Leipzig am 18. September 1801 zeigte, daß das naivere Publikum durch das Voltairesche Epos zum Genuß der Schillerschen Jungfrau noch nicht verdorben sei. Dafür allerdings meldeten sich literarische Stimmen, die dem anfänglichen Urteile des Herzogs beitraten. Der ganz reaktionäre Ayrenhoff dichtete:

Auf das Trauerspiel Johanna d'Arc.

Voltairens Satyr gab dies Märchen uns zum Lachen,
Wer Geist hat, der belachet sein Gedicht.
Herr Schiller gibt es uns, um weinen uns zu machen,
Doch wer dort lacht, der weint hier sicher nicht.

Julius von Voß aber persiflierte das Stück in einer zweiaktigen Posse „Die travestierte Jungfrau von Orleans" (Berlin 1803). Ein Avantpropos sagte:

Der Stoff, den einst der Persifleur Voltaire
Recht en canaille, wie man spricht, traktierte,
Wo die Stallgrazie, die oft nur zu Unehre
Ein Kotzebuescher Hyperboräer rührte:

Den aber Schiller für des Tragos Sphäre
Mit der Hellenen Talisman berührte,
Und daß er der Heroen Haupt verkläre,
Selbst Glorien dem Christentum entführte:

In neuer Form wird er hier aufgetragen,
Sottisen den Bedeutenden zu sagen
Und Diaphragmen weidlich zu vibrieren.

Es werden zwar ob dem Entweih'n des Schönen
Die Belesprits und Rezensenten höhnen;
Wer aber wird sich darum wohl genieren.

Und in Prosa hieß es weiter:

„Jawohl machte es Voltaire arg mit diesem Stoff, wenn in der Pucelle Stellen wie folgende und noch ärgere vorkommen . . . Einer der beiden der Literatur-Virtuosen scheint sich doch vergriffen zu haben, entweder, der der Demoiselle aus Dom Remi die Schellkappe aufsetzte, oder der sie des Kothurns wert hielt. Vielleicht geht beides, wenn man nur wie beide es recht anfängt. Es kann sein, aber schaden muß ein Kunstwerk notwendig dem andern. Wer kann mit tragischer Andacht Schillers Meisterwerk genießen, wenn ihm die Situationen der Pucelle vorschweben, die nun Reminiszenz auf Reminiszenz wecken und an die leichtfertigsten Kontraste mahnen? Oder wer wird künftig das poème comique mit ungestörtem Lachen lesen können. . . . da die Erinnerung salbungsvoller Sentenzen der schönen Jesuitertragödie ihn mit Gewissensskrupeln ängstigen dürfte?“

Sehr unzufrieden war Voß allerdings mit der romantischen Tendenz dieser neuen Tragödie. Denn sei es nicht unglaublich, daß man zu Anfang des neuen Jahrhunderts einen christlich-legendären Stoff zu einem Drama verarbeite, wo das vergangene Jahrhundert bereits so gründlich mit allem Mystizismus aufgeräumt habe? Aber das sei ein Zeichen der Zeit und stehe zusammen mit der „katholischen Poesie“ des Herrn A. W. Schlegel.

Der Parodie, die Schillers Tragödie stark zusammengezogen wiedergibt, geht ein Prolog voraus, der ihre Ziele folgendermaßen charakterisiert:

Hier ist ein Stoff, den die Geschichte liefert,
Dem sonderbares Los von Dichtern wurde.
Zwei glänzende Genies erwählten ihn,
Doch in Extremen gab sich die Behandlung.
Mutwille, Spott und allzu freier Scherz
Sie statteten Voltairens Jungfrau aus,
Und Schillers Meisterwerk, das schön erhabene,
Das Ideal der reinen Heroine
Und Ahnung göttlicher Inspiration.
Vielleicht zu rasch ging beider Künstler Flug.
Wir wählen launig einen Mittelweg,
Und zeichnen die Begebenheit, wie sie
Nach Clios Kunde kann erschienen sein;
Doch wie des Travestierens Norm es will
Mit ziemlich freien Tinten aufgetragen.

Und diese freien Tinten bestanden nun in dem Prinzip, die Handlung der Schillerschen Tragödie mit den Figuren der Voltaireschen Pucelle vorzuführen. Wie in dem französischen Original muß auch die parodierte Jungfrau, die vor ihrer Berufung Stallmagd war, ihre hart bedrängte Jungfernschaft verteidigen. Denn an dieser hängt das Wohl des Vaterlandes. Und die Versuchungen, denen sie ausgesetzt wird, drängen von allen Seiten: Dunois, La Hire, Burgund, der Erzbischof und gar der König selbst bemühen sich eifrig um ihre Defloration. Lionel allein gelingt das Heldenstück, und in den dadurch geschaffenen Umständen erscheint sie auf dem Titelkupfer, das heilige Lilienbanner schwingend. Im großen und ganzen hält sich die Parodie an Schiller. Von den Figuren abgesehen, enthält sie aus der Pucelle nur wenige Reminiszenzen. So etwa, wenn die Jungfrau von ihrer Vergangenheit als Magd erzählt:

Und war ein Eseltreiber zu frei,
Schlug ich ihm das Glas an den Ohren entzwei.

Oder wenn Karl sich seines Freundes Bonneau erinnert, der wohl alles arrangiert haben werde (nämlich ein Souper).

Daß im übrigen das ganze eine Beachtung verdiente, es sei denn in unserem ganz besonderen Zusammenhange, wird von niemandem behauptet werden. Eine zeitgenössische Rezension nannte es bereits „ein elendes Produkt, ohne Witz, voll Plattheiten, die sich nur für Wachstuben und Kneipen eignen“[21].

Die Spötter waren der schlechtere Teil des deutschen Publikums. Körner, der sich durchaus für das Stück des Freundes aussprach, nahm mit der gleichen Zuversicht wie Schiller an, daß wer vor Frivolität noch nicht ganz seelenlos geworden sei, bei der Lektüre der Jungfrau durch das Spottgedicht des Franzosen sich nicht gestört fühlen werde. Selbst der so sehr auf Voltaire gestimmte Klinger schrieb am 16. II. 1802 an Wolzogen:
„Die Jungfrau von Orleans unseres Schillers hat meinem idealischen dichterischen Sinne einen hohen, wahren Genuß gewährt, und ich wünsche ihm Glück zu dem Geschäft. Das Maß seines Geistes steigt an Graden bei jedem neuen Produkt; ich wünschte nur, er hätte kein Gedicht darüber gemacht und besonders Voltaires Pucelle nicht angegriffen. Diese macht mir in allem andern Sinne gleiches Vergnügen. Denn Sie werden doch bemerkt haben, daß ichs mit allem mehr Dämonischen halte: es mag sich in ein Gewand hüllen, in welches es will; das Schlechte und Mittelmäßige nur taugt nichts. Für Schiller muß es genug sein, daß ich an Voltaire nicht während des Lesens gedacht habe. Für unsereinen, lieber Wolzogen, ist das gewiß viel und ein großes Lob“[22].

Und diesem Gedanken gab er breitere Ausführung noch einmal in den „Betrachtungen“: „Während der Lesung der Jungfrau von Orleans von Schiller hab ich an die von Voltaire auch nicht einen Augenblick gedacht; ob ich gleich vorher dachte, es sei, wenigstens für mich,

von seiten des Verfassers ein Wagstück. Mein Geist hat hiermit, meine ich, Schillern kein kleines Kompliment gemacht, er mag es nun dafür nehmen oder nicht. Indessen hat sie doch (abermals bei mir) der Voltairischen so wenig geschadet als diese der Schillerischen; beide sind mir lieb, jede in ihrem Geist, und ich werde beide wieder lesen. Man muß die Werke des Genies in dem Gesichtspunkte lesen, in welchem sie geschrieben sind; und sind sie wahrhafte Werke des Genies, so muß man ein Pinsel oder Narr sein, wenn man fordert, ihre Schöpfer hätten sich in unsern beschränkten Gesichtspunkt stellen sollen. Doch für solche Leute schreiben ja Genies nicht; sie denken ihrer nicht und dürfen ihrer nicht denken. Um in den dichterischen Schöpfungen recht zu genießen, muß man Sinn für alles haben; nur das Mittelmäßige taugt nichts, es sei von edler oder niedriger Art. Der ausschließende Geschmack ist das platteste Geschöpf der Konvention, das man sich aus schwächlicher Zierlichkeit oder Zartheit erkünsteln kann; denn das Ding ist gar nicht in unserer Natur. Wie aber die Franzosen ein solches Werk, von einem ihrer Landsleute geschrieben, nach dem Voltairischen aufnehmen würden, wäre der Erfahrung wert; durch die Übersetzung läßt sie sich nur halb machen“[23].

Dieses Urteil hat die Nachwelt nicht bestätigt. Hebler in seinen Philosophischen Aufsätzen sagt, daß an kulturhistorischer Wirkung Schillers Jungfrau der Pucelle freilich nicht gleichgekommen sei; insbesondere weil die deutsche Tragödie wohl ganz auf ihre Nation beschränkt geblieben. Aber diese Beschränkung zugegeben, muß gesagt werden, daß durch die Jungfrau von Orleans die Voltairesche Dichtung völlig aus unserem Gedächtnis verdrängt worden ist. Wer an Jeanne d'Arc denkt, denkt nicht an Voltaire sondern an Schiller. In diesem Sinne war das Schillersche Drama mit seiner neuen Weltauffassung die produktive Überwindung Voltaires auf seinem eigensten Gebiete.

3.

Mit Herder war der neue Denktypus aufgekommen, der das Individuelle nicht nach Maßstäben eines Allgemeinen kritisieren, sondern es in seinen Daseinsbedingungen begreifen und als Ausdruck dieser Bedingungen verstehen wollte. Aber dieser Typus hatte sich gegen die herrschende Grundgewalt des Jahrhunderts auf die Dauer nicht behaupten können. Stärker als der Trieb zur empirischen Forschung steckte diesem Jahrhundert der Trieb zur Spekulation im Blute. Vorstöße gegen den Geist des Jahrhunderts waren die Jugendtaten Herders gewesen, aber er selbst hatte mit seiner Humanitätsmetaphysik vor dem Jahrhundert der Aufklärung kapituliert. Er hatte kapitulieren müssen, sobald er schöpferisch versucht hatte, die Geschichtsphilosophie zu einem System zu runden. In seinen ästhetischen Anschauungen dagegen war er Individualist geblieben; und er hatte das bleiben können, weil er selber in der Poesie nicht Schöpfer war. Nicht er, sondern der Dichter unter den spekulativen Köpfen der jüngeren Generation war es deshalb, der die Reaktion gegen den Individualismus in den ästhetischen Anschauungen der Zeit vollziehen sollte.

Ganz anders indes wie bei Herder, der mit seiner ursprünglichsten Denkanlage fest im Individualismus wurzelte und der sich gegen den Rationalismus des natürlich auch in ihm wirkenden Jahrhunderts nur nicht hatte behaupten können, war die Begründung einer neuen spekulativen Ästhetik durch Schiller so wenig eine Verleugnung eines ursprünglichen Individualismus, daß man umgekehrt sagen muß, sie sei die natürliche Blüte von Schillers innerster Anlage gewesen. Denn Schiller war von Natur ein spekulativer Geist. Auch sein Sturm und Drang, weit entfernt, ein Individualismus im Herderschen Sinne gewesen zu sein, war ganz und gar ein ideologisches Brausen; seine Geste war revolutionär: Sturmlaufen

gegen die Wirklichkeit mit den Forderungen eines heiligen Ideals. Und in diesem Sinne gehört der Sturm und Drang Schillers nicht in die Reihe, die von Klopstock zu Herder und zu Goethe führt, sondern in die Entwicklungsreihe: Voltaire — Rousseau — französische Revolution. Wenn Schiller nun aber aus einem revolutionären zum idealistischen Dichter wurde, so bedeutete diese Umkehr nichts anderes als die Wendung von der negativen zur positiven Vertretung seines Ideals. Also nicht im Sinne eines Umschlags der eigenen, sondern im Sinne eines Rückschlags gegen eine historisch frühere Denkbewegung war die Wiederbegründung der spekulativen Ästhetik durch Schiller nur der Ausdruck, daß der philosophische Denktypus, anstatt durch den individualistischen Vorstoß Herders zurückgedrängt zu sein, vielmehr jetzt erst auf die Höhe seiner Macht gekommen war.

Die Erscheinung Kants hatte dem spekulativen Drange ungeheure Perspektiven erschlossen. Schiller ließ sich um so williger davon gefangen nehmen, je größeres Bedürfnis er zu spekulativer Vertiefung in sich fühlte. Dies Bedürfnis aber war mit seiner natürlichsten Neigung gegeben: alle Dinge unter der Optik von Gegensätzen zu erblicken. Daß er der geborene Verfechter des Ideals gegen die Wirklichkeit war, war nur die komplexere Formel für diese besondere Determination seines Geistes. Wie es Herders Art war, jedes Ding für sich zu nehmen und in seine einmalige Besonderheit sich hineinzufühlen, so diejenige Schillers, jedes Ding mit seinem logischen Gegensatze zu kontrastieren und durch den Kontrast das eigentliche Wesen desselben zu bestimmen. Schillers Gedanken wurden von lauter logischen Gegensätzen getragen: Natur und Kunst, Natur und Kultur, naiv und sentimentalisch, Stofftrieb und Formtrieb, Realist und Idealist, Endlichkeit und Unendlichkeit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Ideal und Leben usw. usw. In dieser Denkgewohnheit aber, die durch die Kantische Philosophie

nur noch verstärkt wurde, sprach sich jene vollkommen deduktive Veranlagung aus, die den Dingen durch Definitionen — Abgrenzungen! — nahe zu kommen meint. Schillers Ausgangspunkt war der Begriff, sein entwickelndes Prinzip die Kontrastierung dieses Begriffs gegen seinen logischen Gegensatz und das Ziel, diese logischen Gegensätze als mit der Natur der Dinge gegeben zu erweisen, die Dinge zu rekonstruieren aus einem Zusammenspiel der in ihnen versteckten Gegensätze und mit der Erkenntnis dieses ihren bipolaren Charakters eine philosophische Versöhnung anzubahnen. Schillers Welt war eine Welt des unendlichen Strebens, ein rastloses und vergebliches Bemühen der Gegensätze zu einander zu gelangen; eine Bemühung des Lebens, das Ideal zu erreichen; der Sinnlichkeit, zur Sittlichkeit zu werden; des Stoffes, geformt zu werden; der Kunst, zur Natur und der Natur, zu Kunst zu werden. Diese Gegensätze miteinander zu versöhnen war die unendliche Aufgabe der Weltentwicklung; die Dinge in diese Gegensätze zu zerlegen Aufgabe der Philosophie. Thema der Welt: Rationalisierung des Irrationalen; Thema der Philosophie: Interpretation des Irrationalen durch das Rationale.

Diesen Denktypus hatte Schiller mit Voltaire gemeinsam. Aber es bestand ein Unterschied: Schiller glaubte, daß das möglich sei, Voltaire glaubte an solche Möglichkeit nicht. Beide gingen zwar von der Voraussetzung aus, daß es sich hier um eine unendliche Aufgabe handle. Aber während dies für Schiller gerade ein Grund mehr war, sofort und mit aller Energie Hand anzulegen, war es für Voltaire nur Grund, den unendlichen Teil dieser Aufgabe zu verwerfen, um sich mit aller Energie dem endlichen Teile derselben zuzuwenden. In der Geschichte des philosophischen Denktypus bedeutet Voltaire daher den Selbstmord der Spekulation; Schiller aber den Entschluß der Spekulation, aufs neue resolut zu leben. Bei Voltaire zersetzt sich die Spekulation durch den gesunden Menschen-

verstand, bei Schiller sublimiert sich der gesunde Menschenverstand zur Spekulation; jener legt Nachdruck auf die Grenzen unseres Denkens, dieser Nachdruck auf seine Kraft innerhalb unserer Grenzen. Temperamentsunterschiede zwischen einem Skeptiker und einem Idealisten! War also Voltaire eine wirksame Vorbereitung für den individualistischen Relativismus Herders, so war Schiller die wirksamste Einschränkung dieses Relativismus durch den Geist einer neuen philosophischen Besinnung. Nun ist natürlich, daß Schillers Spekulation vor allem dem Probleme der Ästhetik gelten mußte. Zu keinem wie zu diesem lag dem Dichter solche innere Nötigung vor; besonders aber dem reflektierenden Dichter, dem seine Werke nicht wie Blüten aus dem unbewußten Wirken seiner Natur entgegenwuchsen, sondern der überall die Neigung hatte, all sein Dichten und Trachten durch das Licht der Reflexion zu erhellen, und der es als den höchsten Vorzug des Menschen betrachtete, mit Bewußtsein und Freiheit einen Weg zu gehen, den die Natur nur blind und mit Notwendigkeit zu gehen vermag. In dieser Neigung fanden sich Voltaire, Lessing und Schiller, in der Neigung, über die Prinzipien ihrer Kunst zu reflektieren. Und daß sie darüber reflektierten, zeigte, daß sie von einer Grundvoraussetzung gleichermaßen durchdrungen waren: daß nämlich überhaupt Prinzipien seien. Aber gerade das war es ja gewesen, was Herders Individualismus unbewußt geleugnet hatte!

Aber worauf gründete sich dieser Unterschied? Herder redete über Poesien; Voltaire, Lessing und Schiller über die Poesie. Herder ging aus von individuellen Erscheinungen, Schiller und seine Vorgänger von einem Begriff bezw. einer Aufgabe. Herder spürte in der Vielheit der Erscheinungen das Wirken einer einzigen göttlichen Kraft, aber diese Kraft war nach Ort und Zeit stets individuell differenziert, und das Individuelle, das hervorquoll aus der Einzigartigkeit des Ortes und der Stunde

war ihr Köstlichstes, das dabei entstand. Schiller bestimmte einen allgemeinen Begriff der Poesie — aus dem Gegensatze gegen die Prosa — differenzierte diesen Gattungsbegriff in logisch auseinander entspringende Artbegriffe und zeigte nun an der Hand der Literaturgeschichte, wie weit diese begrifflichen Gebilde in der Wirklichkeit realisiert worden seien; wobei die Übereinstimmung des wirklichen Objekts mit dem logisch entwickelten Begriff das Ideal repräsentierte.

Erläutern wir das an einem praktischen Beispiele! Herders ästhetische Anschauungen mündeten in den Begriff der Nationalpoesie, als der Poesie der stärksten Originalität. Schillers Anschauungen mündeten bei dem Begriff der idealen Poesie, als der Poesie der weitesten Entfernung von der Prosa. Und diese Gegensätzlichkeit fand ihren sehr charakteristischen Ausdruck unter anderm in der Frage: nordische oder griechische Mythologie? Als Herder nun für die Horen einen Aufsatz eingesandt hatte, in dem der nordischen als der nationalen Mythologie das Wort geredet wurde, antwortete Schiller ihm mit diesem Schreiben:

„Gibt man Ihnen die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, aus der Zeit, aus dem Wirklichen hervorgehen, damit eins ausmachen und darein zurückfließen muß und in unseren Umständen kann, so haben Sie gewonnen; denn alsdann ist nicht zu leugnen, daß die Verwandtschaft dieser nordischen Gebilde mit unserem germanischen Geiste für Sie entscheiden muß. Aber gerade jene Voraussetzung leugne ich. Es läßt sich, wie ich denke, beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Übermacht der Prosa in dem Ganzen unseres Zustandes ist meines Bedünkens so groß und so entschieden, daß der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, notwendig davon angesteckt und also zu Grunde

gerichtet werden müsse. Daher weiß ich für den poetischen Genius keinen Halt, als daß er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Koalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, daß er sich seine eigne Welt formiert und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen fremden und idealischen Zeitalters bleibt"[24].

Man könnte den Gegensatz auch noch anders ausdrükken: Herder nahm die Bedingtheit der Poesie für ihre Stärke, Schiller sie für ihre eigentlichste Schwäche. Für Herder nämlich war Bedingtheit ein Ausdruck ihrer Verbindung mit dem Mutterschoß der Welt, mit Gott; für Schiller war Bedingtheit eine Fessel für die Freiheit der schöpferischen Person. Mit andern Worten: Herder sah die Poesie mit den Augen des Genießenden, Schiller sah sie mit den Augen des Schaffenden. Jener wollte verstehen, dieser formen; jener wollte im Werke den Ausdruck überpersönlicher Weltenergien genießen, dieser wollte im Werke seine persönlichsten Ideale verkörpern; jener sah im Werke den Ausdruck einer Natur, dieser sah darin Ausdruck einer geistigen Absicht. Jeder von ihnen hatte mit seinem Standpunkte Recht, Herder, der die Bedingtheit des Dichters durch Ort und Zeit unterstrich, ebenso wie Schiller, der die Aufgaben darlegte, die den einzelnen Dichtarten sachlich zugrunde liegen. Ja beide Standpunkte schlossen einander nicht aus! Denn Herders Anschauungsweise erklärte nur das Unbewußte, Schiller nur das Bewußte in der schöpferischen Tätigkeit des Dichters; Schiller zeigte auf die Richtungslinien des künstlerischen Willens, und Herder erklärte die Brechung dieser Linien in dem trüben Medium der historischen Bedingtheit.

Ein Teil jedoch des Herderschen Denkerbes war auch der Schillerschen Spekulation geblieben. Auch für Schiller gab es nicht mehr schlechthin Poesie; vielmehr aus den

Gegensätzen, aus denen das Kunstwerk entspringt, konnte abgeleitet werden, daß zwei Hauptarten der Poesie (nicht Gattungen im alten technischen Sinne!) nebeneinander bestünden. Entspringt nämlich das Kunstwerk aus den Gegensätzen von Stoff und Form, Objekt und Subjekt usw., so müssen diesen Gegensätzen auch zwei Richtungen der Poesie entsprechen, eine, in der das Objekt, und eine, in der das Subjekt überwiegt — nämlich vorausgesetzt, daß die vollkommene Versöhnung zwischen beiden Elementen durch den logischen Antagonismus ausgeschlossen ist. In dieser Gegenüberstellung des naiven und sentimentalischen Dichters kam also die Schillersche Spekulation von einer vollkommen entgegengesetzten Seite her dem Herderschen Individualismus entgegen, und dieser Schritt führte zu einem epochemachenden Resultat.

Schiller war ja vor eine unendlich schwierige Aufgabe gestellt. Die deduktive Anlage seines Geistes führte ihn unwiderstehlich auf die Bahn der spekulativen Ästhetik, aber zugleich stand er doch selbst inmitten einer Zeit der Jugend, einer Jugend, der er selber angehörte, die noch soeben alle ästhetischen Prinzipien mit Hohngelächter zum Tempel hinausgeworfen hatte. Natur, Genie, Originalität! Und an dem leuchtenden Beispiel eines gottbegnadeten Dichters sah er diese Dreiheit in wunderbarem Zusammenwirken. Wie den Rückweg finden aus dieser zur Natur gewordenen Kunst zu einer Kunst ästhetischer Prinzipien?

Da ist es nun an einem Beispiele interessant zu sehen, wie die großen Schlagworte der Zeit des Individualismus bei Schiller spekulativ umgebogen worden und genau demselben Prozesse anheimgefallen sind, in dem auch Herders Denkbewegung geendet hat. Seit Sturm und Drang hatte die Dichtkunst nur noch einen legitimen Stoff, die Natur; und dieser Begriff hatte seinen ursprünglichen Gegensatz in dem Begriff der Konvention, gegen den er entstanden war. Aber dieser Begriff hatte durch Herder

eine pantheistische Vertiefung gefunden: die Natur war der Mutterschoß aller Dinge, war Offenbarung Gottes, Entfaltung des Weltwesens in der unendlichen Flut unendlicher Individuation; und jede Individualität war darum göttlich, heilig, unantastbar. Nichts widerstrebte mehr dem spekulativen Denken Schillers. Wenn alles anzuerkennen und nirgends eine Rangordnung zu unterscheiden war, dann gab es für den bewußten Geist auch nirgends mehr ein Kriterium und folglich nirgends mehr ein Ziel und ein Ideal. Die Natur in dieser Herderschen Interpretation war für Schiller einfach unannehmbar; so unannehmbar wie für Herder selbst im Augenblicke, wo er nach einem Sinn in der Geschichte fragte und zu der Anerkennung gelangen mußte, daß die menschliche Natur eine zwiefache „Natur", eine sinnliche und eine geistige sei, und daß die geistige unsere „wahre" Natur und das Ziel der Geschichte eben nur in dem Siege unserer wahren Natur über die Schlacken ihrer Individuation bestehen könne. Genau den gleichen Denkvorgang sehen wir bei Schiller an der Stelle seines Aufsatzes über naive und sentimentalische Dichtung, wo er die philosophische Unterscheidung zwischen der „wirklichen" und der „wahren" Natur macht:

„Wirkliche Natur existiert überall, aber wahre Natur desto seltener; dazu gehört eine innere Notwendigkeit des Daseins. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausdruck der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur sein, aber eine wahre menschliche ist er nicht; denn diese erfordert einen Anteil des selbständigen Vermögens an jeder Äußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht; denn diese kann nie anders als edel sein. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechslung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat: welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja

lobpreist, weil sie, leider! wirkliche Natur sind, wie man sich freuet, Karikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben konterfeit zu sehen“[24].

Formulieren wir aber scharf diese neue Unterscheidung in dem Begriffe der Natur, so stoßen wir auf den Gegensatz von Wirklichkeit und Wesen, von Erscheinung und Idee, von empirischem und intelligiblem Charakter; und wir begreifen, daß mit dieser Unterscheidung die Denkbewegung Schillers eine epochemachende Wendung genommen hat, die Wendung nach der Richtung hin, an deren Ende Hegel und Vischer stehen.

Wie hatte sich dieser Begriff „Natur“ nicht während eines ganzen Jahrhunderts immer wieder verschoben! Als Boileau nach Natur rief, da meinte er den Gegensatz gegen den Schwulst; als Lessing nach Natur rief, da meinte er den Gegensatz gegen die Konvention; als Herder nach Natur rief, da meinte er das Individuelle im Gegensatz gegen das Rationelle; als Schiller endlich nach Natur rief, da meinte er die innere Natur, das Wesen im Gegensatz gegen seine zufällige Erscheinung. Und in dieser Wandlung dieses kritischen Begriffes spiegelt sich die ganze geistige Entwicklung des Jahrhunderts.

Doch der Begriff barg weitere Komplikationen. War alles Natur im Herderschen Sinne, so war es auch der Geist; und war die Natur der Stoff der Poesie, so war es auch der Geist. Ja der Geist war es erst recht, weil er die „wahre“ Natur des Menschen repräsentierte. Mithin entstand die Frage: wie begrenzen sich in der Poesie die Natur als Natur und die Natur als Geist? Und diese Frage wurde der Kardinalpunkt der ganzen Schillerschen Ästhetik — wie sie in den verschiedensten Formen die Kardinalfrage des Jahrhunderts gewesen war. Der Kampf zwischen französischer und englischer Poesie, zwischen Klassizismus und Naturalismus, der Streit um die Be-

griffe Belesprit und Genie: immer lief er im Grunde auf die eine Frage hinaus: welchen Anteil hat die Reflexion an der wahrhaften Dichtung? Und diese Frage gewann die schärfste Zuspitzung für Schiller, der, selber ein reflektierender Dichter, Seite an Seite neben einem anderen stand, der ganz und gar „Genie" zu sein den Anschein hatte. Aber indem das Problem diese persönliche Zuspitzung erfuhr, erfuhr es zugleich auch seine geschichtliche Lösung. Denn diese Lösung war keineswegs damit erfolgt, daß Herder und mit ihm der Sturm und Drang alle reflektierende Poesie der Verachtung preisgegeben hatte. Hier war nur der äußerste Gegenpol gegen die frühere Überschätzung des reflektierenden Moments erreicht worden. Aber gerade dadurch, daß die Auffassung vom Wesen der Dichtung so von Extrem zu Extrem gelaufen war, gerade dadurch hatte sich die Basis für eine Vermittlung gebildet.

Schillers Tat war nun, daß er den naiven und sentimentalischen oder den objektiven und den subjektiven Dichter als zwei Grundformen der dichterischen Betätigung nicht nur empirisch feststellte (denn diese Feststellung hatte das Jahrhundert selber geleistet), sondern aus den Grundvoraussetzungen der Ästhetik als notwendig ableitete und damit ihre Gleichberechtigung erwies. Freilich echt Schillerisch: nicht ihre absolute, sondern nur ihre relative Gleichberechtigung, da das eigentlich dichterische Ideal die unerreichbare Vermählung beider Typen miteinander blieb. Schiller hatte damit zwei Aufgaben gelöst:

1. seine dichterische Individualität gleichberechtigt neben derjenigen Goethes und

2. die moderne gleichberechtigt neben der antiken Dichtung zu erweisen.

Aber mit dem Resultat verknüpft war unmittelbar ein anderes, die weitere Erkenntnis nämlich, daß die psychologischen Grundformen des naiven und sentimen-

talischen Dichters zurückwiesen auf Grundformen des menschlichen Geistes überhaupt, auf die Grundformen, die Schiller Realismus und Idealismus genannt hat, und die wir selbst in unserem Kapitel über Herder als die großen bewegenden Gegensätze — Denktypus der empirischen Forschung und Denktypus der Spekulation — begriffen haben, die großen Gegensätze, die auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts zusammengestoßen sind. Diese Gegensätze kamen in Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zum ersten Male zum Bewußtsein ihrer selbst.

Aber was diese Tat für die Geschichte Schillers bedeutete, das bedeutete sie auch für die Geschichte Voltaires in Deutschland. Die grundlegende Erkenntnis von dem Unterschiede des naiven und sentimentalischen, des objektiven und subjektiven, des genialen und des reflektierenden Dichters rehabilitierte Schillers dichterische Art vor derjenigen Goethes und vor derjenigen der Antike. Dieselbe Rehabilitation wurde dadurch der reflektierenden französischen Poesie zuteil. Schiller selbst zwar lehnte die Dichtung des bloßen Witzes ab, und unter diesen Begriff fielen ihm Wieland sowohl wie Voltaire; aber zu dieser Ablehnung kam er nur auf Grund seiner ideologischen Kritik, die, genau betrachtet, nichts, in praxi nur das Allerbeste, und alles andere nicht mehr anerkennen konnte. Im Prinzip genommen war die reflektierende Poesie Voltaires rehabilitiert, so gut wie Schillers eigene Poesie rehabilitiert worden war. Aber freilich, damit daß er den Typus wieder zu Ehren brachte, wollte er nicht auch zugleich seine historischen Verwirklichungen wieder zu Ehren gebracht haben. Nein so wenig, daß er umgekehrt erst selbst zu zeigen hoffte, welcher Leistungen ein reflektierender Dichter wirklich fähig sei. So gilt, was wir an früherer Stelle ausgeführt haben: Voltaire wurde durch das Erscheinen Schillers prinzipiell als

Dichter wieder aufgenommen, in demselben Augenblick, wo er durch das Erscheinen Schillers praktisch überwunden wurde. Der Thron, auf dem Voltaire so lange gesessen hatte, war von einer jüngeren Generation für einen bloßen Stuhl erklärt worden; Schiller zeigte, daß dieser Stuhl sehr wohl ein Thron, aber daß man ein Schiller sein müsse, um auf diesem Throne herrschen zu können.

Drittes Kapitel.

Voltaire-Renaissance.

1.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurde die literarische Welt durch die Nachricht überrascht, daß der Verfasser des Götz von Berlichingen den Mahomet Voltaires ins Deutsche übertragen habe, der Führer von Sturm und Drang das Werk eines Dichters, den Lessing längst erschlagen und den die nachfolgende Jugend unter Hohngelächter begraben hatte. Entweder bedeutete diese Nachricht — nichts, eine Gelegenheitsarbeit ohne innere Beteiligung, oder sie bedeutete viel, eine innere Wandlung in den ästhetischen Anschauungen. In Wirklichkeit bedeutete sie beides. —

Das Verhältnis der beiden Klassiker zur haute tragédie, so verschieden es in seiner Begründung war, war eine kühle Reserviertheit, die, bei Schiller fast von vornherein vorhanden, bei Goethe erst nach einer Zeit der leidenschaftlichsten Bekämpfung sich entwickelt hatte. Darüber ist nicht nötig, das Bekannte hier zu wiederholen. Als das Urteil beider sich geklärt hatte, fixierte Schiller es in der bekannten Stelle seiner Abhandlung über das Pathetische. Hier sprach er von „dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen“ (man sieht, in welch historische Ferne die haute

tragédie bereits gerückt war), „wo wir höchst selten oder nie die leidende Natur zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete Dezenz vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fordert diesen die Kunst unnachläßlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt sich über seinen Gemütszustand aus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie und ziehen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mitsamt der Krone zu Bette legen“[26]. Sechs Jahre später, am 31. Mai 1799, schrieb Schiller an Goethe:

„Ich habe Corneillens Rodogune, Pompée und Polueucte gelesen und bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit dieser Werke, die ich seit zwanzig Jahren rühmen hörte, in Erstaunen geraten. Handlung, dramatische Organisation, Charaktere, Sitten, Sprache, alles, selbst die Verse bieten die höchsten Blößen an, und die Barbarei einer sich erst bildenden Kunst reicht lange nicht hin, sie zu entschuldigen. Denn der falsche Geschmack, den man so oft auch in den geistreichsten Werken findet, wenn sie in einer rohen Zeit entstanden, dieser ist es nicht allein, nicht einmal vorzugsweise, was daran widerwärtig ist. Es ist die Armut der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit und Steifigkeit im

Gange der Handlung und der Mangel an Interesse fast durchaus. Die Weibercharaktere sind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroische glücklich behandelt gefunden; doch ist auch dieses an sich nicht sehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt. Racine ist ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obgleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im ganzen etwas schwach ist. Nun bin ich in der Tat auf Voltaires Tragödie sehr begierig, denn aus den Kritiken, die der letztere über Corneille gemacht, zu schließen, ist er über die Fehler desselben sehr klar gewesen. Es ist freilich leichter tadeln als hervorbringen."

Und diesem scharfen Urteil über die alten französischen Meister stand das Selbstbewußtsein Schillers gegenüber, wie es sich etwa in dem bekannten Gedichte „Die deutsche Muse" ausgesprochen hatte:

Kein Augustisch Alter blühte
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Herd.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang;
Und in eigner Fülle schwelgend
Und aus Herzenstiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Trotzdem haben wir Beweise, daß Schiller die französische Tragödie nicht achtlos beiseite geworfen, sondern

daß er an ihr sogar vereinzelt Studien für die eigene dichterische Tätigkeit unternommen hat. Zuerst in der Zeit des Carlos, später in der Zeit der Maria Stuart; und endlich sah ihn sein letztes Lebensjahr gar über der Bearbeitung einer Tragödie von Racine. Aber nicht erst in seinem letzten Lebensjahre hatte er sich mit solcher Absicht getragen; aus einem Brief vom 27. August 1784 wissen wir, daß er schon damals „insgeheim eine kleine Hoffnung nährte: der deutschen Bühne mit der Zeit durch Übersetzung der klassischen Werke Corneilles, Racines, Crébillons und Voltaires auf unserm Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen“[27]. Daß solche Pläne in ihm aufkeimen konnten, beweist die geheime Wahlverwandtschaft zum Klassizismus der französischen Tragödie, von der wir bereits gesprochen haben.

Eine besondere Veranlassung, der französischen Tragödie wieder näher zu treten, bot nun die Leitung des Weimarischen Hoftheaters.

Um die Zeit, als Goethe diese übernahm, herrschte auf der deutschen Bühne das Konversationsstück, der Salon-Naturalismus der rührenden Familiendramen und der schauspielerische Naturalismus, der durch Ekhof begründet und durch Schröder und Iffland verbreitet worden war. Auf diesen war das Repertoire der Bühne zugeschnitten, der Vers mehr oder weniger verschwunden, und die natürliche Konversation das eigentlich schauspielerische Element.

Drei nacheinander eintretende Ereignisse wirkten nun zusammen, diesen Zustand langsam zu verändern: Ifflands Gastspiel in Weimar, Schillers Wallenstein und Humboldts Pariser Brief. Von diesen gab das erste einen äußerlichen Anstoß, der Verstechnik auf der Bühne mehr Beachtung zu schenken, der Wallenstein eine weitere Veranlassung, die Schauspieler für die Bewältigung dieses Stückes vorzubereiten, und Humboldts Brief endlich führte zu neuen

Erwägungen über den Stil der Schauspielkunst, die für den weiteren Verlauf epochemachend wurden.

Dieser Brief, über den wir uns in Kürze orientieren müssen, erschien 1800 in den Propyläen. Goethe selber nannte ihn „einen sehr bedeutenden Aufsatz“[28] und schrieb an Humboldt:

„Dieser Aufsatz, welcher sehr zur rechten Zeit kam, hat auf mich und Schiller einen besonderen Einfluß gehabt und unser Anschauen des französischen Theaters völlig ins Klare gebracht. Durch eine sonderbare Veranlassung übersetzte ich den Mahomet des Voltaire ins Deutsche. Ohne Ihren Brief wäre mir dieses Experiment nicht gelungen, ja ich hätte es nicht unternehmen mögen. Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern womöglich für die Deutschen übersetzen möchte, so war mir Ihre Charakteristik beider Nationen über diesen Punkt ein äußerst glücklicher Leitstern und ist es noch jetzt bei der Ausarbeitung. So wird auch die Wirkung des Stückes auf dem Theater Ihre Bemerkungen, wie ich voraussehe, völlig bekräftigen“[29].

Was sagte dieser Pariser Brief? Er führte vor allem einen Gedanken aus, den er an dem Beispiele Talmas deutlich machte: daß nämlich in Frankreich Schauspielkunst bewegte Plastik sei, daß sie nicht nur Geist und Empfindung allein, sondern das Auge auch ergötze, und daß sie auf diese Weise einen engeren Bund aller Künste und hierdurch eine universalere ästhetische Wirkung erreiche. Talma spiele nicht nur nach dem Sinn des Stückes, sondern zu gleicher Zeit auch nach dem Gesichtspunkte einer malerischen Bildwirkung. Er möge sitzen, stehen, niederknieen, so werde der Maler immer Wert finden, diese Stellungen zu studieren! Und wenn diese Art vielleicht der Tiefe der Menschencharaktere nicht gerecht werde, so trage sie offenbar um so mehr den Charakter der Kunst an sich (l'art pour l'art) und lasse Seiten der Schauspielkunst ans Licht treten, die bei dem Naturalis-

mus in Deutschland gar nicht aufzukommen vermöchten. Die Natur sei zwar die erste Forderung der Kunst. Aber in Wahrheit sei die Natur ein durchaus relativer Begriff, und jede Nation habe ihren eigenen. Jeder nämlich nenne das Natur, was ihm natürlich sei. Und wenn unserm Geschmacke die große Geste der französischen Schauspielkunst unnatürlich und maniriert erscheine, so sei sie dem Naturell der Franzosen durchaus angemessen. Darum sei nun allerdings nicht die Forderung auszusprechen, daß man in Deutschland diese französische Kunst um jeden Preis nachzuahmen habe; wohl aber könne man es sich zum Ziele setzen, ein wenig von dieser Kunst zu lernen. Denn was vom Maler bereits verlangt werde, daß die Gruppen auf seinen Bildern nach wohl abgemessenen Proportionen angeordnet seien, das müsse auch vom Schauspieler verlangt werden: daß nämlich in seiner Bühnenansicht ästhetische Harmonie zum Ausdruck komme. Dann erst erfülle er seine Aufgabe ganz, wenn er Geistiges und Sinnliches in seinem Spiele zu vermählen wisse. „Freilich müßten denn auch unsere Tragödien um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größeren Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch, daß die Versifikation zu einem wesentlichen Erfordernis gemacht wird; auf diesen können die andern leicht folgen."

Es ist klar, daß diese Ausführungen Goethes ganze Sympathie erwecken mußten. Hing doch seit der italienischen Reise seine ganze Liebe an der bildenden Kunst. Aus der Schauspielkunst bewegte Plastik zu gestalten, eine lockendere Aufgabe hätte Goethen niemand zeigen können!

Aber wollte Goethe diese vorgeschlagenen Reformen zur Ausführung bringen, so stieß er zwar auf der einen Seite auf die besten Vorbedingungen; insofern als der Herzog alles gerne unterstützte, was einer Renaissance der französischen Tragödie dienlich war; auf der andern

Seite aber auch auf eine große Schwierigkeit; insofern als es der deutschen Bühne an Stücken fehlte, die den Forderungen an einen solchen hohen Stil entsprochen hätten. Diesem Mangel abzuhelfen, mußte man selbst Hand anlegen, das klassizistische Repertoire zu erweitern, und unter dem Drucke dieser Verhältnisse entstanden Goethes Voltaire-Übertragungen.

Zwar, wie wir aus dem oben zitierten Briefe erfahren, war der Mahomet begonnen, ehe der entscheidende Aufsatz Humboldts eingetroffen war; und in einem seiner Briefe bemerkte Goethe ausdrücklich: „Zu dem, vielleicht manchem sonderbar scheinenden Unternehmen, den Voltaireschen Mahomet zu übersetzen, hat mich der Wunsch meines Fürsten gleichsam hingedrängt . . . . daß ich es für Pflicht hielt, so gut ich konnte, sein Verlangen zu erfüllen“[30]. Aber diesem äußeren Antriebe gesellte sich der Humboldtsche Brief entscheidend hinzu: ein zunächst bedeutungsloses Unternehmen war unter bedeutende Gesichtspunkte gerückt worden, und mit der vertieften Bedeutung vertiefte sich auch des Dichters innere Anteilnahme. Am 29. September 1799 ward der Mahomet begonnen, am 18. Oktober beendet, und zum Geburtstag der Herzogin ward er am 30. Januar 1800 zum ersten Male aufgeführt.

Die Arbeit hatte nicht nur der Herzog mit kleinen Ratschlägen teilnehmend begleitet, sondern auch zwischen Goethe und Schiller hatte ein reger Meinungsaustausch darüber stattgefunden; ein Meinungsaustausch über die Fragen: wieviel man sich von der Wiederbelebung der haute tragédie versprechen dürfe, nach welchen Prinzipien eine Übertragung zu verfahren habe, und wie im besonderen das Mahomet-Projekt zu beurteilen und anzufassen sei. Hierbei nahm allerdings Schiller eine durchweg kühlere Haltung ein wie der von Humboldts Brief entflammte Goethe. Denn die bildenden Künste standen Schillern nicht wie diesem nahe, und die Schauspielkunst

den bildenden Künsten anzunähern war nicht ein Programm, dem Schiller sich als Selbstzweck hätte unterwerfen mögen.

Schillers Skepsis aber in bezug auf die Wiederbelebung der haute tragédie stützte sich vor allem auf die Ansicht von der Unübersetzbarkeit der Alexandriner-Tragödie. In dem bekannten Brief an Goethe führte er aus: „Wenn man in der Übersetzung die Manier zerstört, so bleibt zu wenig poetisch Menschliches übrig, und behält man die Manier bei und sucht die Vorzüge derselben auch in der Übersetzung geltend zu machen, so wird man das Publikum verscheuchen“[31]. Anders ausgedrückt: der einzige poetische Wert der Alexandriner-Tragödie beruht auf ihrem Stil, und eben der ist in einer deutschen Übersetzung nicht entsprechend wiederzugeben. Aber wieso das letztere? „Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen inneren Geist dieser Stücke, die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form wie in das Bette des Prokrustes gezwängt. Da nun in der Übersetzung mit Aufhebung des Alexandrinischen Reims die ganze Basis weggenommen wird, worauf diese Stücke erbaut wurden, so können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Ursache weggefallen ist.“ Der springende Punkt freilich, auf den alles ankam, war hier von Schiller als Selbstverständlichkeit behandelt worden: die deutsche Übersetzung sollte eben nicht in Alexandrinern, sondern im Gewande des fünffüßigen

Jambus erscheinen. Und allerdings sagte das Stilgefühl Schillern richtig, daß mit Aufhebung des mit dem Ganzen so sehr verwachsenen Original-Versmaßes nur noch „Trümmer" übrig bleiben könnten.

Goethe aber, der ja vom Gesichtspunkte des Bühnenbildes aus das französische Theater betrachtete, ließ sich dadurch nicht irre machen, und versuchte weiter, ein neues unbefangenes Verständnis für die so lange abgelehnte französische Tragödie zu gewinnen. Seitdem ihm Humboldts Brief und die Arbeit am Mahomet „ein neues Licht über die französische Bühne aufgesteckt hatte", seitdem mochte er „lieber ihre Stücke lesen"[32]. Mit Interesse und eigenen Gedanken hatte er sich sogar an die Lektüre Crébillons begeben, ohne allerdings zu einer andern als zu der Einsicht zu gelangen, daß dessen Stücke nur zu „subalternen Kompositionen, Opern, Ritter- und Zauberstücken"[33] mit Glück zu gebrauchen seien. Darin stimmte er mit Schiller überein: für modernes Empfinden war die französische Behandlung der Tragödienstoffe ganz und gar veraltet, aber der beabsichtigten Schauspielkunst des großen Stiles lieferten diese Stoffe dankbare und stilgerechte Aufgaben.

Diese allgemeine Ansicht über das französische Theater schloß nun nicht aus, daß nicht einzelnen Stücken vielleicht eine Ausnahmestellung eingeräumt werden konnte; und über den Mahomet schrieb Schiller in demselben Briefe: „Soviel ist gewiß, wenn mit einem französischen und besonders Voltairischen Stück der Versuch gemacht werden sollte, so ist Mahomet am besten dazu gewählt worden. Durch seinen Stoff ist das Stück schon vor der Gleichgültigkeit bewahrt, und die Behandlung hat weit weniger von der französischen Manier als die übrigen Stücke, die mir einfallen"[34].

In welcher Richtung aber sollte eine deutsche Übersetzung sich bewegen? Schiller, der von Goethe (allerdings, soweit wir wissen, erst nach Beendigung der Über-

setzung) um sein Urteil gebeten war, antwortete darüber ausführlich unterm 18. Oktober 1799. Er, der Dramaturg, der den Egmont so selbstherrlich umgestaltet hatte, sprach sich auch hier für eine kraftvolle Umarbeitung aus, die den theatralischen Effekt erhöhen sollte. Vor allem forderte er das Auftreten einer Figur, von deren Dasein man in Voltaires Mahomet nur indirekt erfährt. „Was die Anordnung des Ganzen betrifft, so scheint es mir durchaus nötig, diesen Ammon handelnd einzuführen und die Erwartung des Zuschauers immer in Atem zu erhalten, daß derselbe das Geheimnis mit den Kindern dem Sopir offenbaren werde. Er muß mehrmal an ihn zu kommen suchen, er muß ihm Winke geben und dergleichen, sodaß diese Sache dem Zuschauer niemals aus dem Gedächtnis kommt, und daß die Furcht genährt wird, worauf doch alles beruht. Man muß diesen Ammon mit seiner Entdeckung bei den Haaren herbeizuziehen wünschen, alle Hoffnungen auf seine zeitige Erscheinung setzen usw." Man merkt deutlich, worauf es dieser Theatermensch par excellence hier abgesehen hat. Nicht von künstlerischen, sondern von theatermäßigen Erwägungen waren diese Vorschläge eingegeben, und das Ziel war überall dasselbe: Spannungen zu erregen, die Dinge handgreiflich zu machen und Bewegung auf der Bühne zu erzeugen. Deshalb heißt es in diesem Briefe weiter: „Die Szene, worin Seide dem Ammon den vorhabenden Mord entdeckt, und welche im Stück bloß erzählt wird, sollte auf dem Theater wirklich vorkommen. Sie ist fürs Ganze zu wichtig und dabei ein großer Gewinn für den theatralischen Effekt." Für alle diese Änderungen machte er Goethe detaillierte dramaturgische Angaben, die man im einzelnen in diesem Briefe nachlesen mag.

Goethe dankte herzlich, billigte die Pläne und versprach, beim Studium des Stückes, das er sich jetzt zur Pflicht mache, Schillers Vorschläge immer vor Augen zu haben. Dennoch ist nichts davon zur Ausführung ge-

kommen: Goethe hatte im Grunde gänzlich andere Ideen über die Wiederbelebung des Mahomet. Obgleich er bei der Übersetzung von theatermäßigen Erwägungen ausgegangen war, waren ihm unter der Arbeit diese Erwägungen längst zurückgetreten hinter den Erwägungen menschlicher und künstlerischer Natur. Als er am 23. Oktober über den Mahomet wieder Meldung machte, wünschte er sich, was er damals gerade sehr entbehrte, für seine Arbeit eine „zarte Stimmung". „Gerade das, was jetzt am Mahomet zu tun ist, darf am wenigsten mit dem bloßen Verstande abgetan werden"[32].

Die Übersetzung war aus Theatermotiven unternommen worden. In der Vorrede, die Goethe der ersten Veröffentlichung in den Propyläen voraufschickte, hieß es: „Kein Freund des deutschen Theaters wird den Aufsatz über die gegenwärtige französische tragische Bühne (Humboldts Brief) mit Aufmerksamkeit lesen, ohne zu wünschen, daß, unbeschadet des Original-Ganges, den wir eingeschlagen haben, die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unsrige herübergeleitet werden möchten . . . Die Notwendigkeit, unser tragisches Theater durch Versifikation von dem Lustspiele und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden. Die Aufführung der Wallensteinischen Folgen, der Merope und Zaire nach Gotter und Eschenburg . . . läßt uns hoffen, daß diese Bemühung, diese Neigung allgemeiner werden und die Scheu, welche so machen, der sich einen dramatischen Künstler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas Rhythmisches angeboten wurde, endlich radikal kuriert werden könne. Um eine solche Epoche beschleunigen zu helfen, den Schauspieler zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemessenen Vortrag, zu einer gehaltenen Aktion zu veranlassen, ist diese Bearbeitung des Voltaireschen Mahomets unternommen worden. Die Allgemeinheit seines Interesses, die Klarheit der Handlung, die Entschiedenheit der Charaktere, das Pathetische der Situationen be-

günstigt von innen sowie die Beschränktheit des Personals von außen einen Versuch dieser Art auf jedem Theater.“ Und diese Gedanken wiederholte er ebenso 1802 in dem Aufsatze über das Weimarische Hoftheater, darin deutlicher noch hervorhebend, daß die Übersetzung nicht nur „zur Ausbildung rechnerischer Deklamationen“, sondern auch „zur Übung einer gewissen gebundeneren Weise in Schritt und Stellung“ unternommen worden sei.

Ich wiederhole: die Übersetzung war aus Theatermotiven unternommen worden. A. W. Schlegel konnte mit einigem Recht öffentlich äußern, der Dichter habe die Übersetzung „bloß für eine Übung der Schauspieler bestimmt.“ Aber wer diese Übersetzung ansieht, wird von den Theatermotiven wenig, jedoch viel von dem menschlich-künstlerischen Geiste Goethes verspüren, der den Voltaireschen Mahomet nicht stilistisch rein im Sinne einer haute tragédie, sondern menschlich verbessert im Sinne des deutschen Idealismus übertragen hat. Denn, wie Goethe an Humboldt schrieb, hatte er den Mahomet nicht nur ins Deutsche, sondern auch für die Deutschen übersetzen wollen, d. h. dem Zuge der Zeit und den neuen künstlerischen Idealen entsprechend.

In Kürze gesprochen: Goethe schloß einen Kompromiß zwischen seiner eigentlichen Absicht, den Stil der haute tragédie der deutschen Bühne zu vermitteln, und der Unmöglichkeit, dem deutschen Publikum mit der wirklichen haute tragédie zum Gemüt zu sprechen. Er „verdeutschte“ den Mahomet nicht nur im Stil durch die Übertragung in das Versmaß der deutschen Tragödie, sondern auch in der Stoffbehandlung durch Retouche an den Charakteren und der Motivierung. Er zeigte dadurch, um wieviel die deutsche Literaturentwicklung über Voltaire und seinen Mahomet hinausgekommen war: im menschlichen und stilistischen Zartgefühl.

2.

Goethes Übersetzungen des Mahomet und des Tancred waren der Abschluß einer langen Reihe von Versuchen, die Tragödien Voltaires den deutschen Bühnen zugänglich zu machen. Die Bibliographie, die wir von dieser Übersetzungsliteratur zusammengestellt haben (vgl. Anhang), ist das verworrene und nicht leicht entwirrbare Zeugnis dieser Versuche. Deshalb nicht leicht entwirrbar, weil es sich vielfach um mehr oder weniger verschollene Arbeiten, in den meisten Fällen aber um keineswegs leicht erreichbare Bücher handelt. Anderseits aber ohne besondere Rätsel, weil diese Arbeiten dem allgemeinen Zuge der Übersetzungsliteratur jener Tage gefolgt zu sein scheinen und die Entwicklung mitgemacht haben von Prosa zu Vers, vom reimlosen zum gereimten Vers, vom Alexandriner zum fünffüßigen Jambus. Einige Hauptetappen sollen jedoch im Vorübergehen hier besprochen werden, um ein Bild zu gewinnen von der Stellung, welche Goethes Übersetzungen im Zuge dieser Entwicklung eingenommen haben.

Der Gottsched-Zeit war der gereimte Alexandriner die natürliche Form der Tragödie; der Übertragung eines französischen Trauerspiels diese Form zu geben, war das selbstverständliche Ideal, dem nur die schwachen Kräfte der deutschen Literatur nicht gleich gewachsen waren. Wer es nicht besser konnte, half sich darum für Theaterzwecke mit der baren Prosa. Ehrgeizigere Autoren versuchten sich wenigstens an reimfreien Alexandrinern; so die Gottschedin, die den ersten Akt der Zaire probeweis in dieser Form veröffentlichte. Wen die Schwierigkeiten nicht zurückschreckten, gab dem Alexandriner auch den Reim. Allein bei der geringen Sprachtechnik, über die man vor der Mitte des Jahrhunderts erst verfügte, waren diese gereimten Übersetzungen nur sehr schülerhafte Erzeugnisse, die, je weiter die Zeit vorschritt, um so mehr

veralten mußten. Da es aber immer noch an Sprachvermögen fehlte, Besseres in dieser Form zu leisten, so lag es nahe, das Experiment in einer anderen zu versuchen, die nicht nur immer mehr in Mode kam, sondern auch den Vorteil leichterer Handhabung zu versprechen schien. In der Übersetzungsliteratur aus dem Englischen hatte der Blankvers längst Anwendung gefunden; nur eine naheliegende Übertragung war es, wenn nunmehr Versuche erfolgten, den Blankvers auch der französischen Tragödie umzuhängen. Den Anfang machte Löwen, der Direktor des Hamburgischen Nationaltheaters, mit drei Voltaireschen Trauerspielen: Semiramis 1756, Mahomet 1768, die Szythen 1769. Mit der Aufführung des Mahomet in dieser Übersetzung schloß am 4. Dezember 1767 die Hamburgische Entreprise; eines der ersten Repertoirestücke war die Semiramis gewesen — vermutlich ebenfalls in Löwens Bearbeitung (denn meines Wissens gab es bis dahin keine andere). Obgleich die Übersetzungen stümperhaft genug waren, wie Schlösser ausführlich dargetan hat, so zeigten sich die Zeitgenossen über die neue Einkleidung der französischen Tragödie höchst erbaut. Jördens nannte die Übersetzung „feurig und nachdrucksvoll"; „eine herrliche Übersetzung" nannte sie noch 1778 die Literatur- und Theaterzeitung. Erpichte Verehrer des strengen französischen Stiles freilich wollten der Arbeit nur eine relative Anerkennung zollen; Sonnenfels schrieb, der Schwung des Originals sei ja nicht erreicht worden, aber welche Übersetzung könne den jemals erreichen? Für eine Menge schieler und hartläufiger Verse halte uns eine Menge sehr wohlklingender und ausdrucksvoller schadlos.

Löwens Beispiel wirkte schwerlich auf weitere Kreise. Aber das neue Prinzip empfahl sich durch sich selbst, und wenige Jahre nach dem Mahomet begann die wirkungsvollere Übersetzertätigkeit Gotters, der mit ausgesuchtem Geschmack zugleich ein nicht unbedeutendes Formtalent verband. Hierdurch war er befähigt, der

Mittelpunkt von Bestrebungen zu werden, die wir unter dem allerdings etwas lauten Schlagworte „Voltaire-Renaissance" zusammengefaßt haben.

Daß Gotter dieser mit Bewußtsein zu dienen entschlossen war, erhellt aus der Vorrede, die er den gesammelten Übersetzungen im zweiten Bande seiner Gedichte (1788) vorausschickte. Er wußte, welche literarischen Strömungen einer Wiederbelebung der haute tragédie entgegenliefen; er schätzte die Wirkungen richtig ein, die Lessings Dramaturgie verursacht hatte; ja er behauptete von sich, daß niemand von den Mängeln überzeugter sein könne „die Lessing und nach ihm mehrere scharfsinnige Kunstrichter an einzelnen französischen Trauerspielen in Rücksicht auf die zu ängstliche Beobachtung konventioneller Regeln gerügt," aber er wollte entgegen den extremen Naturalisten das Recht auch eines Klassizismus zur Geltung gebracht wissen. Sein Programm war, die alte geschlossene Form der französischen Tragödie mit einem geläuterten Inhalte zu vermählen, die alten Glanznummern der haute tragédie aber durch geschmackvolle Modernisierung zu erneuern. Denn freilich, diese Situation begriff Gotter vollkommen, „die alten gereimten Übersetzungen waren nach Verhältnis des täglich sich verfeinernden poetischen Geschmackes, völlig unbrauchbar geworden, und den Dichtern hatte entweder es an Willen oder an Vermögen gefehlt, ihnen ein modischeres Gewand zu geben". Eine Wiederbelebung der haute tragédie hatte darum anzufangen mit einer Neubearbeitung der alten Stücke. Nur so konnten „die vorzüglicheren Trauerspiele der Franzosen wieder in den Rang eingesetzt werden, den sie unter uns noch so lange behaupten mögen, als wir bei dem geringen Vorrate guter einheimischer Produkte genötigt sind, von den Schätzen unserer reichern Nachbarn zu borgen." Gotter, der ein praktischer Theatermann war und, wie sein Biograph sagt, in seinen ganzen Bestrebungen nur vom Standpunkte der lebendigen Bühne aus zu

beurteilen ist, wußte, was es hieß, dem damaligen Theater ein gewähltes Repertoire zusammenzustellen. Vom Standpunkte des Theaterdirektors mit Recht sah er in der Abwechslung „die Seele des Vergnügens" und folgerte, daß die Begeisterung für Shakespeare gute Neubearbeitungen der besten französischen Trauerspiele nicht auszuschließen brauche. Jede Gattung habe ihre eigentümlichen Schönheiten, und für den Schauspieler sei es eine vortreffliche Aufgabe, die beiden Stile, den naturalistischen Shakespeares und den klassizistischen der Franzosen, stilvoll nebeneinander zu stellen.

Man sieht, das ganze spätere Programm Goethes war hier in seinen allgemeinsten Umrissen bereits vorweggenommen: die Erwägungen des Theaterdirektors in bezug auf das Repertoire, die Erwägungen in bezug auf die Ausbildung der Schauspieler und ebenso die Erwägung, daß nur geschickte Neubearbeitungen die haute tragédie noch bühnenfähig erhalten könnten.

Als Gotter diese Tätigkeit im Dienste Voltaires begann, folgte er nicht sogleich den Spuren Löwens, sondern bekannte sich vorerst noch zu gereimten Alexandrinern: Orest und Elektra, nach Voltaire und Crébillon (1772)[38]. Nicht das stilistische sondern das dramaturgische Moment stand hier im Vordergrunde. Denn wie die Angabe des Titels besagte, hatte Gotter sich das Recht genommen, die Voltairesche Tragödie mit Motiven des gleichnamigen Trauerspiels von Crébillon zusammenzuschmelzen. (Näheres darüber ersehe man aus der Gotter-Monographie von Schlösser.) Aber auch ohne dies war die Gottersche Übersetzung ziemlich frei, das Versmaß zwar der Alexandriner, aber dem fünffüßigen Jambus möglichst angeähnelt und mit jener Schmiegsamkeit behandelt, die dem Stile Gotters eigen ist. Nur ein Schritt noch war es bis zum wirklichen Quinar. Diesen Schritt tat Gotter mit der kurze Zeit darauf erscheinenden Übersetzung der Mérope, die indessen sogleich ein außergewöhnliches Geschick in

der Bewältigung des neuen Versmaßes erkennen ließ. Mehr noch freilich ließen die Freiheiten, die der Bearbeiter sich auch diesmal wieder mit dem Original genommen hatte, die Entschlossenheit erkennen, mit der er das Programm der Modernisierung durchzuführen trachtete. Eine zeitgenössische Kritik sagte: „Gotter hat Voltairen übersetzt, aber männlich und frei; und im 5. Akt hat er sich mit edler Kühnheit von seinem Vorgänger gerissen und auf der Bühne selbst gezeigt, was jener nur erzählen läßt“[39]. Das waren also Änderungen, wie sie Schiller für den Mahomet vorgeschlagen hatte: Ersetzen der toten Berichte durch die lebendige Bühnenhandlung. Aber Gotters Änderungen erstreckten sich noch weiter, hatten nötig, sich noch sehr viel weiter zu erstrecken. Denn seit der außerordentlichen Abhandlung über die Mérope in Lessings Dramaturgie war das Stück um allen Kredit gekommen, und sollte es zu neuer Wirkung erstehen, so mußte vor allen Dingen versucht werden, überall dort Verbesserungen anzubringen, wo Lessings scharfsichtiges Kritikerauge unbarmherzig Fehler aufgestöbert hatte. Weitgehend hatte Gotter deshalb Rücksicht auf die Dramaturgie genommen. Hinzugerechnet, daß statt des Alexandriners nun der Blankvers zur Anwendung gekommen war, daß die Tragödie also auch in der Form ungleich freier und unfranzösischer anmuten mußte, so ist der ganze Eindruck damit gekennzeichnet, daß die Neubearbeitung allerdings eine radikale war. Unendlich radikaler als die Goethesche Bearbeitung des Tancred und des Mahomet!

Zunächst schien diese radikale Modernisierung in Weimar wirklich Bühnenerfolg zu haben. Wieland war ihr Bewunderer, und selbst ein Mann wie Wagner mußte sich zu dem Urteil bequemen: „Als Übersetzung und Umarbeitung der Voltaireschen Mérope kann ich sie nicht schelten, muß sie vielmehr loben. Sie hat viele Vorzüge vor dieser. Da Herr Gotter statt der gereimten Alexandriner reimlose Jamben wählte, setzte er sich in Stand,

manche Auswüchse, die der Reim veranlaßte, wegzuwischen (was mit einigen Beispielen belegt wird). . . . Mit Recht hat Gotter diese und noch viele andere ähnliche Plattitüden verbessert und abgekürzt. Den größten Dank aber ist man ihm wegen der Veränderung im 5. Akte schuldig . . . Unter allen neueren Kopien ist seine gewiß die beste“[40]. Aber trotz der glücklichen Bearbeitung hatte derselbe Wagner zuvor geschrieben: „Aufrichtig, soll ich gestehen, wie mir Merope gefallen? Als Drama, oder vielmehr, um sie nicht zu degradieren, als Trauerspiel betrachtet, gar nicht!“ Die drastischen Ausdrücke, mit denen der Kritiker seine Langeweile während des Stückes schilderte, zeigten vielmehr, daß bei der jungen Generation die besten Neubearbeitungen das erstorbene Interesse für das französische Theater nicht mehr anzufachen vermochte (vgl. S. 523 f). Schließlich aber war der Erfolg selbst bei der älteren Generation noch ohne Dauer. Die N. Bibl. d. sch. Wiss. berichtete 1792: „Herr Gotter hat die schönsten Werke Voltaires auf deutschen Boden verpflanzt. Seine Übersetzungen sind in den Händen aller Leute von Geschmack. Sie werden als Meisterstücke des Ausdrucks und der Versifikation bewundert aber nicht mehr gespielt“[41].

Derselben Richtung, welcher Gotters Merope angehörte, huldigte Eschenburg mit einer ebenfalls in Blankversen gehaltenen Übersetzung der Zaire (1776). Sie bewies, daß der Verfasser, den wir an früherer Stelle vorzüglich als Verteidiger Shakespeares gegen die Angriffe Voltaires kennen gelernt haben (vgl. S. 191 ff.), vielmehr wie Gotter zu denen gehörte, die die Begeisterung für Shakespeare durchaus vereinbar hielten mit einer Anerkennung der besten französischen Trauerspiele; zu denen auch, die vor dem Radikalismus von Sturm und Drang reaktionäre Neigungen verspürten und nicht zugeben wollten, daß die unleugbaren Errungenschaften der französischen Tragödie von der jugendlichen Begeisterung

der Shakespearejünger einfach hinweggeschwemmt würden. Ein mittlerer Standpunkt war es, den Eschenburg vertrat; und dieser fand seinen Ausdruck in der Zaire-Übersetzung, die zwar den Blankvers statt des Alexandriners wählte, im übrigen aber den Anschluß an das Original zu wahren trachtete.

Die Tage des Alexandriners schienen nun gezählt. Aber das zähe, durch mehr als ein Jahrhundert festgehaltene Leben flackerte noch einmal wieder auf, 1783 erschien die Alzire in gereimten Alexandrinern übersetzt von — Gotter. Von demselben Gotter, der mit der Jambenübersetzung der Mérope bahnbrechend gerade für die Anwendung des englischen Versmaßes auch auf die Übersetzungen aus dem Französischen gewirkt hatte; von Gotter, der mit dieser Rückkehr zum Alexandriner gewiß nicht nur dem Wunsche Josephs II. entgegenkam, sondern, wie wir vermuten möchten, damit auch zu neuen Grundsätzen sich bekannte. Gotter war ohne Frage ein feiner Stilist, ein Mann von ästhetischem Takt und einer der besten Kenner der haute tragédie. Wie? Wenn er den Stilunterschied zwischen Alexandriner und Blankvers doch als unerträglich empfunden hätte und durch das eigene Experiment zu der Einsicht Schillers gekommen wäre, daß die französische Tragödie durch ihre geistige Struktur fest mit ihrem Originalversmaße verbunden sei, so fest, daß man sie von ihm nicht lösen könne, ohne nicht zugleich auch ihren Stil aufzulösen? Wie, wenn ihn diese Einsicht bestimmt hätte zu dem Entschluß, dessen Ausführung wir in der Übersetzung der Alzire vor uns sehen? Wie auch immer: Gotter kehrte zu strengeren Übersetzungsprinzipien zurück: nicht mehr freie Bearbeitung, sondern höchstens freie Übersetzung, und nicht mehr ein fremdes, sondern das Versmaß des Originals! Aber wie unzeitgemäß diese Alzire war (sagt Gotters Biograph), verraten ihre Theaterschicksale; nach drei Aufführungen wurde sie für ewige Zeiten begraben.

Und dennoch fragt es sich, ob Gotter nicht auf dem richtigen Wege war, als er zum Alexandriner zurückzukehren sich entschloß. Allerdings hatte er sich damit eine der schwierigsten Aufgaben gestellt. Der Neigung zum Trivialen, die dem deutschen Alexandriner innewohnt, erfolgreich Widerstand zu leisten, bedarf es mehr als eines gewöhnlichen Versgeschickes. Aber war die andere Aufgabe nicht schwieriger: ein Stück, das im sechsteiligen Takte geschrieben war, ohne seinem Geistesstil zu nahe zu treten, in einen fünfteiligen Takt zu transponieren? Nicht nur infolge der äußeren Schwierigkeit, weil das Volumen eines Quinars den Inhalt eines Sechsfüßlers durchschnittlich nicht zu fassen vermag, sondern mehr noch wegen der inneren Schwierigkeit, die auf dem zweischenkligten Charakter des Alexandriners beruht?

Die größere Frage lautete allerdings: wenn die haute tragédie dem deutschen Empfinden nahe gebracht werden soll, muß dann die deutsche Bearbeitung möglichst dem französischen oder mehr dem deutschen Stile angenähert werden? muß dann versucht werden, das deutsche Empfinden für den Geist der französischen Tragödie empfänglich zu machen, oder muß man sich damit bescheiden, diese so umzugestalten, daß sie dem augenblicklichen Stande des deutschen Geschmackes zugänglich wird. Oder kürzer ausgedrückt: deutsche Übersetzung oder Übersetzung ins Deutsche? Goethe und Schiller wählten ausdrücklich den zweiten Weg und schritten damit die Bahn zu Ende, auf welcher Löwen, Gotter und Eschenburg vorangegangen waren; Gotter zog sich von diesem wieder zurück. Ein Teil der Zeitgenossen gab unsern Klassikern recht. Eben unter dem Eindruck der klassischen deutschen Literatur, fühlte man sich unfähig, das dialektische Zeremoniell der französischen Tragödie in ihrem eignen Stile nachzuempfinden. Wir Heutigen dagegen, impressionistisch geschult und mit dem ausgesprochenen Willen, jeder fremden Kunstwirkung nach-

fühlend uns hinzugeben, sind weit weniger geneigt, die Übersetzung ins Deutsche der deutschen Übersetzung vorzuziehen. Wenn wir schon einmal zurückgreifen zu dem Schauspiel vergangener Zeiten, so wünschen wir auch den Geist eines fremden Lebensstiles und nicht den Geist eines literarischen Salontirolertums zu verspüren.

Und doch ist das Problem nicht so eindeutig, wie es zunächst zu liegen scheint. Unser Einfühlungsvermögen ist begrenzt; auch der Willigste wird vor der hohen Tragödie nicht mehr zu fühlen vermögen wie die begeisterten Zuschauer vor 200 Jahren. Nicht weil es unser Einfühlungsvermögen einfach übersteigt, sondern weil wir seit jener Zeit so starke seelische Veränderungen durchgemacht haben, daß wir deren Wirkung auszuschalten einfach nicht mehr in der Lage sind. Wir empfinden Dinge als störend, die den früheren Generationen nicht die geringsten Skrupel verursachten; wir empfinden Langeweile dort, wo man in früherer Zeit sich köstlich amüsierte. Diese störenden Elemente zu beseitigen, liegt allerdings in dem wohlverstandenen Interesse einer guten Neubearbeitung älterer Dichtungen: eine Retouche des Inhalts mit dem Ziel, das Kunstwerk uns so vorzuführen, daß es unter Beibehaltung seines inneren Stils doch erscheint, als sei es für die gegenwärtige Generation geschrieben; negativ mit dem Ziele, störende Nebenempfindungen zu beseitigen, die auch die Zeitgenossen vor dem betreffenden Kunstwerke nicht empfunden haben; positiv mit dem Ziele, durch das Kunstwerk ähnliche Wirkungen in uns auszulösen, wie in den Zeitgenossen ehemals ausgelöst worden sind.

Diese Aufgabe hat Goethe mit feinem Takt gelöst — worüber hier nicht wiederholt werden soll, was Köster, Bernays und andere bereits bis zur Erschöpfung ausgeführt haben. Goethe transponierte den Mahomet aus der poetischen Empfindungssphäre der ersten Hälfte des Jahrhunderts in die delikatere Empfindungssphäre der

Tage um 1800. Aber er übertrug auch, wie wir in Diskutierung der Frage „Blankvers oder Alexandriner" angedeutet haben, den französischen in den deutschen Stil, den rhetorischen Charakter der haute tragédie in den psychologischen Charakter des deutschen Klassizismus, die Tonart Voltaire in die Tonart Goethe. Und damit allerdings war er manchem zu weit gegangen.

3.

Was Goethe mit dem Mahomet begonnen hatte, fand mit dem Tancred seine Fortsetzung. Zu ihm entschlossen hatte er sich vielleicht schon kurz nach Beendigung des Mahomet, aber erst im Juli des nächsten Jahres ging er wirklich ans Werk. Er nahm es nicht mit dem ersten Anlauf, ließ die Arbeit vielmehr liegen und machte sich an ihre Beendigung erst, als Iffland ihn darum ersuchte und eine baldige Aufführung in Aussicht stellte. Allerlei Pläne hatten Goethe dabei ursprünglich vor der Seele gestanden, aber schließlich fehlte es ihm hierzu an Zeit. In ziemlicher Hetze im Dezember 1800 brachte er das Werk zu Ende, Akt für Akt gingen Iffland zu, und am 18. Januar 1801 erschien der Tancred auf der Berliner Bühne.

Es ist bekannt, daß diese Entstehungsgeschichte deutlich in dem Werke selbst sich wiederspiegelt. Während nämlich die im Juli niedergeschriebenen Szenen (etwa II, 4—7; III, 1—6 und IV, 1—4) den Charakter einer ausgesprochenen Übersetzung tragen, drängte im Dezember die Zeit so sehr, daß Goethe sich entschließen mußte, den Rest in verhältnismäßig freiem Anschluß an das Original nachzudichten. Aber da dies äußere Umstände sind, die den Stilcharakter der Tancred-Übertragung beeinflußt haben, so müssen in unserm Zusammenhange Goethes ursprüngliche Absichten uns mehr als das tatsächlich Ausgeführte interessieren; und diese Absichten allerdings sind interessant genug.

Was bewog Goethe, aus einer so großen Menge Voltairescher Stücke gerade den Tancred zur Bearbeitung auszusuchen, den Tancred, der auch im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts nur wenige Freunde und von welchem Herder bereits geschrieben hatte, daß dieses „elende Stück" ihm immer als eine „galante, französische Brandmarke der gesunden Vernunft, der Liebe, der Geschichte und des Theatergeistes" geschienen habe? (vgl. S. 526). Goethe fand das Stück nach verschiedenen Gesichtspunkten bemerkenswert. Zunächst einmal betrachtete er es nicht als eine seelische Tragödie sondern nur als ein „Schauspiel"[42], das den Schauspielern Gelegenheit geben konnte, sich in dem neuen malerischen Sinne zu produzieren. „Das Stück hat sehr viel theatralisches Verdienst und wird in seiner Art gute Wirkung tun" (an Schiller 25. VII. 1800). „Es ist eigentlich ein Schauspiel; denn alles wird darin zur Schau aufgestellt . . . der theatralische Effekt kann nicht außen bleiben, weil alles darauf berechnet ist und berechnet werden kann" (an Schiller 29. VII. 1800). Sodann aber war es ein Stück, das nicht aufgebaut war auf allgemein menschlichen Motiven, das vielmehr mit seinen Voraussetzungen in den Standesanschauungen einer sehr bestimmten Kaste steckte, in Standesanschauungen, die darin zum Schicksal werden. Wie Herder schon im Reisetagebuche geschrieben hatte: „Ein Stück voll Chevalerie", dessen Ausgang „das Glück der Chevaliers-Liebe zeigt"[43]. Man hätte meinen können, daß gerade dieses Konventionelle Goethe daran abgestoßen hätte. Aber Goethe befand sich in seiner strengst-antiken Periode, in welcher er und Schiller versuchten, den Begriff des Schicksals für die moderne Tragödie neu aufzurichten. Das an sein Schicksal unauflöslich gekettete Individuum war der Grundgedanke der Natürlichen Tochter wie der der Braut von Messina. Gerade hatte Schiller versucht, den Wallenstein als ein Produkt des „Lagers" psychologisch begreiflich zu machen; jetzt eben arbeitete er an

der Jungfrau von Orleans, in der er die Schicksalsidee ins Romantische übersetzte. In diesen Rahmen paßte auch der Tancred hinein, den Goethe einmal kurzweg als „die Ritter“[44] bezeichnete, damit andeutend, wo für ihn der Schwerpunkt liege. Die ritterliche Lebensanschauung als Schicksal, das war der Inhalt, der ihn interessierte. Aber noch eine andere Beziehung hatte das Stück zur antiken Tragödie. Es war eine „öffentliche Handlung, die notwendig Chöre erfordert!“[45] Nämlich nicht bloß in der ritterlichen Sphäre liegt das Schicksal der Personen, sondern letzten Ausschlag gibt das „Volk“ in Syrakus und dessen Stimmung für oder wider den Helden; ebenso wie im Mahomet die eigentliche Entscheidung davon abhängt, ob das Volk für Mahomet gewonnen wird oder gegen ihn zur Rache schreitet. Und dieser Charakter des Stückes als „einer öffentlichen Handlung“ entsprach gewissen aus der Antike gewonnenen Anschauungen Goethes, die für die nächste Zeit ein wichtiges Problem zwischen den beiden Klassikern wurden.

Diese Gesichtspunkte, die Goethe zur Bearbeitung des Tancred führten, leiteten auch das Bearbeitungsprogramm. Zunächst natürlich galten die allgemeinen Grundsätze, die auch dem Mahomet zugrunde lagen: Veredelung und Belebung des Ausdrucks im Sinne des deutschen Klassizismus, Retouche der Charaktere, Transponierung aus dem Frankreich der Mitte des Jahrhunderts in das Deutschland um die Wende des Jahrhunderts und aus der Gedankenwelt Voltaires in diejenige Goethes. Dann aber, dem schauspielhaften Charakter des Stückes entsprechend, sollte der theatralische Effekt gesteigert und gebessert werden, und Goethe versprach sich hiervon des Neuen Einiges, da er in dieser Beziehung „weniger geniert sei als der Franzose“[46]. Dem ritterlichen Charakter des Stükkes suchte er dadurch zu dienen, daß er, wie Köster ausgeführt hat, „alles beseitigte, was dem Glanze des Rittertums widersprach oder ihm zur Unehre gereichte“. Und

endlich „die öffentliche Handlung" wollte Goethe durch Einführung von Chören wirkungsvoll unterstreichen.

Zu diesen Chören hatte Goethe sich schon im Juli 1800 entschlossen. „Als öffentliche Begebenheit und Handlung fordert das Stück notwendig Chöre, für die will ich auch sorgen und hoffe es dadurch so weit zu treiben, als es seine Natur und die erste gallische Anlage erlaubt; es wird uns zu guten neuen Erfahrungen helfen!"[47] Aber weil die Zeit drängte, mußte die Ausführung der Idee unterbleiben. Nur ein Entwurf dazu ist auf unsere Tage gekommen. Danach sollten die Chöre aus den Syrakusanischen Jünglingen, Jungfrauen und Rittern gebildet werden; Euphanie, die Freundin des Helden, sollte als Chorführerin fungieren. Ausdrücklich forderte Goethe, daß diese letztere von einer guten Sängerin gegeben würde; denn nicht als Sprech-, sondern als gesungene Chöre hatte er diese Ensemble-Szenen sich gedacht, als lyrisch-musikalische Zwischenakts-Episoden, die wie Chöre der antiken Tragödie die einzelnen Akte miteinander verbinden sollten. Goethe ging dabei von dem oben angegebenen Gedanken aus, daß das Volk, als ein wichtiger Faktor in der Entwicklung der Handlung, mehr in den Vordergrund der Darstellung zu bringen sei; und ganz von selbst forderte dies Bestreben, die große Masse der auftretenden Personen — Goethe dachte an das gesamte und noch verstärkte Theaterpersonal — gruppenweise zu „organisieren". Damit erwuchs schon aus bühnentechnischen Gründen die Notwendigkeit der Chöre. Gleichzeitig lagen sie aber im Prinzip von Goethes Idee, das Trauerspiel zu einem „Schauspiel" zu entwickeln. Denn war es einmal auf das reiche und malerische Bühnenbild abgesehn, darauf abgesehn, dem Stück mehr Leben und Masse zu geben, so war nicht leicht eine stärkere Wirkung in dieser Richtung zu erreichen als durch das Experiment mit dem antiken Chor. Daß aber dies die eigentliche Grundtendenz der ganzen Bearbeitung war, erhellt aus Goethes eigenen

Worten, der, nachdem er sich „der edleren Eingeweide des Stückes versichert" hatte, nunmehr als seine Aufgabe betrachtete, ihm „einiges Belebende anzudichten, um dem Anfang und Ende etwas mehr Fülle als im Original zu geben"[48].

So hatte er sich also bedeutend größere Freiheiten als beim Mahomet genommen, eine Tatsache, die Schiller freudig als ein gutes Zeichen für Goethes produktive Stimmung ansehen wollte. Aber Goethe verschwieg sich nicht, daß mit der größeren Freiheit auch die Gefahr größer wurde, die Tragfähigkeit des Originals zu überlasten. Deshalb warnte er sich selbst: „Die Chöre werden recht gut passen; allein dem allen ohngeachtet werde ich mich sehr nüchtern zu verhalten haben, um nicht das Ganze zu zerstören"[49].

Ob dies nun wirklich zerstört worden, wenn das Chorprojekt zur Ausführung gekommen wäre, ist eine Frage, die nur auf jene Grundprobleme der Übersetzungspraxis zurückführt, auf die wir immer wieder gestoßen sind, und die ihren Ausgangspunkt in der Frage haben: was beabsichtigte Goethe mit seinen Übersetzungen? wollte er eine Renaissance der stilechten französischen Tragödie, wollte er diese durch leichte Retouche dem modernen Empfinden zugänglich machen, oder wollte er nur Übungsstücke für eine mehr auf das Malerische gerichtete Schauspielkunst? Wenn er die stilechte französische Tragödie wollte, so hätten allerdings seine lyrischen Intermezzi ihren eigentlichen Charakter schwer geschädigt; wollte er das Zweite, so war das Mittel ohne Frage kein sehr glückliches; und nur wenn er das Dritte wollte, bekamen diese Chöre einen Sinn. Von diesem Dritten, hatten wir gesehen, war Goethe ausgegangen. Aber hatten wir nicht auch gesehen, daß Goethe danach gestrebt hatte, die französische Tragödie dem deutschen Empfinden anzunähern? Wir müssen darum nunmehr die Unterscheidung machen, daß nur das Eine Goethes eigentlicher Zweck,

das Andere aber ihm nur Mittel war. Ja, weit davon entfernt, eine Voltaire-Renaissance zu sein, war diese Wiederbelebung Voltairescher Stücke eine rechte Pseudo-Renaissance; nicht etwa deshalb, weil man — vielleicht aus Mißverständnis — den alten Leibern dieser Stücke einen fremden Odem eingeblasen hatte, sondern deshalb, weil es die eigentlichste Absicht war, ihren Geist zu bannen und nur den toten Leibern Zutritt zu der neuen deutschen Bühne zu gewähren.

Begreifen wir doch den Zusammenhang! Repertoire-Schwierigkeiten des Weimarer Hoftheaters legten Übersetzungen nahe; der Herzog drängte auf eine französische Tragödie; Humboldts Pariser Brief gab hierfür neue Gesichtspunkte; Ergebnis: Goethe entschließt sich, den Mahomet zu übersetzen, um passenden Übungsstoff für eine neue plastische Schauspielkunst zu gewinnen. Auf malerische Bildwirkung ist es abgesehen, also wird man danach trachten, diese Bildwirkung möglichst zu erhöhen; Ergebnis: Goethe entschließt sich im Tancred zur Einführung von Chören. So weit reicht die eigentliche Absicht. Allein diese Absicht zieht weitere Notwendigkeiten nach sich. Eine französische Tragödie soll auf die deutsche Bühne gebracht werden, eine Tragödie, die doch stofflich und künstlerisch völlig veraltet ist. Soll sie Wirkung haben — und das Theater ist doch auf Wirkung angewiesen — so sind Verbesserungen unumgänglich. Folge: Goethe ist gezwungen, um seine eigentliche Absicht durchzuführen, im Mahomet und Tancred künstlerische Retouchen vorzunehmen. Völlig veraltet aber scheint vor allen Dingen der Alexandriner; wenn ihm nicht Prosa geboten wird, verträgt das deutsche Ohr nur noch den fünffüßigen Jambus. Folge: sollen französische Tragödien in deutscher Übertragung Wirkung haben, so allein im Gewande des Don Carlos und des Wallenstein. Zusammengefaßt: die Annäherung der französischen Tragödie durch Modernisierung an die deutsche Empfindungsweise

war nicht der Sinn dieser Voltaire-Renaissance, sondern nur Mittel zum Zweck; sie war das Gebot der Notwendigkeit, wenn die eigentliche Absicht möglich werden sollte, französischen Schauspielstil an einer französischen Tragödie in Deutschland öffentlich zu üben.

4.

Weder die Bearbeitung des Mahomet noch die des Tancred hat Goethe lange Zeit beschäftigt. Das eine Mal drei, das andere Mal vier Wochen genügten zur Vollendung einer Arbeit, die der Autor selbst nur als Ver- und Gelegenheitssache betrachtete und betrachtet wissen wollte. Er wußte, daß er ein Experiment riskierte, aber er trug dieses Wissen mit gelassener Heiterkeit. Am 7. November 1799 schrieb er an Knebel: „Ich habe den Mahomet von Voltaire übersetzt und denke ihn bald aufführen zu lassen; ich weiß nicht, was dieser sonderbare Versuch für eine Wirkung haben kann." Die allgemeine Konjunktur beurteilte er allerdings nicht ungünstig. „Es ist freilich schwer vorauszusehen, wie ein Stück dieser Art (Tancred) auf dem deutschen Theater greifen und etwa allgemeiner verlangt werden könnte; indessen scheint mir jetzt in mehreren Orten das Bedürfnis der rhythmischen Tragödie zu erwachen"[50]. Schiller zweifelte nicht, „daß der Erfolg der Mühe des Experiments wert sein werde"[51]. Und Goethe schrieb am Tage der Premiere: „Heute Abend wird Mahomet aufgeführt. Den Proben nach zu urteilen wird es, im Ganzen genommen, recht gut gehen und einzelnes ganz vorzüglich vorgetragen werden. Da das Stück so obligat und in sich selbst zusammengearbeitet ist, so entsteht eine Wirkung sui generis, der man nicht entrinnen kann, und ich sollte denken, es müßte für die Menge imposant und rührend sein, wenn sie gleich übrigens die Regungen, welche die neuesten Theaterstücke hervorbringen, vermissen wird. Mir ist übrigens alles recht, sowohl wie das

Stück gefällt, als was übrigens daraus entsteht. Ich sehe es als einen Versuch an, bei welchem Autor, Schauspieler und Publikum wenigstens manche gute Lehre gewinnen können“[52]. Wenn also vielleicht nicht äußeren, so versprach man sich doch sicher inneren Erfolg von dem neuen Unternehmen. „Diese Übersetzung (Tancred) wird uns wieder in manchem Sinne fördern“ (an Schiller 25. 7. 1800). Worauf Schiller erwiderte: „Für unsere theatralischen Zwecke ist das Unternehmen gewiß sehr förderlich, ob ich gleich herzlich wünsche, daß es der Faust verdrängen möchte“[53]. Im nächsten Briefe Goethe: „Ich sage nichts vom Ganzen, das uns zu unseren Zwecken auf alle Weise behilflich sein wird . . . Es wird uns zu guten neuen Erfahrungen helfen“[54]. Und Schiller erwiderte: „Wenn Sie den Gedanken mit dem Chor ausführen, so werden wir auf dem Theater ein wichtiges Experiment machen“[55]. Deshalb glaubte Goethe sich auch versichert, daß es ihn „niemals reuen könne, dieses Unternehmen fortzuführen und durchzusetzen“[56].

Daß Goethe im Herzog einen eifrigen Fürsprecher bei seiner Arbeit hatte, ist schon gesagt worden. „Die Übersetzung Mahomets von Goethe soll hoffentlich eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks machen,“ schrieb er am 14. Januar 1800 an Knebel. Und scherzend meinte er, daß von dem friedlichen Eroberungszuge, den Goethe auf französisches Gebiet unternähme, in der Literatur eine entscheidendere Wirkung zu erwarten sei als in der politischen Welt von den siegreichen Kriegstaten Suworoffs.

So drängt sich also zum Schlusse die Frage auf: wieviel von der Wirkung ist denn eingetreten, die enthusiastisch der Herzog und sehr viel gelassener die beiden Dichter von dieser Pseudo-Renaissance der haute tragédie erwarteten?

Was die unmittelbare Veranlassung des Ganzen, die Pflege eines neuen Stils in der Schauspielkunst, anging,

so schrieb Goethe selbst in den Annalen: „Den 30. Januar ward Mahomet aufgeführt, zu großem Vorteile für die Bildung unserer Schauspieler. Sie mußten sich aus ihrem Naturalisieren in eine gewisse Beschränktheit zurückziehen, deren Maniriertes aber sich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung in jedem Sinne zu den schwierigeren, reichern Stücken, welche bald darauf erschienen.“ Man darf also sagen, daß nach dieser Richtung hin das Goethesche Unternehmen von Erfolg gekrönt gewesen sei.

Und ebenso hatte für die Dichter selbst das literarische Experiment bedeutende Folgen, die uns sogleich gegenwärtig werden, wenn wir an die projektierten Chöre des Tancred denken. Allerdings ist ja nicht zu vergessen: der klassische Stil und eingeschlossen darin die Verwendung des antiken Chores in der Braut von der Messina waren nicht eine Folge der Annäherung an die französische Tragödie, sondern umgekehrt, die Annäherung an die klassizistische französische Tragödie erfolgte, weil man die Richtung auf einen klassizistischen Stil genommen hatte. Andererseits: wenn wir auch in der geschichtlichen Betrachtung größere Zusammenhänge für die Braut von Messina verantwortlich machen als diese Tancred-Bearbeitung mit ihrem Chorprojekte, so muß man doch ebenso sehr sich gegenwärtig halten, daß der große historische Zusammenhang oft an die Kette kleinster Anlässe gebunden ist, die eben deshalb zu Anlässen werden, weil der große Zusammenhang dahinter steht. Und in diesem Sinne darf man allerdings auch wohl der Goetheschen Tancred-Bearbeitung eine Stelle anweisen in der Entstehungsgeschichte der Braut von Messina, auch wenn man den weiteren Ähnlichkeiten zwischen der deutschen und der französischen Dichtung, auf die J. Weiß in seiner Tancred-Studie aufmerksam gemacht hat, kein überflüssiges Gewicht beilegen will.

Wenn so die Voltaire-Renaissance für die Weimarische

Bühne und die nächsten Arbeiten unserer Klassiker nicht unerheblich gewesen ist — aber nicht durch den Geist Voltaires, sondern durch den Geist seines deutschen Bearbeiters — so kann von positiven Wirkungen auf die Zeitgenossen eigentlich kaum die Rede sein. Wer sich für den Widerhall interessiert, den Goethes Voltaire-Bearbeitungen in Deutschland gefunden haben, mag auf das bekannte Sammelwerk von J. W. Braun hingewiesen sein (Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen), das Köster in der 353. Anmerkung seines Buches über „Schiller als Dramaturg" ergänzt hat.

Goethes Absicht war von den meisten wohl verstanden worden. Aber die Ansichten darüber waren sehr geteilt. Während die einen Goethes Unternehmen für ziemlich überflüssig hielten, fanden andere die Wiederaufnahme der französischen Tragödie aus pädagogischen Gründen wohl empfehlenswert; und ebenso dünkten manchen Voltaires Tragödien gut und schlecht genug, derartige Übungsstoffe daraus zu verfertigen, während andere auf das heftigste sich dagegen verwahrten. Wieder von anderer Seite wurde betont, daß es ein trauriges Zeichen sei, wenn die deutsche Bühne solcher künstlichen Wiederbelebung der französischen Tragödie wirklich bedürfe; aber da sie es bedürfe, sei das Unternehmen nicht zu tadeln; nur das Programm einer malerischen Schauspielkunst sei ein Irrlicht, das zu nichts als zu prunkhaftem Gebärdenspiel und zu hohlem Pathos verleite.

Noch geteilter waren die Ansichten über das Prinzip der Modernisierung. Viel bemerkt und scharf kritisiert wurde der Widerstreit zwischen Blankvers und dem Versmaße des Originals. Daß eine Voltairesche Tragödie ins Goethesche übersetzt werden müsse, um zu wirken, ward als eine sehr bedenkliche Voraussetzung bezeichnet. Durch die Vertauschung des feierlichen Alexandriners gegen die geschwätzigen Jamben fand ein anderer allen Glanz und Schimmer und alle dem Original eigentümliche Energie

verblichen und versiegt: ein beständiger Widerspruch zwischen innerer und äußerer Form, der sogar auch auf die Schauspieler überginge. Auf den umgekehrten Standpunkt stellten sich die, welche rühmend hervorhoben, daß man ein deutsches Original zu hören meine, ebenso wie die, welche das eine Verdeutschung im edlen Sinne des Worts nannten, in der die Schönheiten des Originals nach den Bedingungen unserer Spracheigentümlichkeit wiedergegeben werden. Merkwürdig weit war wieder anderseits die Ansicht verbreitet, daß die ganze Übersetzung reizlos und trocken sei. Kritische Stimmen meldeten sich, die von dem zauberischen Wohlklange des Originals fast jede Spur vermißten; Kotzebue (natürlich!) erkühnte sich gar zu sagen, unpoetischer sei wohl nie ein Poet übersetzt worden; während wieder andere urteilten, daß von der Erhabenheit und dem Feuer des Originals im Deutschen nur wenig verloren gegangen sei. Einer wies auf die Übersetzungen Gotters hin, der nicht nur der erste gewesen sei, der die französische Tragödie gegen die strenge Kritik Lessings verteidigt, sondern der darin auch das Vollendetste geleistet habe; Goethe werde den Übersetzungen Gotters den Rang nicht streitig machen. Vielfach ward der Ruf laut, daß die berechtigten Erwartungen stark getäuscht worden seien. Eine Stimme aus dem Publikum, die in der Vossischen Zeitung zu Worte kam, rief entrüstet: „Doch was hat Goethe aus Voltairens Meisterwerk (Tancred) gemacht! . . . Er hat die Charaktere verdorben, verfälscht, zur Gemeinheit herabgewürdigt!“ Kotzebue erklärte, daß die Stanzen Schillers ganz etwas anderes hätten erwarten lassen, als was Goethe geleistet.

Goethes nähere Umgebung war nicht einiger als das große Publikum: der Herzog sehr befriedigt, Knebel des Lobes darüber voll, daß in der Übersetzung alle Gallizismen vermieden seien und eine tiefere poetische Logik herrsche als im Original, aber Körner einverstanden mehr mit dem kühlen Sinn der Schillerschen Stanzen, und

Karoline Herder polterte gar — verstimmt wie sie und ihr Gatte in jener Zeit schon gegen Goethe waren —:
„Gestern waren wir im Mahomet. Nachdem man im Anfange an der Neuheit der Vorstellung (es war Anstand, Haltung in Bewegung und Sprache) ein Wohlgefallen hatte, und der Zauber von Goethes Sprache und Rhythmus das Ohr ergötzte, so wurde man durch den Inhalt von Szene zu Szene empört. Eine solche Versündigung gegen die Historie (er macht den Mahomet zum groben, platten Betrüger, Mörder und Wüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nie zugetraut . . . . Was sollen uns die alten Farcen von Jesuiterei, uns Protestanten! . . . Ach und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Heer von Haaren durch den Herzog so bestellt hat!“[57]

Bekannt und durch seine gesunde Empfindung ansprechend ist das Urteil, das noch am 12. August 1819 der alte Zelter niederschrieb:

„Gestern habe ich Deine Übersetzung des Mahomet und Tancred gelesen. Soll ich nach dem ersten Eindruck urteilen, so muß ich sagen: es ist bewunderungswürdig, wirklich zum Erstaunen, was ein gewisses Talent, Übung und Meisterschaft leisten — aber ich bin ohne Trost davongegangen . . . . Ich fühle mich hingerissen besonders vom Mahomet, und im Tancred kann ich eben nicht erraten, warum die Liebenden umkommen müssen. Sie scheinen mir keineswegs tragische Personen zu sein, wenigstens handeln sie nicht so, und das Unglück fällt wie eine Bombe aus den Wolken auf wandelnde Menschen, die dadurch plötzlich wichtig werden sollen. . . . Es fällt mir dabei ein, was Du einst über diesen Dichter ausgesprochen hast, daß ihm kein Talent abgehe als die Tiefe. Im Tancred scheinen die Nebenpersonen nur wegen ihrer schönen Reden da zu sein. Alles ist ausgedacht, erdacht, gedreht, verdreht. Der Vater soll keine Ahnung haben, daß die Mutter ein Bündnis der Tochter mit Tancred gut

geheißen: die Tochter, ein herzhaftes, wahrhaftes Wesen, soll unter diesen Umständen ein Geheimnis machen, wen sie liebe? Welche Quälerei! Kurz, wenn ich Voltaire oder sein Gegner wäre, ich getraute mir aus dem Tancred ein lustiges Hochzeitsstück zu machen und einen Narren zwischen hineinzustellen, der sie alle zum Besten hätte. Voltaires schönes Französisch scheint recht dazu gemacht, gewissen Unwesen Farbe und Gestalt zu geben, um Straßen und Spaziergänge mit gemalten Leichen zu beleben. Oft genug hat mir's weh getan, wie die deutschen Kritiker auf französische Stücke losgegangen sind. Und wenn sich dieser Eindruck auf ihre Nation Jahrhunderte hindurch fortgeerbt hat, wie soll der Fremde, der Deutsche, der nichts Altes hat, hingerissen werden? Hier ist mir nun das Verdienst Deiner Übersetzung deutlich geworden, die so füglich klar, ohne sich vom Original zu entfernen, die Charaktere renaturalisiert[58]."

5.

Was wir Voltaire-Renaissance genannt haben ist der Teil nur einer allgemeinen Renaissance des Klassizismus, und mit allem, was ihr Tieferes zugrunde liegt, ist sie eingebettet in dies größere Phänomen, mit dem das 18. Jahrhundert zu Ende ging. Wenn wir uns also bislang nur an die Vordergrundsmotive gehalten haben, die dem Goetheschen Mahomet und Tancred scheinbar zugrunde liegen, so müssen wir nun unseren Horizont erweitern und die Macht dieser Motive aus der großen klassizistischen Bewegung zu begreifen suchen, die nach dem Individualismus von Sturm und Drang als das größte geschichtliche Wunder erscheinen müßte, wenn wir nicht überall bereits die Rückwendung beobachtet hätten, die sich unter dem steigenden Druck des Rationalismus überall vollzogen hat.

Denn freilich ist es nicht genug, das Entstehen des Klassizismus abzuleiten aus den Erscheinungen des lite-

rarischen Vordergrundes. Hier allerdings war die Wendung zu neuem tiefern Gehalte eine Abwendung von dem Versanden des Sturm- und Drang-Naturalismus in den Plattitüden der Iffland, Kotzebue u. a., eine Reaktion gegen die Identifizierung der großen Weltnatur mit den kleinen Natürlichkeiten des Alltags. Hier allerdings war die neue strengere Gebundenheit eine Hinwendung zu den griechischen Idealen Winkelmanns, ein neues Fruchtbarwerden der antiken Welt im deutschen Geiste. Aber beides, die Abwendung vom Naturalismus und die Hinwendung zum Altertum, waren nicht primäre Ursachen, sondern selbst nur Folgen einer größeren Grundbewegung, die aus dem steigenden Rationalismus stammte und mit der neuen Hinwendung zum griechischen Ideale nur ihr erstes Symptom offenbarte. Es war der Sieg des rationalistischen Denktypus über den Vorstoß des Individualismus der siebziger Jahre, der Sieg jener großen Grundbewegung des 18. Jahrhunderts, die nicht nur im Reiche der geschichtsphilosophischen Ideale, der Ästhetik und der Dichtung, sondern auch auf den Gebieten der bildenden Kunst, der Musik und der Philosophie zum Klassizismus, zu einem Klassizismus überall geführt hat. Es war der vollendete Durchbruch dieses tiefsten Zeitinstinktes, das Besondere als einen Spezialfall des Allgemeinen aufzufassen, dieses Platonischen Instinktes, den wir erst gerade eben im Begriffe stehen auch philosophisch zu überwinden. Und im Jahrhundertrückblick erscheint deshalb Sturm und Drang nur als die Fieberkrisis, aus der die Grundtendenz des Jahrhunderts schließlich um so siegreicher hervorgegangen ist.

Wir müssen uns jetzt vergegenwärtigen, wieso dieses möglich war. Denn je unvermittelter der Sprung scheint, der von Sturm und Drang zum deutschen Klassizismus geführt hat um so dringender erwächst die Verpflichtung, eben hier die geschichtliche Kontinuität herzustellen; eine Brücke, die keineswegs schon hergestellt ist durch

die individuelle Entwicklung Schillers und Goethes, wenn nämlich diese Entwicklung nicht einfach wieder als ein Wunder erscheinen soll.

Überblicken wir das 18. Jahrhundert in bezug auf seine eigentliche literarische Grundbewegung, so erscheint sie 50 Jahre lang als eine ständig zunehmende Annäherung an die Natur. Wir sehen die Tendenz, die Dichtkunst hohen Stiles zu verbürgerlichen, die Formenstrenge zu erweichen und dem Natürlichen zum Rechte zu verhelfen gegen die konventionelle Tradition. Wir sehen Gottsched am Anfang und die Stürmer und Dränger am Ende dieser Entwicklungsreihe, am Anfang das Ideal einer konventionellen-aristokratischen und am Ende das einer individualistisch-demokratischen Kunst, einen streng delikaten Geschmack dort, einen unbändigen Naturalismus hier. Und wir sehen das Gleiche in der Geschichte des stofflichen Elements. An ihrem Anfange wählt man zu tragischen Helden Könige des Altertums; bürgerliche Helden in den Zeiten von Sturm und Drang. Und deutlicher noch in der Komödie. Frankreichs aristokratische Kunst nannte Komödie die Darstellung des bürgerlichen Lebens, der bürgerlichen Torheiten, der bürgerlichen Komik: denn nur unter diesem Gesichtspunkte schien das bürgerliche Leben der Kunst beachtenswert. Diese Gattung aber erweicht sich mit der Zeit: das bürgerliche Leben verlangt ernst genommen zu werden, macht Anspruch nicht bloß zu erheitern, sondern auch zu rühren. Es entsteht die comédie larmoyante, und der Bürger erhält darin die tragische Qualifikation. Nun vermischen sich die Gattungen, die sich im Laufe dieser Entwicklung auf halbem Wege entgegengekommen sind, das bürgerliche Trauerspiel und die comédie larmoyante: es entsteht das Rührstück oder das Schauspiel in unserem Sinne, das Spiegelbild einer aufsteigenden bürgerlichen Welt, in der die Konflikte des Herzens zur tränenreichen Tragödie werden. Zusammengefaßt: die strenge Höhe einer alten

Standeskunst wird durch den aufkommenden Individualismus zersetzt, das Individuum triumphiert über die Konvention, das Besondere über das Allgemeine.

Nun aber tritt die Krisis ein; dort wo der höchste Stand des Individualismus erreicht wird, in Herder, kommt es zu einer Rückwendung. Der Rationalismus, die Grundbewegung des Jahrhunderts, beginnt wie ein aufsteigender Saft langsam und allmählich die Gebilde des Individualismus zu durchdringen. Das Individuelle ist die Blüte der Welt: höchster Stand des Individualismus. Aber warum? Weil das Individuelle die Blüte der Welt ist: Umschlag ins Spekulative! Was war geschehen? Aus der Begeisterung für das Individuelle, weil es das Individuelle ist, war eine Begeisterung geworden für das Individuelle, weil es für etwas Allgemeineres Ausdruck ist. Das Individuelle, das zuvor nur in seiner Tendenz gegen die Gebundenheit einen Wert besessen hatte, war mit einem Schlage in eine Weltperspektive hineingestellt. Und diese Perspektive sagte: alles Individuelle ist nur Symbol, Symbol für die Tiefen der Welt. Der Pantheismus Herders gab aller Individualität einen unendlichen Hintergrund.

Sagen wir es jetzt kurz: aus diesem Tatbestande zog der Klassizismus nur die weitere Konsequenz. Die Kunst gibt das Individuelle, aber sie gibt es nicht, weil es das Individuelle, sondern weil es eben der Ausdruck für etwas Allgemeines ist. Mithin gibt sie eigentlich nicht das Individuelle, sondern im Grunde gibt sie das Allgemeine. Sie gibt zwar Natur, aber, wie Schiller ausgeführt hat, nicht die wirkliche, sondern die wahre Natur, nicht ihr Zufälliges, sondern ihr Wesenhaftes.

Dies ist der Schritt vom Herderschen Individualismus zum Klassizismus. Und wie stark der Gegensatz zu sein scheint zwischen dem Standpunkte Herders und demjenigen der beiden Klassiker, so beruht er in Wahrheit nur auf einem Verlegen des Schwerpunktes innerhalb

derselben Weltanschauung. Herder legte den Nachdruck auf die Einzigartigkeit des Orts und der Stunde, unter der die allgemeinen Weltenergien sich zu stets individuell verschiedenen Gebilden zusammenschließen; die Klassiker legten den Nachdruck auf das überall und immerwährend gleiche Wesen dieser Welt und ihrer Gebilde, auch wenn dieses Wesen immerfort nur unter verschiedenen Formen sichtbar werden kann. Herder vertrat die Maxime: überall sind die Bedingungen der Individuation verschieden, überall blühen uns deshalb neue Arten der Lebensform und jede neue Lebensentfaltung bereichert unsere Vorstellung von dem unendlichen Wesen Gottes. Die Klassiker dagegen vertraten die Maxime: überall sind zwar die Bedingungen der Individuation verschieden, überall blühen uns deshalb neue Arten der Lebensform, aber im Grunde sind sie alle nur der Ausdruck eines und desselben Wesens. Und so nahe nun diese Ideen beieinander liegen, zu so verschiedenen Folgerungen mußten sie verleiten. Herder führte die Anerkennung des absoluten Wertes jeder Variation zu dem Ideal der nationalen Poesie, die Klassiker wurden durch ihre Maxime zu einer Poesie des Allgemein-Menschlichen hingeführt. Denn wenn doch überall das gleiche, ewig wiederkehrende Wesen zugrunde liegt, dann sind die Variationen unerheblich und der tiefste Gehalt, den die Poesie verkörpern kann, ist das allgemeine und von jeder Willkürlichkeit und Zufälligkeit losgelöste Menschentum. Das durch die Individualität hindurchleuchtende Wesen ist das höchste Ideal der Kunst. Mit einem Worte: Kunst ist Wesensausdruck.

Wenn aber nicht Nachbildung der zufälligen Wirklichkeit Ziel der Kunst ist, sondern Offenbarung des Welthintergrundes in den individuellen Erscheinungen, dann kann sie das nur sein durch Erhebung des Einzelfalles in die ideelle Sphäre des Symbolischen, in eine Sphäre, in der das Einzelne repräsentative, typische Bedeutung er-

hält. Nichts anderes aber als dies ist die Sphäre der Poesie. Die Poesie macht die Dinge transparent, sie vernichtet ihre stoffliche Masse durch die Gewalt der Form. Und diese Form bedient sich mit Vorteil jener musikalischen Mittel, die dadurch, daß sie sinnfällig von der bloßen Prosabedeutung der Worte fortführen, umgekehrt dazu hinleiten, den durch die Worte ausgedrückten Stoff nicht wirklich, sondern symbolisch zu nehmen. Denn darin besteht die geheime Kraft des Verses, daß er vermag, den Blickpunkt des geistigen Auges auf eine andere Art von Wirklichkeit einzustellen und uns anzuregen, den Prosasinn der Worte zu einem tieferen Zusammenhange auszuweiten. Der Vers also ist ein zwar nicht unbedingt erforderliches, aber erfahrungsgemäß von jeder klassizistischen Kunst mit Vorliebe angewandtes idealisierendes Prinzip; und mit innerer Folgerichtigkeit erfolgte darum auch bei unseren Klassikern der Übergang von der Prosa zum Verse.

Nun aber entstand diesem neuen Klassizismus eine doppelte Front. Sein vertiefter Gehalt verband ihn mit den Tagen von Sturm und Drang; denn gleich ihm umfaßte er alle Dinge als einen Ausdruck der großen Weltnatur, und gleich ihm also war seine Front gerichtet gegen die geschmäcklerische Aussonderung der Dinge. Nicht ob schön, delikat und amüsant, entschied mehr über die Frage des künstlerischen Werts, sondern ob wesenhaft, stark und ausdrucksvoll. Front also gegen den französischen Klassizismus! Auf der anderen Seite aber verband ihn mit eben diesem Klassizismus nicht nur äußerlich die gebundene Form, sondern auch, was deren künstlerisches Motiv, das Prinzip der Idealisierung, der Entfernung von der Prosa der Wirklichkeit. Und damit hatte der deutsche Klassizismus wieder die Front gegen den ungebundenen Naturalismus von Sturm und Drang. Es konnte also der französische Klassizismus gleichermaßen als Freund oder Feind, als Wesensverwandter oder Wesensfremder be-

trachtet werden, und für diese Doppelstellung den vollendeten Ausdruck gab Schiller mit den berühmten Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte."

Im Gegensatz zu dem dürftigen und nur höfischen Gehalte des französischen Klassizismus heißt es also:

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Aber wiederum im Gegensatze gegen den hohlen Naturalismus, der wirkliche und wahre Natur nicht zu unterscheiden vermag:

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüst der Szene
Wird eine Idealwelt aufgetan.
Nichts sei hier wahr und wirklich als die Träne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn.
Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken;
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Dieser falsche Realismus macht aber leider den Charakter der literarischen Gegenwart aus:

Es droht die Kunst vom Schauplatz zu verschwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantasie;
Die Bühne will sie wie die Welt entzünden,
Das Niedrigste und Höchste menget sie.

Und demgegenüber hat nun der französische Klassizismus recht, der, weil er sich von aller und darum auch von wahrer Natur entfernte, eben damit auch von der Prosa sich zu entfernen verstanden hat. Was darum die Form betrifft, so konnte Schiller dem Naturalismus der Gegenwart vorhalten:

Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie;
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene;
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied.
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Der französische Klassizismus ist deshalb zu charakterisieren als eine Dichtung, deren Wurzeln nicht bis ins Allgemein-Menschliche hinunterreichen, sondern nur aus der glänzenden Oberfläche der Dinge Nahrung saugen, die aber durch ihre äußere Form den Ansprüchen an poetische Idealisierung näher kommt als der zwar gehaltvollere aber auch formlose und darum unpoetische Naturalismus. Deshalb gilt zum Schluß die Maxime:

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Damit aber begreift sich, als was der deutsche Klassizismus aufgefaßt werden wollte: als die endgültige Lösung der großen Frage des Jahrhunderts: französische oder

englische Dichtung, Form- oder Gehaltskunst? als die Lösung, wie sie für die parallelen Gegensätze von Belesprit und Genie von Schiller bereits in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung gegeben worden war. Nichts weniger sollte der deutsche Klassizismus sein als die Vermählung des französischen klassizistischen Formprinzips mit dem unendlich erweiterten Gehalte der neuen Welterfassung, die Synthesis der beiden großen literarischen Richtungen, deren erbitterter Kampf miteinander das Jahrhundert erfüllt hatte.

Diesem Ideal nicht allzufern geblieben zu sein, war das Selbstbewußtsein unserer Klassiker. Mit diesem Selbstbewußtsein forderte Goethe durch seine Mahomet-Übersetzung die Zeitgenossen zum Vergleiche auf. Gleich zu Beginn des neuen Jahrhunderts — was man hätte symbolisch nehmen können — schrieb er an Knebel: „Mir sehr angenehm, daß Du meinem Mahomet ein gutes Zeugnis gibst. Die Gelegenheit zur Vergleichung mit dem Originale sollte den denkenden Deutschen auffordern, über das Verhältnis der Kunst beider Nationen nachzudenken!“[59] Goethe meinte das vollkommen objektiv und nichts weniger als im Sinne Lessingscher Einseitigkeit. Aber er meinte es doch mit der stillen Genugtuung, daß in diesem Vergleiche die Bilanz einer hundertjährigen literarischen Bewegung zutage träte.

Wir entsprechen also nur der Aufforderung Goethes, wenn wir nunmehr mit einer Gegenüberstellung des deutschen und des französischen Klassizismus unseren Betrachtungen über die „Voltaire-Renaissance“ den letzten rundenden Abschluß geben.

Schillers Stanzen scheinen nun allerdings bereits alles Wesentliche darüber gesagt zu haben: die Verwandtschaft der beiden klassizistischen Literatur-Epochen beruht auf ihrem Gegensatze gegen den Naturalismus, von dem das Streben nach einer formalen Gehobenheit des Ausdrucks nur die Folge ist. Allein welch eine andere Beleuchtung

erhält diese scheinbare Banalität, wenn man versucht, diese erstarrten literarischen Resultate als Bewegung zu verstehen, insbesondere aber sich auf ihr literarisches Herkommen zu besinnen. Da wird denn mit einem Male deutlich, daß die äußerlich formale Gehobenheit des französischen Klassizismus nicht eine Gegenbewegung gegen einen Naturalismus, sondern die Gegenbewegung gegen eine noch stärkere formale Gehobenheit, nämlich gegen den Schwulst gewesen ist, und daß deshalb die Tendenz der klassischen Literatur in Frankreich genau die umgekehrte Orientierung zeigt wie diejenige der klassischen deutschen Literatur, die gegen den Naturalismus von Sturm und Drang entstanden war. Der französische Klassizismus war ein Schritt im Sinne größerer Natürlichkeit der Dichtung, eine Annäherung gegen den gesunden Menschenverstand; der deutsche Klassizismus umgekehrt ein Schritt im Sinne größerer Idealisierung der Dichtung, eine Entfernung von der Prosaauffassung des gesunden Menschenverstandes. Ihre Verwandtschaft liegt ganz äußerlich in ihren literarischen Resultaten, während sie in der Tiefe ihrer Motive ganz genaue Gegensätze sind. Das aber zeigt sich auch in allem anderen. Der französische Klassizismus führt eine gewählte Sprache im Sinne der guten Manieren und eine geistreiche Sprache zum Zwecke der Unterhaltung; der deutsche Klassizismus führt eine erhobene Sprache im Sinne einer Idealisierung (Entfernung von der Prosa) und eine bildhafte Sprache zum Zwecke ihrer Verstärkung. Beide vermeiden zwar das eigentlich Naturalistische; aber der Franzose, weil Kraßheiten das Vergnügen stören, und der Deutsche, weil sie nicht zum Wesen gehören. Und damit streifen wir bereits ihre ganz verschiedenen Ziele. Der französische Klassizismus wollte etwas Interessantes, das aber nur dann interessant sein konnte, wenn es natürlich war, und als solches bot sich das Leben bekannter Helden dar; der französische Klassizismus wollte das Leben bekannter Helden in würdiger und delikater Form

zu einem zirzensischen Spiele herrichten, das nach jeder Richtung hin geistiges Vergnügen hervorzurufen geeignet sei. Der deutsche Klassizismus wollte menschliche Allgemeingültigkeiten, Menschlichkeiten in einem tieferen als dem Alltagssinne, an konkreten Fällen d. h. so dargestellt sehen, daß hinter dem besonderen Fall sein Typisches zugleich und sein Notwendiges dem Zuschauer zum Bewußtsein komme. Wählen wir, um diesen Gegensatz in seiner ganzen Schärfe klar zu machen, zwei recht banale Vergleiche, so läßt sich etwa sagen: der französische Klassizismus ergriff eine bekannte Delikatesse, sagen wir einen französischen Kapaun, um ihn auf möglichst delikate Weise zuzubereiten; der deutsche Klassizismus ergriff nicht die Delikatesse, sondern das Typische, nicht den Kapaun, sondern den Hahn, präparierte ihn auf die durchsichtigste Weise und zeigte daran den organischen Aufbau seiner Existenz und die Naturnotwendigkeit seines Schicksals. In aller Zuspitzung ausgedrückt: das Kunstobjekt des französischen Klassizismus war selbst ein Mittel zum Vergnügen; das Kunstobjekt des deutschen Klassizismus ein Mittel, um an den tiefsten Zusammenhängen der Individualität mit dem Weltganzen Vergnügen zu empfinden. Der eine war sensualistisch, der andere philosophisch, und das, obgleich der französische Klassizismus gerade in philosophischen Reflexionen einen seiner Hauptgenüsse fand, der deutsche Klassizismus aber sein höchstes Ziel erst dann erreicht glaubte, wenn das Philosophische ganz Körper geworden sei.

Somit ergibt sich, ohne daß man nötig hätte, dieser Antithese zwischen deutschem und französischem Klassizismus weiter nachzugehen, daß die Verwandtschaft zwischen beiden Klassizismen eine Verwandtschaft nur des äußeren Mechanismus ist, während ihre lebendigen Bewegungen gegen einander laufen; und als weitere Konsequenz, daß eine Renaissance des französischen Klassizismus durch unsere Klassiker in der Tat zu nichts anderem füh-

ren konnte als zu jener Pseudo-Renaissance, die wir zu charakterisieren versucht haben.

Viertes Kapitel.

Goethe.

Das Beste, was im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts über Voltaire gesagt worden ist, hat Goethe gesprochen, — selbst dann, wenn man die Anmerkung zum Neffen des Rameau, die Schilderung in Dichtung und Wahrheit, in der Farbenlehre und die machtvollen Aperçus in den Gesprächen mit Eckermann außer Betracht lassen wollte, da sie nicht mehr ins 18. Jahrhundert fallen. Immer noch bliebe dann die glänzende Charakterisierung des esprit voltairien in dem Brief an Frau von Stein gelegentlich der Voltaireschen Mémoires (vgl. S. 577); und die Bearbeitung des Mahomet und des Tancred durch den ehemaligen Dichter des Götz und des Egmont zeigte vollends, daß sich um das Verständnis des großen Geistesphänomens Voltaire niemand mehr und mit größerem Erfolge bemüht habe als der Thronfolger Voltaires in der europäischen Geisteswelt. Und dieser Vorgang ist um so erstaunlicher, als derselbe Mann zu solchem Verständnis befähigt wurde, der durch Jahre hindurch auf allen Gebieten der genialste Widersacher des Franzosen gewesen ist. Nur Klinger kann hier als Parallele herangezogen werden, von dem aber doch immer die starke Einschränkung gilt, daß er trotz und während seines Sturmes und Dranges einer gewissen Vorliebe für Voltaire sich niemals ganz hat entschlagen können; wogegen umgekehrt von Goethe zu sagen ist, daß er niemals so nahe an den geistigen Standpunkt Voltaires herangerückt ist wie Klinger in seinen späteren Jahren. Nein, Goethe verstand Voltaire

zu würdigen, nicht weil er sich dessen älterem Standpunkte wieder angenähert hätte, sondern weil er über sich, den Standpunkt seiner Jugend und über Voltaire hinausgewachsen war. Als er die Anmerkung zum Rameau schrieb, sah er beides unter sich, den Sturm und Drang und das siècle de Voltaire; beides sah er mit den ruhigen und klaren Augen, in denen sich die Hälfte seines Genies verkörperte. Und in der Tat: die Objektivität dieses immerzu aufmerkenden Auges war der eigentliche Grund für die feinste historische Würdigung, die das so viel umstrittene Phänomen Voltaire bei uns gefunden hat; die Objektivität, die an der Einfühlung Herders geschult, durch die Beobachtung der Natur organisiert, in Italien reif und durch die bedeutende Lebensstellung Goethes in weltmännischem Sinne großzügig geworden war. Goethe hat es sich nicht zur Aufgabe gemacht, das innere Bild, das sich ihm von Voltaire gebildet hatte, in monographischer Geschlossenheit der Nachwelt zu überliefern; nur bruchstückweise hat er davon dies oder jenes literarisch niedergelegt. Das aber scheint nach diesen Proben sicher, daß das Bild Voltaires von keinem Deutschen umfassender, tiefer und intensiver erschaut worden ist als von Goethe, der in der Jugend noch persönlich gegen den alternden Herrscher des Jahrhunderts gekämpft, der sich später mit ihm zu einer Waffenbrüderschaft verbündet, noch später für ihn die gewisse Vorliebe eines Gleichen für Seinesgleichen zur Schau getragen und alles in allem zwischen sich und Voltaire ein Verhältnis hergestellt hat, das an bewußtem Verständnis weder von Lessing noch von Wieland erreicht wird; selbst nicht von Herder, dessen Einfühlungskraft zwar prinzipiell auch für Voltaire Verständnis schuf, aber ihr Bestes doch nur da leistete, wo sie sich mit natürlicher Sympathie vereinigte. Goethe allein hat die Gestalt Voltaires als das große und interessante Phänomen betrachtet, als das es uns heute erscheint; er allein war sich ganz bewußt, welche einzigartige Größe

der einzigartigen Stellung dieses Mannes zugrunde lag; und seine Aussprüche über Voltaire tragen alle das gewisse Gepräge des Selbstbewußtseins, das die Worte eines Herrschers haben, der über seinen in Gott ruhenden Vater und Vorgänger würdevoll zu seinen Untertanen redet — wie sehr man diesen Vater und Vorgänger als Kronprinz auch einmal bekämpft haben möge! Goethes Worte über Voltaire sind Aussprüche eines Klassikers über einen Klassiker; und wenn irgendwo, so hat sich hier bewahrheitet, daß große Männer nur von ihresgleichen ganz gewürdigt werden können. —

Das geistige Klima von Goethes Kindheit war der Südwesten, in der Bedeutung, die ihm Victor Hehn gegeben hat. Die Nachbarschaft der Franzosen, die französische Sprache, der französische Geschmack! Als ein französisch parlierendes Herrchen kam Goethe nach Leipzig, der Gottschedstadt, um auch hier des weiteren in der literarischen Mode der Zeit mitzuschwimmen. Alexandriner-Tragödien und kecke anakreontische Verslein waren die natürlichen Produkte dieser Zeit. Wenn sich der Achtzigjährige recht erinnert, waren die Kleinen Gedichte das Erste, was ihm von Voltaire vor die Augen kam. Jedenfalls waren das kleine Madrigal an die Prinzessin Ulrike von Preußen die ersten Verse, die er von ihm übersetzte; und daß er gar mancher dieser Verse sich noch im hohen Alter erinnerte, ließ schon Eckermann daraus schließen, „wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend müßte studiert und sich angeeignet haben“[60]. Voltaires Dramen finden in den Briefen der Zeit nur eine flüchtige Erwähnung. Aber als der Student über die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie geriet, hieß es charakteristisch bereits in einem Brief an Oeser: „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort antun können; kein kleiner Geist wird einen größeren überwinden!“[61]

Der Aufenthalt in Straßburg war zunächst berufen, nur weiter ins französische Wesen hineinzuführen; das

Studium der französischen Literatur war hier die natürliche Aufgabe; aber wie Goethe in Dichtung und Wahrheit geschildert hat, war gerade dies der Grund für den Eintritt jenes Rückschlages gegen das Französische, der das eigentliche Ereignis von Goethes Straßburger Zeit geworden ist. Die negativen Erfahrungen mit der westlichen Literatur, die zu „bejahrt und vornehm" geworden war, als daß eine neue Jugend sich nicht davon hätte abgestoßen fühlen sollen, der Einfluß Herders und die dadurch erwachende Begeisterung für deutsche Art und Kunst, für Shakespeare und das Volkslied — das alles riß den jungen Goethe in den Strudel einer vollkommen neuen Entwicklung hinein. Aber dieser Strudel war um so leidenschaftlicher, je schwieriger es der jungen Generation erscheinen mußte, sich gegen die bejahrte und vornehme Modeliteratur, sich gegen das ganze siècle de Voltaire mit neuen Ideen durchzusetzen. Daß es dem jungen Geschlechte wirklich gelang, die stets für unüberwindlich gehaltene Armada der französischen Literatur zu besiegen, löste noch in dem achtzigjährigen Goethe Empfindungen wunderlichen Staunens aus. Denn wie er zu Eckermann sagte:

„Sie können sich hierbei nicht denken, was ich mir denke und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten, und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältnis zur Natur zu stellen"[62].

Nun folgten die genialen Frankfurter Jahre: Götz, Werther, Prometheus, Faust, Wanderers Sturmlied! Und selbst jetzt noch übte Voltaire einen der Schwerkraft ähnlichen unsichtbaren Einfluß aus. Die Stoffe, die Goethe ergriff, waren die Stoffe des Alten von Ferney: Mahomet,

Sokrates, Caesar. Aber die Art, wie sie ergriffen wurden, sollte der Welt verkünden, wie weit das neue Geschlecht von der alten Weise entfernt sich fühlte. In Lavaters Tagebuch über seine Emser Reise finden sich folgende Einträge unmittelbar hintereinander: „Rezitierte ganze Stellen aus Voltaire. Goethe von seinem Julius Caesar“[63].

Zugleich aber war in der Frankfurter Zeit auch der Gegensatz reif geworden, der die Weltanschauung von Sturm und Drang trennte von der Weltanschauung der Aufklärung. Voltaires Geschichtswerke haben in Goethes Entwicklung, soviel wir wissen, keine Rolle gespielt. In Leipzig kokettierte der junge Studiosus gelegentlich wohl mit jener altklugen Redensart, daß ein Liebhaber mit der Wahrheit es nicht genauer nehme als Voltaire mit der Geschichte; aber sie beweist nicht gerade ein Studium. Äußerungen über den Historiker Voltaire aus späteren Jahren fehlen. Dagegen beweist eine Abschrift der berühmten Verse „J'ai fait plus en mon temps que Luther et Calvin“ etc. in den Ephemeriden um 1770, daß die Aufklärungsschriften Voltaires gelegentlich auch bei dem jungen Goethe einen Eindruck hinterließen, obgleich die christliche Sphäre, aus der er stammte, jeden tieferen Einfluß ausschloß. In Dichtung und Wahrheit hat Goethe diese christlich pietistische Sphäre und ihr durchaus negatives Verhältnis zur Voltaireschen Aufklärung ausführlich geschildert. Goethes Beziehungen zur Klettenberg waren die erste innere Erneuerung in diesem Geiste, und in den siebziger Jahren seine Beziehungen zu Klopstock, den Stolbergs und Lavater waren Auswirkungen desselben geistigen Grundes, aus dem auch der „Brief des Pastors zu ***“ . . . . (vgl. S. 538) und die stürmischen aufklärungsfeindlichen Rezensionen der Frank. gel. Anz. hervorgingen. Nichts hatte den jungen Goethe so sehr an Voltaire empört als die Spötterei über die Bibel, um deren willen er ihn hätte erdrosseln mögen. Bereits die Leugnung der Sündflut hatte Voltaire bei ihm um

jeden Kredit gebracht. Seine „parteiische Unredlichkeit“ vollends bestärkte die neue Generation täglich in der Abneigung gegen ihn. Wenn wir auch Zeugnisse haben, daß Goethe in späteren Jahren die Lektüre der Voltaireschen Aufklärungsschriften nicht mehr ganz verschmähte, so war ihm gewiß das Stilistische interessanter als ihr Inhalt. Ihn mit Lavater zu konfrontieren ergab ihm später eine heitere Stunde[64].

Denn nun gelangte Goethe mählich auf den freieren Standpunkt, der die Inhalte Voltaires, die Inhalte des Klassizisten und des „fortschrittlichen Autors“, unter sich und nur noch die große Natur ihres Schöpfers sah und diese Natur im Herderschen Sinn als eine Auswirkung höchster nationaler und persönlicher Energien. Demgemäß nun die Bevorzugung der Werke des gallischen Autors, wovon wir allerdings äußerlich nicht viel mehr wissen, als was die Berichte der ersten Weimarer Zeit Spärliches darüber enthalten. Aber wir haben das innere Zeugnis: jene ganz exzeptionelle Kritik über die Voltaireschen Mémoires, in der der eigentliche esprit voltairien in einer nicht zu übertreffenden Weise gekennzeichnet wird (vgl. S. 413). Welches kongeniale Gefühl für die Höhe der Voltaireschen Weltbetrachtung, wenn man daneben die innere Verständnislosigkeit der Verse sieht, die der Sechzehnjährige mit deutlicher Anspielung auf den Candide in ein Stammbuch schrieb:

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus,
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe der Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgesetztes Geld
Sieht sie aus, die beste Welt.

Wenn ihm der Candide damals nur im Lichte dieses

inferioren Inhalts erschien, war er nunmehr langsam dem Verständnis entgegengereift, daß die eigentlichen Qualitäten dieses Buches erst hinter diesem Inhalte steckten. Nunmehr hörte er die „hundert Kobolde“[65] darin spuken, die das eigentliche Leben dieses Buches waren. Der Eintritt in Weimar hatte ja zugleich den Eintritt in eine französisch gerichtete Hofgesellschaft bedeutet und dieser in dem Verhältnisse Goethes zu Voltaire etwas ähnliches wie der Eintritt Wielands in den Kreis des Grafen Stadion. Voltaire war in der großen Welt zu Hause und seine Schriften waren für die große Welt geschrieben. Nur wer diese Athmosphäre miterlebte, in welcher seine Schriften atmeten, dessen Organe waren richtig auf sie eingestellt. Goethes Organe bildeten sich dafür in Weimar, wie sich Wielands Organe dafür auf Schloß Warthausen und diejenigen Klingers sich am russischen Hofe bildeten. Es war die Schule der großen Welt, die ihnen für den eigentlichen Zauber Voltaires erst die richtige Empfänglichkeit vermittelte. Nun konnte Goethe in einem Gespräch mit Leisewitz dahin übereinkommen, daß von Voltaire als Individuum gewissermaßen abstrahiert werden müsse, als Bagatelle neben seiner ungeheuren Bedeutung für das Zeitalter, daß dagegen die Deutschen unfähig seien, Laune zu empfinden. Leisewitz wiederholte, er habe gesagt: „Wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie: riecht sie? kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?“[66]

So weit war Goethe, als er selbst zum Klassizisten sich entwickelte, und seine Beschäftigung mit Voltaire gewissermaßen ihren zweiten Kursus antrat, in dem sich alles auf einer höheren Stufe des Bewußtseins wiederholte. Er hatte nun alle Reiche der poetischen Welt durchmessen, seinen Leipziger Horizont zum Straßburger, seinen Straßburger zum Sturm und Drang — seinen Horizont von Sturm und Drang zum Horizont der großen Welt und seinen poetischen zum naturwissenschaftlichen Horizont

erweitert: Voltaire hatte in diesem großen Horizonte Platz so gut wie der Sturm und Drang, der Naturalismus so gut wie der Klassizismus. Voltaire selbst war tot, und Goethe stand an seiner Stelle: Ehrfurcht vor dem großen Vorgänger war jetzt ein natürliches Gefühl. Seine Leistung nur als Leistung, ohne Rücksicht auf Gut und Böse, sein Genie als Ausdruck stärkster historischer Realitäten zu würdigen, ohne Rücksicht darauf, daß was einstmals Realitäten waren, nunmehr den Zoll alles Sterblichen bezahlt habe: darin bestimmte sich der Sinn dieses zweiten Kursus.

Er begann mit jener Voltaire-Renaissance, die wir entwickelt haben.

Nur wenig später folgte die berühmte Charakterisierung Voltaires in den Anmerkungen zum Neffen des Rameau: „Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämtlichen Ahnherren in sich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Ebenso geht es mit Nationen, deren sämtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und ebenso in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller. Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert; und die Forderungen der Franzosen sind hierin wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen. Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Übersicht hierher: Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Man-

nigfaltigkeit, Fülle, Reichtum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmut, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delikates, Ingenioses, Stil, Versifikation, Harmonie, Reinheit, Korrektion, Eleganz, Vollendung. — Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt"[67].

Dieses Urteil war nicht das Zufallsprodukt einer gut gelaunten Stunde, sondern reife Frucht jener stillen Vergleichung deutscher und französischer Kunstauffassung, zu der sein Mahomet und Tancred aufgefordert hatten, und der er wiederum mit dieser Voltaire-Charakteristik dienen wollte. Eine Vergleichung, führte er aus, würde einer allgemeinen deutschen Ästhetik sehr zustatten kommen, „die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leide". Erinnern wir uns, daß just zur Zeit der Voltaire-Renaissance auch Herder aufgefordert hatte: „Vor einer französischen zumal tragischen Bühne erwarte man also nichts als was diese geben will und kann!" So war es auch Herderscher Geist, der zu der Voltaire-Charakteristik Goethes Pate gestanden hatte; es war die letzte Konsequenz des Herderschen Denkens, Voltaire nicht mehr zu kritisieren sondern ihn als Naturphänomen wissenschaftlich zu beschreiben und in seiner Entstehung und Zusammensetzung zu begreifen. Dies tat Goethe, als er die Fülle seiner Beobachtungen trocken scheinbar nebeneinanderreihte, um diese Fülle zugleich als Ausdruck des französischen Nationalcharakters zu interpretieren. Er glaubte damit die abschließende Formel, nicht der Vollständigkeit aber dem Prinzipe nach, gefunden zu haben, und an dieser Formel hielt er von nun ab mit Bewußtsein fest. 1823 in

einem Gespräche mit F. von Müller „über Voltaire und seine Vielseitigkeit“ wiederholte er den alten Gedanken, „in ihm (Voltaire) und Louis XIV. habe sich die ganze französische Nation spezifiziert“[68]. Und 1829 im Gespräch mit Eckermann gab er diesem Gedanken jenen großen weltanschaulichen Rahmen, der zu gleicher Zeit zeigt, wie sehr die Voltaire-Charakteristik in den Anmerkungen zum Rameau nicht ein Produkt historischer Gerechtigkeit, sondern vielmehr die natürliche Blüte der ganzen Art Goethescher Weltbetrachtung war. Goethe sagte: „Große Geheimnisse liegen noch verborgen, Manches weiß ich, von Vielem habe ich eine Ahnung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken: Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt mit der Blüte und dem Samen. In der Tierwelt ist's nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höherstehenden Tieren und Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrieren. Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei ganzen Korporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelheiten, die sich aneinanderschließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht und als Kopf des Ganzen anzusehen ist, den Bienenkönig. Wie dieses geschieht, ist geheimnisvoll, schwer auszusprechen, aber ich könnte sagen, daß ich darüber meine Gedanken habe. So bringt ein Volk seine Helden hervor, die gleich Halbgöttern zu Schutz und Heil an der Spitze stehen; und so vereinigten sich die poetischen Kräfte der Franzosen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes sind groß in der Generation, in der sie wirken; manche dauern später hinaus; die meisten werden durch andere ersetzt und von der Folgezeit vergessen“[69].

Goethes Voltaire-Charakteristik in den Anmerkungen zum Rameau hat die Berühmtheit erlangt, die sie ver-

dient. Kaum ein Buch über Voltaire, das sich den Goetheschen Grundgedanken nicht zu eigen gemacht oder gegen ihn polemisiert hätte. Und dabei ist es ohne jeden Belang, ob das Qualitätsregister, das den Anspruch niemals gemacht hat, ein erschöpfendes oder ein methodisches zu sein, in diesem oder jenem Punkte beanstandet oder berichtigt wird. Es ist bekannt, daß der erste, der Goethen solche Einwendungen nicht vorenthielt, der strenger begrifflich denkende Schiller war, der in dem letzten Brief an Goethe, den das Leben ihm verstattete, über die Voltaire-Charakteristik folgendermaßen urteilte:

„Die Anmerkungen schließen mit Voltaire lustig genug, und man bekommt noch eine tüchtige Ladung auf den Weg. Indessen seh' ich mich gerade bei diesem letzten Artikel in einiger Kontrovers mit Ihnen, sowohl was das Register der Eigenschaften zum guten Schriftsteller, als was deren Anwendung auf Voltaire betrifft. Zwar soll das Register nur eine empirische Aufzählung der Prädikate sein, welche man bei Lesung der guten Schriftsteller auszusprechen sich veranlaßt fühlt; aber stehen diese Eigenschaften in einer Reihe hintereinander, so fällt es auf, genera und spezies, Hauptfarben und Farbentöne nebeneinander aufgeführt zu sehen. Wenigstens würde ich in dieser Reihenfolge die großen viel enthaltenden Worte, Genie, Verstand, Geist, Stil usw. vermieden und mich nur in den Schranken ganz partieller Stimmungen und Nüancen gehalten haben. Dann vermisse ich doch in der Reihe noch einige Bestimmungen, wie Charakter, Energie und Feuer, welche gerade das sind, was die Gewalt so vieler Schriftsteller ausmacht und sich keineswegs unter die angeführten subsumieren läßt. Freilich wird es schwer sein, dem Voltairischen Proteus einen Charakter beizulegen. Sie haben zwar, indem sie Voltairen die Tiefe absprechen, auf einen Hauptmangel desselben hingedeutet, aber ich wünschte doch, daß das, was man Gemüt nennt, und was ihm sowie im ganzen allen Franzosen so sehr fehlt,

auch wäre ausgesprochen worden. Gemüt und Herz haben Sie in der Reihe nicht mit aufgeführt; freilich sind sie teilweise schon unter anderen Prädikaten enthalten, aber doch nicht in dem vollen Sinn, als man damit verbindet"[70].

Ein wundervolles Dokument für den ganzen Schiller, der in dem Qualitätsregister des echten Schriftstellers vor allem „Charakter, Energie und Feuer" vermißte und zu gleicher Zeit als den Grundmangel Voltaires den Mangel an „Gemüt und Herz" empfand. Aber obgleich Schiller gewiß recht hat mit seiner Rüge, daß logisch Koordiniertes und Subordiniertes nebeneinander stehe, so zeigt auf der andern Seite sein Hinweis auf den Mangel Voltaires an deutschem Gemüt, wie unendlich viel mehr der naturwissenschaftlich geschulte Genius Goethes als der aufs Moralische gerichtete Schiller geeignet war, das proteusartige Bild Voltaires mit reinen liebevollen Linien nachzuzeichnen.

Auf einem Manuskriptblatt, den Papieren zur Farbenlehre zugehörig, findet sich das folgende Aperçu: „Voltaire kommt mir immer vor wie ein Zauberer, der einen Hexenkessel abschäumt; es ist nur Schaum, was sein Löffel schöpft, aber ein verteufelter Schaum aus einem Kessel voll unendlicher Ingredienzien aufsiedend"[71]. Diesen Aphorismus weiß man nicht zu datieren, da man annimmt, daß er mit der Farbenlehre keinen Zusammenhang hat. Um so mehr wird man auf den inneren Zusammenhang hinweisen dürfen, den der Aphorismus mit der Anmerkung zum Rameau unzweifelhaft zeigt. Denn was Goethe hier die unendlichen Ingredienzien nennt, aus denen sich der verteufelte Schaum der Voltaireschen Schriften bilde, das hatte jene Anmerkung ausführlich spezifiziert, als sie die Eigenschaften von Voltaires schriftstellerischem Wesen „zu heiterer Übersicht" zusammenstellte. —

Es war eine der verdienstvollsten Taten Voltaires gewesen, für die Lehre Newtons auf dem Kontinente Pro-

paganda gemacht zu haben. Just mit dieser Tat aber war er der Widersacher Goethes geworden, der mit seiner Farbenlehre eine physiologische gegen Newtons physikalische Optik vertrat; und mit heißem Bemühen, sie gegen den „Irrtum" des ganzen Jahrhunderts durchzusetzen. Zu welchen Ansichten die modernste Wissenschaft nun aber auch immer komme, ob sie sich wirklich von Newton wieder entferne und Goethes Anschauungen sich nähern möge, an der Tatsache kann das nichts ändern, daß Goethe zu seiner Zeit historisch im Unrecht war. Um so charakteristischer, daß Goethe nirgends hartnäckiger gewesen ist als in der Verteidigung seiner Optik gegen die zeitgenössische Naturwissenschaft. Ja man kann sagen, daß dies in Goethes späterem Alter der einzige Fall ist, in dem er Fanatismus und also auch, in bezug wenigstens auf seine Widersacher, Mangel an Objektivität gezeigt hat. Dieser Fanatismus spiegelt sich denn auch in seinem Verhältnis zu Voltaire. In dem Augenblicke, wo er nicht mehr Voltaire als Gesamtphänomen, sondern Voltaire als Verbreiter der Newtonischen Lehren vor sich sah, in diesem Augenblicke schob sich ihm in den Vordergrund, daß Voltaire die ungeheure literarische Macht, die er besessen, dem Irrtum dienstbar gemacht habe, daß er aber diesem Irrtum Verbreitung nur habe sichern können (natürlich!) durch die faszinierende Form, in die er ihn zu hüllen verstanden habe. Goethe wollte damit zeigen: nicht die Wahrheit habe sich hier den consensus omnium errungen, sondern der Irrtum mit Hilfe der Künste eines Charlatans. Mit diesem Ziel verfaßte Goethe in der Geschichte der Farbenlehre jenen Abschnitt über Voltaire, der die eine Seite der Anmerkung zum Rameau zu näherer Ausführung brachte und die Bewunderung für Voltaires Eigenart einschränkte durch den Hinweis auf die mangelnde Tiefe. Dieser Abschnitt lautet:

„Voltaire (geb. 1694, gest. 1778). In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfnis

im Grunde nur das stärkste Symptom für eine allgemeine Zeitkrankheit, die für die Verbreitung der Lehren Newtons von außerordentlichem Einfluß gewesen sei: der Anglomanie. Auch hierüber bringt Goethe einen besonderen Abschnitt, in dem das Bild Voltaires noch einmal von einer anderen Seite Beleuchtung findet. Hierin heißt es: „Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden als wir es oben bei Voltairen finden, der die Newtonische Lehre zum regnum coelorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht getan, wenn das Vorurteil seiner Nation nicht schon gäng und gäbe gewesen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er sich doch, etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er seinen Deismus überall und so entschieden ausspricht, bloß damit er sich vom Verdacht des Atheismus reinige: einer Denkweise, die jederzeit nur wenigen Menschen gemäß und den übrigen zum Abscheu sein mußte“[73].

Hier aber ist Goethe in seinem Fanatismus gegen die Verbreiter der Newtonischen Lehre ohne Frage zu weit gegangen. Anpassung an die herrschenden Strömungen war eine der größten Stärken Voltaires; aber nur die Mittel durch die er wirken wollte, unterstanden diesem Prinzip der Anpassung, nie der Geist, in dem er wirken wollte. Es ist absurd zu sagen, Voltaire habe bloß im Strome seines Jahrhunderts geschwommen: in mehr als einem Falle hatte er eine Welt in Waffen gegen sich; und gerade sein Eintreten für Newton rechnet unter diese Fälle. Vollends der heimliche Atheismus, den ihm Goethe, der Meinung vieler seiner Zeitgenossen folgend, unterschieben will, ist nach allem was wir wissen eine Verkennung der Sachlage zu Gunsten des Goetheschen Aperçus. Was Goethe schildern wollte faßte er später in einer kurzen Bemerkung zusammen: „Literatoren, Lob-

redner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, Fontenelle, Voltaire, Algarotti u. a. geben vor der Menge den Ausschlag für die Newtonische Lehre, wozu die Anglomanie der Franzosen und übrigen Völker nicht wenig beiträgt"[74].

Was Goethe unter der Zwangsvorstellung als Newton-Gegner gegen das Bild Voltaires gesündigt hatte, machte das Bild wieder wett, das er von ihm nicht lange darauf in Dichtung und Wahrheit zeichnete.

Voltaire spielt in Dichtung und Wahrheit keine geringe Rolle. In Goethes Augen war die Epoche, der seine Jugend entwuchs, die Epoche Voltaires. Als er den Geist dieser Epoche sich deutlich wieder vergegenwärtigen wollte, hatte er zu den Briefen Voltaires gegriffen und daraus exzerpiert, was ihm zur Schilderung der Literaturverhältnisse der sechziger und siebziger Jahre bedeutsam erschien. An die Spitze von Sturm und Drang stellte er die große Schilderung Voltaires, die wir bereits an früherer Stelle wiedergegeben haben (vgl. S. 519 ff.) und die, weil sie nicht die Natur Voltaires, sondern seine historische Stellung zeichnet, als die bedeutungsvolle Ergänzung der Anmerkung zum Rameau zu gelten hat. Etwas allerdings, was die allgemeine Lebenstendenz Voltaires anging, glaubte er hier besonders hervorheben zu müssen, wo er von der literarischen Bedeutung des Mannes sprach, das nämlich, daß er nicht ausschließlich literarisch, sondern vor allen Dingen als Kulturmacht beurteilt werden müsse: „Auf tätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im großen, auf das Verhältnis zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaires Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu sein. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuren Haß;

nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich, die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowsky von Polen, Heinrich von Preußen, Karl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen; sogar Päpste glaubten, ihn durch einige Nachgiebigkeiten kirren zu müssen"[75]. —

Von nun ab gewinnt das Verhältnis Goethes zu Voltaire immer mehr den Charakter der Vorliebe eines Großen für einen Großen, einer Vorliebe, die in dem Gefühl begründet ist, daß alles Große gegen das profanum vulgus fest zusammenhalten müsse. Goethe läßt nichts mehr auf Voltaire kommen. Er verteidigt ihn und selbst in Kleinigkeiten. Die alte Geschichte aus den Potsdamer Tagen, die Kerzenmauserei, muß, sagt Goethe, durch den allgemeinen Hofbrauch entschuldigt werden. Er blickt auf ihn zurück als auf die entschwundene große Epoche der französischen Literatur. Schon 1812 schrieb er an Knebel: „Geisterhebendes findet sich wenig; Voltaire ist im Verschwinden . . ." (folgen noch andere Namen)[76]. 1830 äußerte er im Gespräch mit F. von Müller: „Überhaupt hätten die Franzosen seit Voltaire, Buffon und Diderot doch eigentlich keine Schriftsteller erster Größe gehabt, keinen, bei dem die geniale Kraft, die Löwentatze so recht entschieden hervorgetreten"[77]. Und noch entschiedener heißt es bei Eckermann, daß die Franzosen nie ein Talent wiedersehen würden, das dem von Voltaire gewachsen wäre[78].

Und nun zugleich diese Fülle von Aperçus in den Gesprächen mit Eckermann, die mit so offenbarer Vorliebe das Thema Voltaire zu berühren scheinen! Mit vollen Händen spendete Goethe aus dem Schatze der Anschauungen, die er in 65 Jahren über diesen „merkwürdigen Mann" gewonnen hatte. Voltaires Konstitution wird als Verbindung von „großer Sensibilität mit

außerordentlicher Zähigkeit“[79] bezeichnet; in seinem Charakter die vornehme Unbefangenheit hervorgehoben, mit der er gegen die Großen der Welt aufgetreten sei[80]; seine Geistesart mit der französischen Etiquette „génie“ versehen[81]. Liebkosend werden die „Kleinen Gedichte“ gestreichelt. „Keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut!“ Keine Zeile, die bei aller Freiheit und Verwegenheit gegen fürstliche Gönner je „die Linie der Konvenienz überschritten habe“[82]. Alsdann Voltaires erstaunliches Talent der Improvisation! Es habe wohl nie einen Poeten gegeben, dem sein Talent jeden Augenblick so zur Hand war wie Voltaire. Eine artige Anekdote wird als Beispiel hierfür erzählt[83]. Das literarische Gesamtschaffen findet eine doppelte Beleuchtung. „Eigentlich (heißt es einmal) ist alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte“[84]. Aber nur dann (ist der stille Hintergedanke), wenn unser Standpunkt jenseits von Gut und Böse eingenommen wird. Denn für das Tüchtige war „das leichte, oberflächliche Wesen“[85] Voltaires im Grunde ja nur wenig geschaffen. „Die Frau von Genlis hat daher vollkommen Recht, wenn sie sich gegen die Freiheiten und Frechheiten von Voltaire auflegte. Denn im Grunde, so geistreich alles sein mag, ist der Welt doch nicht damit gedient; es läßt sich nichts darauf gründen. Ja es kann sogar von der größten Schädlichkeit sein, indem es die Menschen verwirrt und ihnen den nötigen Halt nimmt“[86]. Und doch spielt auch in Goethes Alter diese ethische Betrachtungsweise keine Rolle in der Gesamtwürdigung eines so bedeutenden geschichtlichen Phänomens. Und welche Bedeutung wird Voltaire hier zugesprochen! Zunächst für die französische Literatur. Als Eckermann über die Fülle bedeutendster Köpfe erstaunt, die das Frankreich des 18. Jahrhunderts hervorgebracht habe, erwidert Goethe: „Es war die Metamorphose einer hundertjährigen Literatur, die seit Ludwig XIV.

heranwuchs und zuletzt in voller Blüte stand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geister wie Diderot, D'Alembert, Beaumarchais u. a. herauf, denn um neben ihm nur etwas zu sein, mußte man viel sein, und es galt kein Feiern."[87] Noch in dem Paris von 1830 spürt Goethe die große Tradition der Molière, Voltaire, Diderot und ihresgleichen, durch die „eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt worden sei, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweiten Male finde!"[88] Aber auch für das Deutschland zur Zeit von Goethes Jugend — welche Bedeutung! Nicht deutlich genug sei dies in Dichtung und Wahrheit herausgekommen, was diese Männer für einen Einfluß auf Goethes Jugend gehabt[89]. Aber Nachwirkung auch auf eine sehr viel jüngere Generation; auf Byron zum Beispiel. Eckermann macht Goethe darauf aufmerksam, und Goethe erwidert: „Byron wußte zu gut, wo etwas zu holen war, und er war zu gescheit, als daß er aus dieser allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte schöpfen sollen."[90] Und im weiteren Verfolg dieses Gesprächs über Byron, dem Eckermann Wert für reine Menschenbildung absprechen will, erklärt Goethe, was für Voltaire so gut wie für Byron Geltung hatte:

„Da muß ich Ihnen widersprechen. Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? — Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. — Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

Erster Nachtrag zum zweiten Buch.

Zu dieser Klasse von Schriften gehören weiterhin zwei Büchlein, von denen eines mir allerdings nur dem Titel nach bekannt geworden ist. Beide sind Flugschriften aus der Sphäre des berüchtigten Abenteurers und Freigeistes Bahrdt, den Goethe in dem „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes“ verspöttelt hat. Die mir unzugänglich gebliebene trägt den Titel „Geheime anonymische Briefe aus dem Reich der Schatten an Herrn Dr. Karl Friedrich Bahrdt von Voltaire“ (1781); die andere ist ein „Gespräch zwischen Voltaire und Herrn Dr. Bahrdten im Reich der Toten, in welchem sie einander ihre Begebenheiten erzählen“ (1780).

In der Tat, dies ist der Inhalt. Bahrdt und Voltaire erzählen sich wechselseitig ihre Lebensgeschichten; denn Bahrdt soll erkennen, daß er nicht nötig gehabt habe, in so frühen Jahren unter den Verfolgungen seiner Gegner zusammenzubrechen, wenn er nur eben so klug es angefangen hätte wie Voltaire, der trotz eines unübersehbaren Heeres von wütenden Verfolgern in aller Gemächlichkeit reich und 84 Jahre alt geworden sei.

„Ich kann Ihnen versichern (sagt Voltaire), wenn ich mir alles hätte so zu Herzen gehen lassen, so hätte ich mein Alter gewiß nicht so hoch gebracht. Stellen Sie sich nur vor, was für Bedrückungen und Verfolgungen ich habe ausstehen müssen. — Daß ich große Gnade und Gunst von sehr hohen Orten genoß, dies war manchen neidischen Augen sehr unangenehm; um mich recht empfindlich zu kränken, so griff man meine Religion an, und ich wurde bald unter die Anzahl der Irrgeister und sogar der Ungläubigen versetzt. Alles hatte ein aufmerksames Auge auf mein

Tun und Lassen, alles las meine Schriften mit weit größerer Sorgfalt, man prüfte alles genau und es kam ein Buch in zwei Teilen heraus, welches die Widerlegung meiner Irrtümer enthielt und deutlich zeigte, daß mein philosophischer Witz viele Menschen getäuscht hatte, und daß der Same von irrigen Sätzen hier und da verborgen liege. Ehe ich es mir versah, wurde ich in einen Religionsspötter metamorphosiert. Nun war es auf den Punkt gekommen, da sie es gerne hin haben wollten. Die sämtlichen Theologen, die den Rechten der Kirche nichts vergeben, wurden bald wider mich in Harnisch gebracht. Man fing an Männer aufzustellen, die wider mich gründlich schreiben und durch ihre Schriften mich in allen Weltteilen als einen Schwindelkopf und als einen großen Sünder bekannt machen sollten. Der Lehrer auf Akademien schalt mich stattlich auf seinem Lehrstuhle aus und machte mich als einen solchen irrigen Mann bekannt, in dessen Schriften ein verborgen tötliches Gift stecke, man führte hin und wieder etliche Sätze daraus an, und ich wurde, wie dich die Logiker ausdrücken, a priori und a posteriori widerlegt. Noch nicht genug, es wurde sogar auf dem Lande wider mich deklamiert, bei Leuten, die nicht einmal wußten, daß ein Voltaire in der Welt lebte. — Was hätte ich nun wohl bei so gestalten Sachen tun sollen? — mich etwa über ihr Verfahren ereifern, die Galle erhitzen und meiner Gesundheit dadurch Schaden zufügen, — wer würde mich bedauert haben oder wer hätte mir Beistand geleistet? — Alles war wider mich erbittert, alles zog die Sturmglocke wider mich an, folglich war es vergebens Mitleiden zu erwarten. Ich suchte mich daher in eine andere Stelle zu versetzen. Mir dünkte es schicklich zu sein, wenn ich mich mit Großmut waffnete. Als ein großer mich dünkender Philosoph, der sich viel zu philosophisch zu sein hielt, als daß er sein Blut hätte erhitzen sollen, sah ich mit Geringschätzigkeit auf meine Gegner und freute mich recht innig-lich, daß ich durch mein Verhalten und Schriften ihnen

etwas zu tun verschafft und dadurch manche aus der großen Trägheit gerissen hatte. Ich selbst genoß den größten Vorteil hiervon, denn mein Leben ward dadurch vergnügt, einträglich und zufrieden hingebracht, ich brachte viel zusammen, und viele nannten mich nur den geizigen Voltaire wegen der zusammengescharrten Dukaten und Dukatons, und so bin ich nach und nach zu einem Greisenalter bei meiner Handlungsweise gelangt."

Und charakteristisch heißt es weiter:

„Aus allen vier Weltteilen haben sich die Gelehrten wider mich gerüstet. Deutschland war gleichsam das große Meer, auf welchem Voltaire gleichsam in einem Nachen, Boote oder Schaluppe herumschwamm, und auf welche Schaluppe mächtige und viele Escadres stießen. Das ganze orthodoxe Deutschland hätte mich gerne in den Bann getan. Alle Widerlegungen wider mich, deren es eine unsägliche Menge ist, und welche die Absicht hatten, die Religion zu verteidigen, erwähnten meiner, und man findet noch in vielen Buchhandlungen Papiere genug, auf welchen mein Name zur papierenen Ewigkeit erhoben worden ist." .....

„Unterdessen habe ich doch wirklich in Deutschland Gegner gefunden, die mich recht gefaßt und mein Lehrgebäude sehr erschüttert haben. Aber wie verhielt ich mich bei so gestalten Sachen? — nichts weiter blieb mir übrig, als daß ich einen Fechterstreich spielte und durch eine sinnreiche Wendung den Pfeilen, welche auf mich losgedrückt waren, auswich." ..... „Ich hätte nicht gewünscht, daß Sie an meiner Stelle gewesen sein möchten, da ich meine Urania schrieb, welches noch in meinen Jünglingsjahren war. Da machten sich Lords, Bischöfe, Erzbischöfe, Canonici, Schriftgelehrte und Pharisäer auf, um mich zu widerlegen und vielleicht meinen Umsturz zu befördern. Aber ich stund so unbeweglich wie ein Fels, und ich wurde nach und nach gleichsam gestählt, um solche Anfälle aushalten zu können."

Zweiter Nachtrag zum zweiten Buch.

Den deutlichsten Eindruck von der Art, wie sich die immer steigende Aufklärung in den Köpfen ihrer Gegner malte, gewinnen wir aus einem Buche, das mir der Zufall — dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Professor A. Voigt-Frankfurt a. M. — in die Hände gespielt hat und auf das ich mit einigen Worten Bezug nehmen will, obgleich es erst im Jahr 1803 erschienen ist und deshalb den Rahmen unseres Buches eigentlich überschreitet. Es ist das eine Geschichte der Aufklärung unter dem Titel „Der Triumph der Philosophie im 18. Jahrhundert", anonym erschienen Germantown bei E. A. Rosenblatt 1803. Dieses Buch von 670 Seiten schildert nämlich die Aufklärungsbewegung von den ältesten Zeiten bis zur damaligen Gegenwart, von der griechischen Sophistik durch das 15., 16. und 17. Jahrhundert hindurch und weiterhin bis zu dem großen Aufschwunge im 18. Jahrhundert durch Voltaire und seine Genossen — nicht etwa, wie wir das heute als ganz selbstverständlich zu empfinden gewohnt sind, als das langsame Mündigwerden des menschlichen Geistes, sondern, und darin liegt eben das psychologisch garnicht Uninteressante: als die Folgen einer großen heimlichen Verschwörung, deren Haupt und Anführer Voltaire gewesen sei. Ein eigenes Kapitel wird diesem Bemühen gewidmet zu erweisen, nicht etwa handele es sich bei der zunehmenden Aufklärung um eine zunehmende Zweifelsucht der Einzelnen, wie solche ja zu allen Zeiten sich gelegentlich geäußert habe, sondern es sei die Folge eines planvollen Vorgehens jener Verschwörer gegen Thron und Altar, als deren fürchterlichster Dämon, ein vollendeter Antichrist, eben Voltaire zu gelten habe. Eine kurze Lebensbeschreibung

dieses Dämons, die man sich denken kann, wird eingeflochten, darin er geschildert wird als derjenige „durch den die Zahl der Feinde der Religion und aller menschlichen Ordnung ins Unendliche vermehrt, das Verderben durch ganz Europa über alle Stände, von den Palästen der Könige bis zu den ärmsten Hütten ausgebreitet und die förmlichste Verschwörung wider Religion und Staat, wie es in aller möglichen Hinsicht nie geschehen und nie erhört war, angezettelt worden ist." Ein außerordentliches Talent sei er freilich gewesen. „Dagegen war er von Seiten seines Herzens und seiner Sitten einer der verderbtesten Menschen seines Zeitalters.... Er war kriechend, niederträchtig, einschmeichelnd und wiederum eben so stolz und wegwerfend, äußerst boshaft, falsch und undankbar, heimtückisch und rachsüchtig und besaß einen entschiedenen Hang, andere so verderbt zu machen, als er selbst war. Der bekannte Piron sagte von ihm: S'il n'avait pas écrit, il eut assassiné! Allein es ist wohl nicht mehr zu bezweifeln, daß Voltaire ein ungleich größeres Unheil über die Menschheit durch seine Schriften gebracht hat, als von den größesten und grausamsten Mördern nicht hätte geschehen können."

Der Verfasser schildert dann weiter den Siegeszug der Aufklärung; zunächst die mit Voltaire Verschworenen: d'Alembert, Diderot, Helvetius und Friedrich den Großen; dann den Zustrom neuer Hilfstruppen: Rousseau und die Ökonomisten; deren schreckliche Grundsätze in bezug auf Religion, Moral und Staat; und endlich die Mittel, deren sie sich zur Ausführung ihrer Verschwörerpläne bedient hätten: Untergrabung des Glaubens im Volke, Ausbreitung ihrer Lehren unter den Mächtigen dieser Erde, Ausbreitung in der Literatur, Ausbreitung unter der Jugend und selbst in der Schule! Mit dem Zauberworte Toleranz habe man sich eingeschmeichelt, aber im Herzen glühe man von dem Feuer eines rasend gewordenen Fanatismus. Nun aber Schritt für Schritt welche Erfolge! Den An-

griffen gegen die Orden und insbesondere gegen die Jesuiten sei deren Vertreibung erst aus Portugal dann aus fast allen Ländern und endlich ihre Aufhebung nachgefolgt; der Ausbreitung ihrer giftigen Lehren der Geist einer allgemeinen Unzufriedenheit, der Irreligiosität, ja einer Verachtung aller Religion, tiefstes sittliches Verderben und endlich (Triumph für alle Anhänger des Glaubens und der Monarchien!) die unsagbaren Schrecknisse der französischen Revolution!! Dahin sei es gekommen und das sei die Frucht der schändlichen Irrlehren gewesen! Bereits in allen Ländern Europas seien diese Irrlehren verbreitet; kein Land, das ihnen wirksamen Widerstand hätte entgegenstellen können; aber nur eines sei, das sich in bezug auf ihre Ausbreitung mit Frankreich wahrhaft messen könne: Deutschland! Deutschland, in dem die große philosophische Mine erst ganz zur Explosion gekommen sei. Der Verfasser verschweigt leider, was er mit dieser Andeutung hat sagen wollen. Denkt er vielleicht an Kant? Doch er schließt: denn wahrlich, das müsse in einem zweiten Teil des Werkes ausführlich und für sich behandelt werden.

Dieser zweite Teil, der uns in hohem Maße interessieren könnte, hat mir nicht vorgelegen; ja es ist unsicher, ob er jemals erschienen ist.

Zusammenstellung deutscher Voltaire-Übersetzungen aus dem 18. Jahrhundert.

	A. Die Henriade:		
1.	Probe einer Übersetzung der Henriade als Anhang zur Übersetzung „Der Tod des Caesar“	Jul. Fr. Scharfenstein	Nürnberg 1737
2.	Heldengesang auf Heinrich IV., König von Frankreich		Leipzig 1752
3.	Des Herrn v. Voltaire Henriade	Joh. Chr. Schwarz	Mannheim 1761
4.	Des Herrn v. Voltaire Henriade	El. Kasp. Reichard (Die Vorrede nennt Joh. Chr. Schwarz als Übersetzer)	Magdeburg 1766
5.	Die Henriade (1. und 2. Gesang)		Moskau 1775
6.	Heinrich IV, französisch und deutsch (2 Teile)		Wien (Berlin) 1782
6a.	HeinrichIV., deutsch und französisch (2 T.)		Wien (Mainz) 1782
7.	HeinrichIV., ein Heldengedicht in 10 Gesängen		Mannheim 1796
8.	Die Henriade, in 10 Gesängen	J. Hoffbauer	Leizpig o. J.
	B. Tragödien:		
1.	Alzire	Jos. Fr. Kopp	Dresden 1738
2.	Alzire oder die Amerikaner	Peter Stüven	Hamburg 1739
2a.	Dasselbe, Neue Sammlung v. Schau-		Wien 1766

	spielen, welche auf der k. k. priv. deutschen Schaubühne zu Wien aufgeführet worden; Bd. IX, Nr. 33		
3.	Alzire oder die Amerikaner (Gottscheds deutsche Schaubühne; Bd. III, Nr. 7)	L. A. V. Gottschedin	Leipzig 1741 Leipzig 1746
3a.	Dasselbe (Deutsche Schaubühne zu Wien, Bd. III, Nr. 13).	L. A. V. Gottschedin	Wien 1751
4.	Alzire	Joh. Fr. Kepner	Wien o. J. (1775)
4a.	Dasselbe (Neue Schauspiele aufgeführt auf dem churfürstl. Theater in München, Bd. I).		München 1776
5.	Alzire oder die Amerikaner		Lübeck 1785
6.	Alzire (Gedichte, Bd. II)	F. W. Gotter	Gotha 1788
1.	Amalie oder der Herzog von Foix		München 1773
1.	Brutus	Peter Stüven	bis 1735 ungedruckt
2.	Brutus (Schriften der deutschen Gesellschaft zu Jena)	J. Wilh. Blaufus	Jena 1754
3.	Brutus		Frankfurt 1791
4.	Brutus	F. R. Crauer	Basel 1800
1.	Der Tod des Cäsar	Jul. Fr. Scharffenstein	Nürnberg 1737
2.	Der Tod des Cäsar (Schönemannsche Schaubühne Bd. IV, Nr. 20)		Braunschweig und Leipzig 1749
3.	Cäsars Tod		o. O. u. J.
4.	Der Tod Cäsars	Joh. Fr. Leonhard Menzel	Bayreuth 1792

1. Die Schwärmerey oder Mahomet		Braunschweig und Hamburg 1748
1a. Dasselbe (Schönemann'scheSchaubühne Bd. I, Nr. 2)		Braunschweig und Hamburg 1748
2. Mahomet der Lügenprophet	H. G. Koch	Wien 1749
3. Mahomet der Prophet (neue Übers. in Jamben)	J. F. Löwen	o. O. 1768
3a. Dasselbe (Im k. k. Nationaltheater aufgeführte Schauspiele, Bd. II, Nr. 9)	J. F. Löwen	Wien 1783
4. Mahomet	J. W. v. Goethe	Tübingen 1802
4a. Teile davon: a) Propyläen 1800; III, 1, 171—179; b) Taschenbuch, Irene hgg. v. G. A. v. Halem 1801		
1. Marianne	Jul. Fr. Scharffenstein	Nürnberg 1740 Wien 1751
1a. Dasselbe (Deutsche Schaubühne zu Wien, Bd. IV, Nr. 22)	Jul. Fr. Scharffenstein	Wien 1753
2. Mariane	Chr. F. Weiße	o. O. 1754
1. Merope	Von einem Liebhaber der deutschen Dichtkunst	Dresden 1754
2. Merope	Ad. Pet. Gries	Glückstadt 1754
3. Merope		Hamburg 1754
4. Merope		Wien 1756
5. Merope (Gedichte Bd. 2)	F. W. Gotter	Gotha 1788
1. Ödipus (Schönemann'sche Schaubühne Bd. I Nr. 1)		Braunschweig und Hamburg 1748
2. Ödipus (Die deutsche Schaubühne zu Wien Bd. I Nr. 5)	Gottl. Koch	Wien 1749

1. Orest u. Elektra (nach Voltaire und Crébillon)	F. W. Gotter	Gotha 1774
1a. Dasselbe (Neue Schauspiele, aufgeführt in dem k. k. Theater zu Wien; Bd. VIII Nr. 34)	F. W. Gotter	Preßburg und Leipzig 1773
1. Die Scythen	J. F. Löwen	o. O. 1768
1. Semiranis	J. F. Löwen	o. O. 1756
1a. Dasselbe (kein Sammlung v. Schauspielen, welche auf der k. k. priv. deutschen Schaubühne zu Wien aufgeführt worden, Bd. III, Nr. 9)	J. F. Löwen	Wien 1763
2. Semiramis (Prosa)	M. H. Arvelius	Breslau 1786 o. O. 1791
3. Semiramis	J. G. Presser	Breslau 1786
1. Socrates (Prosa)		Hamburg 1766
1. Tancred		Hamburg 1762
2. Tancred		Augsburg 1771
3. Tancred	J. W. v. Goethe	Tübingen 1802
3a. Teile davon: Janus		Jena 1801
Nachdrucke:		Tübingen o. J. Mannheim 1803
1. Der Weise (sic) in China		Breslau 1756
2. Die Waise in China (Neue Sammlung von Schauspielen, welche auf der k. k. priv. deutschen Schaubühne zu Wien aufgeführet worden, Bd. V, Nr. 17)	Ludwig Korn	Wien 1763

1.	Zaire (ein Akt in reimfreien Versen; im Anhang zu „Sieg der Beredtsamkeit“ a. d. Erz. d. Frau von Gomez)	L. A. V. Kulmus (Gottschedin)	Leipzig 1735
2.	Zaire (Gottscheds deutsche Schaubühne, Bd. II, Nr. 5)	Joh. Joach. Schwabe	Leipzig 1740
2a.	Dasselbe		Wien 1749
2b.	Nachdruck		Wien 1749
2c.	Dasselbe (Deutsche Schauspiele, welche in Wien auf dem k. k. Hoftheater aufgeführt worden, Nr. 4)		Wien 1750
3.	Zaire	J. J. Eschenburg	Leipzig 1776
3a.	Nachdruck		Augsburg 1778
4.	Zaire		München 1786
5.	Zaire		Halle 1797
	C. Lustspiele u. A.		
1.	Nanine oder das besiegte Vorurteil	Str[aube]	Leipzig 1750
2.	Nanine (Neue Schaubühne oder ausgesuchte Lustspiele der Ausländer)		Frankfurt und Leipzig 1750
3.	Nanine (Hamburgische Beiträge zu den Werken des Witzes und der Sittenlehre; 3. Stück)		Hamburg 1753
4.	Nanine (Neue Schauspiele aufgeführt auf dem churfürstlichen Theater in München, Bd. I)	D	München 1776
5.	Nanine	Jos. Marie v. Düfresne	Leipzig 1776
6.	Jeannette, Lustspiel nach Nanine	F. W. Gotter	Hamburg 1777 Hamburg 1784,

6a.	Dasselbe (Hamburgisches Theater, hgg. v. H. B. Schröder, Bd. II)		1776—1782
6b.	Dasselbe (Neue Schauspiele, aufgeführt auf dem churfürstlichen Theater in München, Bd. VII)		München 1778
7.	Nanine	F. F. Pfeiffer	Stuttgart 1781
1.	Der verlorene Sohn (Zweite Sammlung neuer Lustspiele)	Ad. Gottfr. Uhlich	Danzig und Leipzig 1747
2.	Der verlorene Sohn (Samml. sechs neuer auserlesener Schauspiele)		Danzig 1757
3.	Der verlorene Sohn	Joh Fr. Kepner	München 1775
1.	Das Kaffeehaus	J. J. Chr. Bode	Hamburg 1760
1a.	Dasselbe		Berlin, Stettin und Leipzig 1761
1b.	Dasselbe (Neue Sammlung der deutschen Schaubühnen zu Wien)		Wien 1764
2.	Das Caféhaus oder die Schottländer	Joh. Fr. Kepner	Wien 1775
1.	Die Frau die Recht hat		Berlin 1764
1.	Der Depositär.		Hamburg 1774
1.	Der Klätscher (Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmackes, I. Stück)		Leipzig 1746
1.	Das Herrenrecht oder die Klippen des Weisen	Joh. Fr. Schmidt	Breslau 1765

1. Friederike (nach Voltaire u. Colman)		Gotha 1780
1. Puff van Flieten	W. C. S. M—s (Mylius)	Leipzig 1780
1. Die Rückkehr aus Ostindien, oder Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.	J. Ch. Kaffka	Magdeburg 1781
1. Der junge Grieche, oder die entlarvte Heuchlerin (frei nach Voltaire)	Jos. Richter	Wien 1801
D. Die Pucelle (vgl. S. 425f.)		
E. Die Contes philosophiques:		
1. Zadig, eine morgenländische Geschichte		Frankfurt u. Leipzig 1762
1. Memnon der Weise (Neuestes a. d. anm. Gelehrt.)		1754
1. Micromegas	Freyesleben	Dresden 1752
2. Voltairomanie oder Micromegas nebst Erzählungen und Begebenheiten		Varos 1768
1. Die beste Welt; eine Abhandlung aus dem franz. Grundtext des Don Ranudo de Collibradoz mit einer Zuschrift von J. A. Ralph		o. O. 1773

2. Candide oder die beste Welt	Ralph	Riga 1776
3. Kandide oder die beste Welt	W. C. S. Mylius	Berlin 1778 1782 1785 1795
1. Der Mann von vierzig Talern		Königsberg 1768 Leipzig 1768
1. Der Freymüthige		Frankfurt u. Leipzig 1768 Helmstädt u. Leipzig 1770
1. Die Prinzessin von Babylon		Frankfurt u. Leipzig 1769 Göttingen 1769
2. Die Prinzessin von Babylon		Wien (Leipzig) 1785
1. Der weiße Stier		Memphis 1774
F. Historische Schriften.		
1. Leben Karls XII. Königs v. Schweden		Leipzig 1733 Stockholm 1734
2. Leben Karls XII...		Frankfurt 1757 (2. Auflage)
3. Leben Carls XII., Königs in Schweden		Frankfurt 1761 (60?)
1. Die Zeiten Ludwigs XIV.		Berlin 1752
2. Das Jahrhundert Ludwigs XIV.	J. F. G.	Frankfurt u. Leipzig 1752
3. Die Zeiten Ludwigs XIV., Königs in Frankreich		Dresden 1778
1. Geschichte des Russischen Reichs unter Peter dem Großen	J. Mich. Huber	Frankfurt u. Leipzig 1761—69
2. Dasselbe, mit Zu-		Leipzig 1761

sätzen und Verbesserungen 1. Teil		
2. Teil		Frankfurt u. Leipzig 1763
1. Allgemeine Weltgeschichte, 4 Teile	K. H. Romanus	Dresden 1760/62
2. Die Zeiten Ludwigs XV., als einer Fortsetzung der allgemeinen Weltgeschichte	Dor. H. v. Runkel	Dresden 1770
3. Die Philosophie der Geschichte des verstorbenen Abtes Bazin	Joh. Jac. Harder	Leipzig 1768
4. Versuch einer Schilderung der Sitten und des Geistes der Nationen		Berlin 1786/87
5. Kleinere historische Schriften	G. E. Lessing	Rostock 1752
G. Vermischte Schriften.		
1. Voltaires Gedanken über die Trauer- und Lustspiele der Engländer. Aus seinen Briefen über die Engländer. (Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters 1750; 1. Stück, Nr. 4)	Christlob Mylius	1750
2. Fünfundzwanzig Sendschreiben aus London über die Engelländer	Chr. H. Wedekind	1735
3. Sammlung verschiedener Briefe des Herrn v. Voltaire, die Engel-		Jena 1748

länder und andere Sachen betreffend		
1. Versuch über die epische Dichtkunst		Augsburg 1765
1. Des Herrn v. Voltaire Gedanken üb. die Oper und von den Tragödien der Griechen (Sammlg. musikalischer Schriften, größtenteils aus den Werken der Italiener u. Franzosen)	Joh. Wilh. Hertel	Breslau 1766
1. Alexander Gerards Versuch über den Geschmack; nebst zwei Abhandlungen über diese Materie von Herrn v. Voltaire und Herrn d'Alembert		
2. Versuch über den Geschmack		o. O. u. J.
1. Schreiben d. Herrn v. Voltaire an die Académie Françoise über ..... Shakespeare	Alb. Wittenberg	Hamburg 1777
1. Leben des Molière		Hamburg u. Leipzig 1754
1. Abhandlung über die Religionsduldung, mit Anmerkungen		Leipzig 1775
2. Über die Toleranz, veranlaßt durch d. Hinrichtung des J. Calas		Berlin 1789

3. Über die Toleranz; den Bedürfnissen der Zeit gemäß übersetzt		Berlin 1790
1. Preis der Gerechtigkeit und Menschenliebe, von dem Verfasser der Henriade		Leipzig 1778
1. Ode und drei merkwürdige Briefe ... an den Kardinal Querini	W.	o. O. 1752
1. Natürliche Religion, in 4 Abschnitten an den König von Preußen		1761
1. Glaubensbekenntnis des Herrn F. M. Arouet v. Voltaire		Frankfurt u. Leipzig 1769
1. Voltaires Abhandlung in Versen über den Menschen, in Prosa übersetzt	A. R.	Leipzig 1771
1. Auserlesene Stücke aus den Fragen über die Enzyklopädie		London (Bern) 1776
1. Kommentar über Montesquieus Werke von den Gesetzen	Paalzow	Berlin 1780
1. Der unwissende Philosoph		Berlin (Wien) 1785
1. Denkwürdigkeiten der Natur		München 1786

1. Die endlich einmal von Almosenpflegern S. M. des Königs v. Preußen erklärte Bibel		London (Wien) 1787 (3. Aufl.)
1. Politisches Testament		Frankfurt 1772
2. Voltaires politische Ideen, aus seinen Werken gezogen	C. A. Fischer	Leipzig 1793
1. Schreiben an den König von Dänemark wegen der in seinen Staaten erteilten Preßfreiheit		Offenbach 1777
1. Voltaires Leben, von ihm selbst beschrieben, oder: Historischer Kommentar über seine Werke		Augsburg 1780 (1778)
2. Geheime Nachrichten zu Voltaires Leben, von ihm selbst geschrieben		Berlin 1784
3. Das Privatleben d. Königs von Preußen, oder Nachrichten zum Leben des Herrn v. Voltaire, von ihm selbst geschrieben		1782 (2 Ausgaben)
1. Geheime Briefe d. Herrn v. Voltaire	a) H. B. b) J. F. Seyfert	Hamburg 1765 Hamburg 1765
2. Freundschaftliche Briefe des Herrn v. Voltaire		Hamburg 1770
3. Geheime freund-		Hamburg 1775

schaftliche Briefe des Herrn v. Voltaire		
4. Friedrichs II. Korrespondenz mit Voltaire. Aus den Werken des Königs. 4 Bände.		Berlin 1789/90
5. Voltaires Korrespondenz mit König Theodor		Berlin 1792
1. Von allem ein Wenig (2 Teile)		Frankfurt u. Leipzig 1767/69
2. Vermischte Schriften, 6 Bände	K. H. Romanus	a) Dresden 1768/75 b) Frankfurt und Leipzig
3. Sämtliche Werke 29 Bände. Bd. 1—3 Romane, Erzählungen Dialoge; Bd. 4—10 Geschichtliche Werke, Bd. 11—16 Theologisch - philosophische Schriften; Bd. 17—29 Korrespondenz	M....s (Mylius) S....r B....e	Berlin 1786—97
4. Des Herrn Arouet v. Voltaire sämtliche Schauspiele, 5 Bände	„von verschiedenen Ferdern“	Nürnberg 1766/71

(Das vorstehende Verzeichnis von deutschen Übersetzungen Voltairescher Werke macht einen Anspruch weder auf Vollständigkeit noch auf bibliographische Genauigkeit. Ich habe lediglich hier zusammengestellt, was und soweit mir dies unter der Arbeit und aus den großen Nachschlagewerken von Kayser, Ersch u. a. bekannt geworden ist. Weitläufige bibliothekarische Nachforschungen, die man hätte anstellen müssen, um die Genugtuung zu haben, die zitierten Bücher auch bibliographisch genau zitieren zu können, schienen mir bei der relativen Gleichgiltigkeit des Gegenstandes entbehrlich. Jedenfalls glaubte ich sie dem überlassen zu dürfen, der hierfür ein wissenschaftliches Interesse empfindet.)

Literatur.

Zur Einleitung.

Die Literatur über Voltaire ist eine Literatur für sich. Sie zählt nach Hunderten. Die umfangreichste Quelle für Voltaires Leben bildet immer noch:

G. Desnoiresterres, Voltaire et la société française au XVIII^e^. siècle. 8 vol. 2. Aufl. Paris 1887.

Eine knappe und geistvolle Charakteristik:

G. Lanson, Voltaire. Paris 1906. (In der Sammlung „Les grands écrivains".)

Die klassische deutsche Darstellung, obgleich nicht mehr als ein Abriß:

D. F. Strauß, Voltaire. Sechs Vorträge. 8. Aufl. Bonn 1896. (Neuerdings Volksausgabe mit Einleitung von Sackmann; Frankfurt 1906.)

Zünftiger im Sinne der Literaturgeschichte:

Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke. Oppeln 1885. 2 Bände.

Eine ausgezeichnete Analyse von Voltaires Geistesart, Charakter und seiner Leistungen auf den verschiedenen Geistesgebieten gab neuerdings:

Sackmann, Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. 1910. Wohl das beste Buch, das kritisch und in knapper Form über den ganzen Geisteskomplex Voltaires orientiert. Darin Literaturangabe über eine Reihe gleichfalls von Sackmann verfaßter Abhandlungen über einzelne Gebiete.

Ein unentbehrliches Hilfsmittel:

Bengesco, Voltaire; Bibliographie de ses œuvres. Paris 1882—90. 4 Bände.

Handlicher:

Quérard, Bibliographie Voltairienne. Separatdruck aus „La France littéraire".

Eine umfangreiche Bibliographie der Voltaire-Literatur findet man bei:

Nourrisson, Voltaire et le Voltairianisme. Paris 1896. Seite 47/48. (Übrigens stellt das Buch eine scharfe Befehdung Voltaires dar.)

Das Thema unserer Arbeit ist zusammenhängend niemals behandelt worden. Vorarbeiten, leider allzu geringe, kann man sehen in:

Mahrenholtz, Voltaire im Urteil seiner Zeitgenossen. Oppeln, 1883. (Befaßt sich aber vorwiegend mit Voltaires französischen Zeitgenossen.)

Carel, Voltaire und Goethe. 4 Programme. Berlin 1889/98, 1899/00 (das Ausblicke auch über den Rahmen seines engeren Themas hinaus gibt).

Flüchtig in einem allgemeineren Zusammenhange behandeln unser Thema:

Rossel, Histoire des rélations littéraires entre la France et l'Allemagne. 1897.

Ch. Joret, Des rapports intellectuels et littéraires entre la France et l'Allemagne. Paris 1884.

Viele bibliographischen Angaben über unser Thema enthält:

Louis P. Betz, Littérature comparée. 2. Aufl. bearbeitet von Baldensperger. 1904.

Voltaire selbst wird zitiert nach der großen Ausgabe:

Œuvres complètes ed. Moland. Paris 1883—87.

Zum ersten Buch.

Kapitel II.

Nach Drucklegung dieser Arbeit erschien:

Kurt Kersten, Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. Berlin 1914.

Kapitel III, 1.

Hierhin gehört ein Schulprogramm:

E. Gervais, Nachahmung der antiken und französischen klassischen Tragödie durch Gottsched und seine Schüler. Hohenstein 1864.

Kapitel III, 3.

Eine Vergleichung von Voltaires Mort de César mit Shakespeares Cäsar ist literarhistorisch oft wiederholt worden. Ich verweise dafür auf Betz. Abschließend hat darüber gehandelt:

H. Morf, Die Cäsartragödien Voltaires und Shakespeares. Oppeln 1888. (Abgedruckt in Morfs Sammlung „Aus Dichtung und Sprache der Romanen". Straßburg 1903.)

Wichtig zugleich für eine vorurteilslose Auffassung von Voltaires Verhältnis zu Shakespeare.

Kapitel IV, 1.

E. Schmidts großes Lessingwerk gibt auch ausführliche Schilderungen von Lessings Beziehungen zu Voltaire. Über Lessings Stellung zur franz. Literatur vgl. Archiv für Literaturgeschichte 1871; 2, 443—69.

Kapitel IV, 2.

Seiling, Lessing über den Gespensterglauben; zu Voltaires Semiramis. (Psychologische Studien 31, 751.)

Kapitel IV, 3.

Literatur über die Dramaturgie ersehe man aus Goedeke² IV, 146. Vom französischen Standpunkt:

L. Crouslé, Lessing et le goût français en Allemagne. Paris 1863.

Kapitel V, 2.

Über Voltaires Temple du goût und die Epistel von Uz:

Pillet, 81. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur; 4. Abt., 1903.

Zum zweiten Buch.

Kapitel II, 1.

H. Lion, Les tragédies et les théories dramatiques de Voltaire. Paris 1896.

A. Ellissen, Voltaire als politischer Dichter. Leipzig 1852.

Kapitel II, 2.

Über Voltaires Verhältnis zu Shakespeare existieren zahllose Abhandlungen. Vgl. Betz. Als wichtigste bereits erwähnt wurde Morfs Abhandlung über die Cäsartragödien (vgl. Anm. zum ersten Buch Kap. III, 3).

Dazu etwa noch:

A. Schmidt, Voltaires Verdienste um die Einführung Shakespeares in Frankreich. Programm. Königsberg 1864.

Lehmann, Über Voltaires Reformversuch und seine Stellung zu Shakespeare. (Blätter für bayrisches Gymnasium- und Realschulwesen. München. Bd. 14.)

C. Humbert, Voltaire ein Bewunderer Shakespeares. (Neue Jahrbücher für Phil. und Pädagogik. Leipzig 1886. S. 133.)

J. Peters, Über die Voltairesche Übersetzung des Julius Caesar von Shakespeare. (Herrigs Archiv 47.)

Den Prozeß der geistigen Aneignung Shakespeares durch den erst allmählich kongenial werdenden deutschen Geist schildert in unübertrefflicher Weise das großartige Buch:

Friedrich Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist. Berlin 1911.

Kapitel III, 1.

Die beste Zusammenstellung von Voltaires philosophischen Ansichten gibt Hettner in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von gegnerischem Standpunkte aus:

Nourrisson (vgl. Lit. zur Einl.).

Kapitel V, 1.

E. Hertz, Voltaire und die französische Strafrechtspflege im 18. Jahrhundert. Stuttgart 1887.

Masmonteil, La législation criminelle dans l'œuvre de Voltaire. Paris 1901.

Kapitel V, 2.

L. Robert, Voltaire et l'intolérance. Paris 1905.

B. Wege, Der Prozeß Calas im Briefwechsel Voltaires. Berlin 1897.

Kapitel VI, 1.

Rich. Mayr, Voltaire Studien. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, hist.-pol. Klasse. Bd. 95, S. 5—122. Wien 1880. (Über den Essai sur les mœurs.)

Hier auch besonders Sackmann a. a. O. und dessen dort angegebenen Einzelabhandlungen.

Mahrenholtz, Voltaire als Historiker. (Herrigs Archiv LXI.)

Zum dritten Buch.

Kapitel VI, 2.

Für dies Kapitel in besonderem Maße muß berücksichtigt werden, daß unsere Arbeit nicht auf jedem Einzelgebiete sich in Spezialforschung verlieren, sondern dieser nur gewisse Grundlinien

vorzeichnen kann. Sie im Detail weiter zu verfolgen, mag derjenige unternehmen, der sich davon ein dem Aufwande entsprechendes Resultat verspricht. Wer die Literatur kennt, die es speziell hier zu bewältigen gäbe, weiß, daß Spezialforschung im heute üblichen Stil den Rahmen einer Arbeit wie der unsrigen vollständig sprengen würde. Man vergleiche aber:

R. Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. Halle 1897.

Kapitel VI, 3.

Ich habe schon im Texte darauf hingewiesen, daß das Thema „Klinger und Voltaire" eines der wenigen ist, bei dem ich mich auf Vorarbeiten habe stützen können. Ich erwähne dankbar auch an dieser Stelle:

Max Rieger, Klinger in seiner Reife. Darmstadt 1896.
F. Prosch, Klingers philosophische Romane. Wien 1882.

Zum vierten Buch.

Kapitel III.

Nicht ohne Nutzen waren mir hier Seufferts Zusammenstellungen in der Einleitung zum Neudruck „Voltaire am Abend seiner Apotheose". (Siehe Anm. unten VI, 2.)

Kapitel IV, 1.

Grundlegend neben Haym:

Kühnemann, Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. 1893.

Ich benutze Kühnemanns Herder-Analyse, um ihr jedoch eine andere Deutung zu geben. Kühnemann sieht in Herders Humanitäts-Metaphysik Symptome eines geistigen Verfalls, während meine Darstellung darauf hindrängt, Herders Rückkehr zum spekulativen Denktypus als das Unterliegen vor der Gewalt des rationalistischen Zeitgeistes aufzufassen. Diese Rückkehr ist nicht Herders Spezialfall, sondern eine allgemeine Zeiterscheinung: siehe die klassische Dichtung, die klassische Ästhetik und den Klassizismus überall.

Kapitel V, 3.

Die neueste Darstellung der Affäre Maupertuis gibt:

Harnack in seiner großen Geschichte der Berliner Akademie, der ich im einzelnen folge.

Die Darstellung der Beziehungen Mylius' zu Voltaire ruht auf den Veröffentlichungen von:

Consentius, Briefe eines Berliner Journalisten. (Euphorion, Bd. 10/11.)

Kapitel V, 4.

Ich habe bereits im Vorwort bemerkt, daß ich von einer Neudarstellung des bekannten Verhältnisses zwischen Friedrich und Voltaire absehe. Die wichtigste Literatur aber soll wenigstens hier verzeichnet werden.

Daß alle Biographien des Königs und Voltaires hierhin gehören, versteht sich von selbst; ebenso die mannigfaltigen Abhandlungen über Friedrich als Schriftsteller, z. B.:

Mahrenholtz (Hist. Taschenbuch, XII, S. 77—162.)

Nur das engste Thema behandeln:

Rich. Schultheß, Friedrich II. und Voltaire in ihren persönlichen und literarischen Wechselbeziehungen. 1850. (Vgl. dazu Herrigs Archiv IX.)

Venedey, Friedrich der Große und Voltaire. Leipzig 1859.

C. Gräser, Voltaires Verhältnis zu Friedrich dem Großen. Marienwerder 1874.

F. Linz, Friedrich der Große und Voltaire. Hamburg 1897. (Vgl. dazu Euphorion IV, 3.)

Georg Brandes, Voltaire und sein Verhältnis zu Friedrich dem Großen und J. J. Rousseau. Berlin 1909.

Den Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire gab Koser 1903 (Berlin) neu heraus.

Zur Frankfurter Affäre vergleiche:

R. Jung, Voltaires Verhaftung in Frankfurt a. M. Frankfurt 1890.
H. Haupt, Voltaire in Frankfurt. 1910.

Im Anschluß daran eine kleine Bibliographie über das Thema „Voltaire und die deutschen Fürsten":

Gust. Haase, Die Briefe der Herzogin Luise Dorothee von Sachsen Gotha an Voltaire. (Archiv für das Studium der neueren Sprachen, 91, 405—426.)

K. Th. Heigel, Voltaire und Karl Theodor. Essays aus neuer Geschichte. Bamberg 1892.

P. Sackmann, Eine ungedruckte Voltaire-Korrespondenz. Mit einem Anhang: Voltaire und das Haus Württemberg. Stuttgart 1899.

Voltaires Beziehungen zur Markgräfin Karoline Luise von Baden-Durlach und dem Karlsruher Hof. (Festschrift zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich.) Heidelberg 1902.

Horn, Voltaire und die Markgräfin von Bayreuth.

E. Stengel, Der Briefwechsel Voltaires mit dem Landgrafen Friedrich II. von Hessen. (Zeitschrift für franz. Sprache und Lit. ed. Körting und Koschwitz; Bd. I/II.)

Außerdem:

J. J. Olivier, Comédiens français dans les cours d'Allemagne au XVIII[e] siècle. Paris 1904.

Über die Vie privée du Roi de Prusse:

R. Koser, Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, VI, 141 ff.

Kapitel V, 5.

Gottsched und Voltaire siehe:

Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848.

Mahrenholtz, Voltaires Beziehungen zu Gottsched. (Zeitschrift für franz. Sprache und Lit. Bd. X.)

Kapitel V, 6.

Hirzel, Hallers Gedichte, hrsgeg. mit grundlegender Einleitung, auf der unsere Darstellung fußt. Frauenfeld 1882.

Dazu:

H. de Chavannes, Biographie de Albert Haller, par l'auteur de l'essai sur la vie de J. G. Lavater.

Gaberel, Voltaire et les Genèvois.

Haller und Voltaire, Frankfurter Zeitung, 1899, Nr. 77.

H. J. Dubi, Briefwechsel zwischen Voltaire und Haller. Bern 1910.

Haller, Sammlung kleinerer Schriften, 2 Bde. Bern 1772. (Enthält den Briefwechsel mit Voltaire.)

Voltaire und Joseph II., Wiener Fremdenblatt, 1895, Nr. 242.

Kapitel V, 7.

L. Perey et Maugras, La vie intime de Voltaire aux Délices et à Ferney. Paris 1885.

Kapitel V, 8.

Hier mag auf ein neueres, wenngleich ein wenig krauses Buch hingewiesen werden, in dem der freilich überflüssige Versuch gemacht wird, Voltaire zu einem Heiligen zu stempeln; das man

aber trotzdem mit Nutzen lesen und zur Kritik so mancher Vorurteile wird zu Rate ziehen können:

Popper, Voltaire; eine Charakteranalyse. 1905.
Frei von jeder apologetischen wie philiströsen Tendenz ist der Charakterumriß, den Sackmann a. a. O. entwirft, wohl der beste, der bis heute auf deutscher Seite existiert.

Hettner, Carlyle und Strauß gehören einer Generation an, deren schulmeisterliche Urteile unserm Geschmacke langsam anfangen zu widerstreben.

Kapitel VI, 2.

Neudruck von Seuffert (Deutsche Literaturdenkmäler des 18. Jahrhunderts) und ebenso in der Sammlung „Sturm und Drang" hrsgeg. von K. Freye (Goldene Klassikerbibliothek, Bong).

Zum fünften Buch.

Kapitel II, 1.

C. Sachs, Schillers Beziehungen zur französischen und englischen Literatur. (Herrigs Archiv XXX, 83.)

O. Schanzenbach, Französische Einflüsse bei Schiller. Programm. Stuttgart 1885.

Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin 1891.

Kapitel II, 2.

Carl Hebler, Philosophische Aufsätze. Leipzig 1869. Darin Nr. 6: Jeanne d'Arc bei Shakespeare, Voltaire und Schiller.

J. Quiquerez, Quellenstudien zu Schillers Jungfrau von Orléans. Diss. Leipzig 1893.

Ferd. Kummer, Die Jungfrau von Orléans in der Dichtung. Wien 1877.

R. M. Werner, Die Jungfrau von Orléans und Voltaires Pucelle. (Studien zur vgl. Literaturgeschichte V, Ergänz.-Heft.)

Düntzer, Schillers Jungfrau von Orléans, erläutert. Leipzig.

Fr. Hasenow, Voltaire, Schiller und die Jungfrau von Orléans. (Magazin für die Literatur, ed. Neumann-Hofer. Bd. 69. 1866.)

Kapitel III.

Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. Stuttgart 1895. S. 99—361.

Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin 1891.

Münch, Goethe als Übersetzer Voltairescher Tragödien. (Herrigs Archiv 1877, Bd. 57, S. 383—410.)

Minor, Goethes Mahomed. 1907.

Kapitel III, 2.

E. Gervais (vgl. Anm. 1. Buch, III, 1.)
Schlösser, F. W. Gotter. (Theatergesch. Forsch. Hrsgeg. von Litzmann, Bd. 10.)
Schlösser, Zur Geschichte und Kritik von F. W. Gotters Merope. Leipzig 1890.

Kapitel III, 3.

Joh. Weiß, Goethes Tancred-Übersetzung. Troppau 1886. (Vgl. Seuffert im Anzeiger für deutsches Altertum XIII, 412.)

Kapitel III, 4.

J. W. Braun, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen, Bd. 2/3.

Kapitel IV.

G. Carel, Voltaire und Goethe. 4 Programme. Berlin 1889. 1898. 1899. 1900.
K. Schirmacher, Der junge Goethe und der junge Voltaire. (Aus romanischen Sprachen und Literatur; Festschrift f. H. Morf; Halle 1905.)

Übrigens ist Käthe Schirmacher auch die Verfasserin eines Werkes: Voltaire, seine Persönlichkeit in seinen Werken; Stuttgart 1906.

Anmerkungen.

Zum ersten Buch.

[1] Eckermann, Gespräche mit Goethe. 2. Mai 1824.

[2] Lanson, Voltaire; Paris 06. S. 202.

[3] Abbé Dénina, La Prusse littéraire; Berlin 1791. Artikel „Voltaire".

[4] Vgl. a. a. O. (Anm. 2), SS. 85, 86, 93.

[5] Voltaire (Moland) II, 163.

[6] ibd. II, 166.

[7] Nietzsche, Fröhliche Wissenschaft; Aph. 367.

[8] Voltaire (Moland) II, 164.

[9] ibd. II, 539.

[10] ibd. II, 55.

[11] ibd. II, 313.

[12] Vgl. seine Kritiken in der Gött. gel. Ztg.; u. a. 1759 S. 1287, 1756 S. 25.

[13] Vgl. Buch III, Kap. III, 1.

[14] Hagedorn, Gedicht „Die Schule".

[15] Neuer Büchersaal d. sch. Wiss. u. fr. K. 1745, I, 30.

[16] Neuestes a. d. anm. Gelehrs. 1752, II.

[17] a. a. O. (Anm. 15), I, 30 f.

[18] Voltaire (Moland) II, 18—21.

[19] Gottsched, Versuch einer critischen Dichtkunst; 1730, S. 294.

[20] Klopstocks sämtl. sprachwiss. u. ästhetische Schriften, hgg. v. Back und Spindler; Leipzig 1830, IV, 39.

[21] Wieland (Hempel) XXX, 124.

[22] Der Göttinger Dichterbund (Kürschners Nat. Lit.) I, 187.

[23] Muncker, F. G. Klopstock, Stgt. 88. S. 209.

[24] a. a. O. (Anm. 19), S. 547.

[25] ibd. S. 73.

[26] ibd. S. 294.

[27] Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch d. schön. Wiss.; Leipzig 1760. Artikel „Henriade".

[28] a. a. O. (Amn. 19), S. 179.

[29] ibd. S. 151.

[30] ibd. S. 179 ff.

[31] ibd. S. 546 f.

[32] ibd. S. 151.

[33] ibd. S. 546 f.

[34] ibd. S. 548.

[35] a. a. O. (Anm. 16) Bd. 12. Anzeige einer Übersetzung der Henriade.

[36] a. a. O. (Anm. 3).

[37] Klopstock an Gleim 19. II. 1752.

[38] Herder (Suphan) IV, 234 f.

[39] Klopstock, die deutsche Gelehrtenrepublik; Hambg. 1774, S. 205 f.

[40] Deutsche Chronik 1775, S. 88.

[41] Schubart, Kurzgefaßtes Lehrbuch d. sch. Wiss., 2. Aufl. 1781. § 47.

[42] Hist. u. krit. Nachr. v. d. Leben u. d. Schrift. d. Herrn v. Voltaire u. and. Neuphilosophen uns. Zeit, von J. Chr. Zabuesnig; Augsburg 1777.

[43] a. a. O. (Anm. 16), I, 780.

[44] Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848. Vgl. Voltaire (Moland) XXXVIII Nr. 2540.

[45] ibd. Nr. 2545.

[46] Gerstenbergs Rezensionen, hgg. von O. Fischer (D. Lit. Denkm. d. 18./19. Jhds. Nr. 128) S. 280.

[47] Jean Pauls Werke, hgg. v. Freye und Berend (Gold. Klass. Bibl., Bong), VII, 301 f.

[48] Zitiert nach Gruber, C. M. Wielands Leben, Leipzig 1827 f., I, 134.

[49] Sulzer, Allg. Theorie d. schön. Künste, Leipzig 1771—1774. Artikel „Heldengedicht".

[50] Sulzer an Gleim 11. XII. 1775.

[51] Sulzer an Zimmermann 27. XII. 1776.

[52] Deutsches Museum 1776, S. 370 f.

[53] Haller, Quantum antiqui eruditione et industria antecellant modernos 1734 (Hirzel, Hallers Gedichte, Anhang).

[54] Gött. gel. Ztg. 1742. Rezension d. „Remarques sur la Henriade".

[55] Hallische allg. Lit. Ztg., Ergänz. Blätter; 1827 Nr. 51.

[56] a. a. O. (Anm. 20) II, 71.

[57] Hamanns Schriften, hgg. v. Roth; Berlin 1821—1825.IV, 82.
[58] ibd. III, 108 f.
[59] ibd. IV, 8.
[60] ibd. II, 148.
[61] ibd. II, 277.
[62] ibd.
[63] Gerstenberg, Briefe ü. d. Merkwürd. d. Lit., hgg. v. A. v. Weilen (D. Lit. Denkm. d. 18./19. Jhds., Nr. 29/30), S. 230.
[64] Claudius, Sämtl. Werke, 1774 ff. I, 24.
[65] Wieland (Hempel) XL, 296.
[66] ibd. XXXVI, 123.
[67] ibd. XXXVIII, 124.
[68] Wieland an Gleim 1769, zit. nach Gruber, Wielands Leben.
[69] Wieland an Zimmermann 24. V. 1759.
[70] Wieland an Zimmermann 2. VI. 59.
[71] Deutsche Chronik 1775, S. 87.
[72] a. a. O. (Anm. 41), § 47.
[73] Frankfurter Gel. Anz. (D. Lit. Denkm. d. 18./19. Jhds., Nr. 7/8) S. 17.
[74] N. Bibl. d. schönen Wiss. 1787 Bd. XXXIV; Referat über La vie de Voltaire par M. . .
[75] ibd. 1790, XL, 222 ff.
[76] Herder (Suphan) XXIV.
[77] Sulzer an Bodmer 10. XII. 1771.
[78] Freymüthige Nachrichten von Büchern, Zürich 1745; II, Anzeige von Voltaires Mérope.
[79] Gött. gel. Ztg. 1744. Anzeige von Voltaires Mérope.
[80] Joh. El. Schlegels ästhetische u. dramaturg. Schriften, hgg. v. Antoniewicz (D. Lit. Denkm. d. 18./19. Jhds., Nr. 26) S. 205.
[81] K. F. Cramer, Klopstock — Er und über ihn; 1. Teil Hambg. 1780. Anmerkung zur Übersetz. v. Kl's. lat. Rede über das Epos.
[82] Leben des Herrn v. Voltaire, Marquis zu Ferney.....nebst Anzeige seiner vornehmsten Schriften; Halle 1778.
[83] Vgl. Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst; Bern 1787.
[84] a. a. O. (Anm. 14).
[85] Lessing (Hempel) XX (2), 6.
[86] ibd. VIII, 135; XII, 481.
[87] Wieland (Hempel) XL, 296.
[88] Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland I, 271.

[89] Wieland (Hempel) XXXVIII, 109.

[90] ibd.

[91] ibd. 125.

[92] ibd. 113.

[93] ibd. 114.

[94] Möser, Sämtl. Werke, hgg. v. Abeken, 1842/43, Bd. 9, „Über die deutsche Sprache und Literatur".

[95] Crit. Nachr. a. d. Reiche d. Gelehrs. 1750, S. 361 ff.

[96] a. a. O. (Anm. 82).

[97] Dusch, die Wissenschaften, ein Lehrgedicht.

[98] Lessing (Hempel) XX (1), 75.

[99] a. a. O. (Anm. 81).

[100] Herder (Suphan) XVIII, 245.

[101] Graf M... v. B... an Gellert 19. X. 1775.

[102] Gött. gel. Ztg. 1743. Rezension d. Mahomet.

[103] Neuestes a. d. anm. Gel. 1759; IX, 836.

[104] Freym. Nachr. v. Büchern 1744; I, Rez. d. Mahomet.

[105] a. a. O. 361 ff.

[106] Gött. gel. Ztg. 1748, S. 1112.

[107] Beyträge z. Historie u. Aufnahme d. Theaters, Stgt. 1750, „Theatralische Neuigkeiten aus Paris".

[108] Gött. gel. Ztg. 1755, S. 1231.

[109] ibd. 1748, S. 1112.

[110] Bibl. d. sch. Wiss. 1762, VIII, 173.

[111] a. a. O. (Anm. 97).

[112] a. a. O. II, 241/44.

[113] a. a. O. (Anm. 95).

[114] a. a. O. (Anm. 80) Einleitung.

[115] Lessing (Hempel) VIII, 39.

[116] Sauer, J. W. v. Brawe. S. 70 ff.

[117] E. Schmidt, Lessing 3. Aufl. II, 357 ff.

[118] Gottsched, Crit. Dichtk. 1730, S. 25.

[119] Waniek, Gottsched und d. deutsche Lit. s. Zeit. S. 356.

[120] Bemühungen z. Beförd. d. Kritik I, 207.

[121] a. a. O. (Anm. 80) S. 185.

[122] Brief an Zimmermann, 1767, zit. nach Gruber, Wielands Leben.

[123] Wieland (Hempel) XXXVIII, 179.

[124] Pezzl, Faustin oder das philosophische Jahrhundert 1783. Vgl. Buch II, Kap. IV, 2.

[125] Bodmer, Crit. Betrachtungen über d. poet. Gemälde der Dichter, 1741, S. 516.

[126] Herder (Suphan) II, 216.
[127] ibd. IV, 479.
[128] Archiv d. schweizerischen Critik, Zürich 1768. Anzeige der „Nimrodias".
[129] a. a. O. (Anm. 107).
[130] Wieland an Sophie la Roche 2. II. 1763.
[131] Im Anhange zu „Versuch über Shakespeares Genie und Schriften" usw. Leipzig 1771.
[132] Lessing (Hempel) XX (2), 6.
[133] ibd. VIII, 135.
[134] ibd. XII, 613.
[135] ibd. XI (1), 338.
[136] a. a. O. (Anm. 107) „Nachrichten v. d. gegenwärt. Zustand d. Theaters in Berlin.
[137] Vgl. Anm. 115.
[138] Lessing (Hempel) XII, 433.
[139] ibd. XII, 511.
[140] ibd. VIII, 44.
[141] ibd. XII, 481.
[142] ibd. XX (1), 75.
[143] Vgl. Anm. 107.
[144] Belustigungen d. Verstandes und Witzes 1741, S. 415; vgl. Voltaire (Moland) XXII, 161.
[145] a. a. O. (Anm. 107), S. 108.
[146] Lessing (Hempel) IX, 79 ff.
[147] ibd. VII, 126.
[148] ibd. 389.
[149] ibd. 241 ff.
[150] ibd. 127.
[151] ibd. 392.
[152] ibd. 156.
[153] ibd. 120 ff.
[154] ibd. 106 ff.
[155] ibd. 104 ff.
[156] ibd. 206 ff.
[157] ibd. 156.
[158] ibd. 242.
[159] ibd. 103.
[160] ibd. 218 f.
[161] ibd. 122 f.
[162] ibd. 288.
[163] ibd. 351 f.

[164] Lessing (Hempel) IX, 152 ff.
[165] ibd. 187.
[166] ibd. 122.
[167] ibd. 226 ff.
[168] ibd. 123.
[169] ibd. 110.
[170] ibd. 152.
[171] ibd. 155.
[172] ibd. 350 f.
[173] ibd. 288.
[174] ibd. 352.
[175] ibd. 187.
[176] ibd. 207.
[177] ibd. 156.
[178] ibd. 157.
[179] ibd. 69.
[180] ibd. 190 f.
[181] ibd. 395.
[182] ibd. 259 f.
[183] Vgl. E. Schmidt, Lessing, 3. Aufl., I, 200 f.
[184] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1787, Bd. 34. „Über den Zweck der Dichtkunst", S. 6 u. 7. Anm.
[185] Desnoiresterres, Voltaire...IV, 169.
[186] Herder (Suphan) IV, 480.
[187] Vgl. Anm. 151.
[188] Herder (Suphan) IV, 480.
[189] ibd. XXIII, 71.
[190] Allg. deutsche Bibl. XXVII, 282.
[191] a. a. O. (Anm. 46) S. 109.
[192] a. a. O. (Anm. 73), S. 27.
[193] Sonnenfels, Ges. Schriften 1783—1787. VI, 11.
[194] Herder (Suphan) XV, 500.
[195] a. a. O. XL, 222 ff.
[196] Ayrenhoff, Schreiben an Herrn Thomas Wett....über einige dramaturg. Gegenstände, 1808.
[197] A. v. Klein, Dramaturgische Schriften, Frkf. 1781—1787. „Über Lessings Meinung vom heroischen Trauerspiel."
[198] Herder (Suphan) XVIII, 123.
[199] F. H. Jacobi, Werke, 1812—1825. II, 398.
[200] Lessing (Hempel) VII, 190 f.
[201] Herder (Suphan) XVIII, 138.
[202] a. a. O. (Anm. 196).

[203] Ayrenhoff, Schreiben a. d. Verf. d. dramaturg. Fragmente, 1782.

[204] a. a. O. (Anm. 184).

[205] Herder (Suphan) XVIII, 335.

[206] Lessing (Hempel) XX (2), 231.

[207] ibd. XX (2) 236.

[208] a. a. O. (Anm. 184).

[209] Klinger, Betrachtungen und Gedanken, 1803, Nr. 77.

[210] Lessing (Hempel) XX (2), 231; vgl. XX (1), 572 Anm 2.

[211] Neuestes a. d. anm. Gel. 1752; II, 528.

[212] Denkschrift z. 200. Geburtstag Bodmers; Zürich 1900, S. 231.

[213] a. a. O. II, 106.

[214] Gruber, Wielands Leben, I, 242 f.

[215] Bodmer, Krit. Betracht. ü. d. poet. Gemälde d. Dichter, 1741, S. 25.

[216] Bodmer an Zellweger 30. XII. 1750.

[217] Gött. gel. Anz. 1772, S. 109 ff.

[218] Herder (Suphan) III, 237.

[219] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1787; XXXIV, Ref. über „La vie de Voltaire par M. . .

[220] Sulzer an Bodmer 24. III. 1761.

[221] Originalien von M. Chr. F. D. Schubart, Augsburg 1780, S. 142.

[222] a. a. O. S. 596 ff.

[223] Neuestes a. d. anm. Gel. 1752; II, 528.

[224] Archiv f. Litgesch. XIII, 589.

[225] Gött. gel. Anz. 1759, S. 1287 f.

[226] Sulzer an Bodmer 1. XI. 1756.

[227] a. a. O. (Anm. 41) Kap. „Trauerspiel".

[228] a. a. O. (Anm. 215) S. 596 ff.

[229] Vgl. S. 120.

[230] a. a. O. (Anm. 57), II, 277.

[231] Leben Voltaires von dem Marquis v. Condorcet, a. d. Frz. von Stoever, Berlin 1791. Vorrede.

[232] Freymüthige Nachr. von Büchern, I, 159 f.

[233] Dresdnische Nachrichten 1743, Stück 44.

[234] Uz, Werke, hgg. v. Sauer (D. Lit. Denkm. d. 18./19. Jhds. Nr. 33—38). S. 362 ff.

[235] Vgl. Pyra-Langes Freundschaftl. Lieder, hgg. v. Sauer (D. Lit. Denkm. d. 18./19. Jhds. Nr. 22).

[236] Joh. Heinr. Gottl. v. Justi, Scherzh. und sat. Schriften, Berlin 1760, II, 391 ff.

[237] Dessau 1783.
[238] Lessing (Hempel) VII, 191.
[239] ibd. VII, 487 f.
[240] ibd. XIX, 657.
[241] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1765, I, 136.
[242] ibd.
[243] Gött. gel. Anz. 1764, S. 1068.
[244] Herder (Suphan) IV, 432 f.
[245] a. a. O. XL, 222 ff.

Zum zweiten Buch.

[1] Allg. D. Bibl. 1774; XXI, 376—396.
[2] Ch. Rabany, Kotzebue sa vie et son temps; Paris 1903. S. 142.
[3] Herder (Suphan) IV, 480 f.
[4] Gött. gel. Anz. 1768 S. 424.
[5] a. a. O. (Anm. 1).
[6] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1790; XL, 222 ff.
[7] Gött. gel. Anz. 1778, „Eloge de Mr. de Voltaire par Marquis de Luchet".
[8] Lessing (Hempel) VII, 109.
[9] Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache .... Lpz. 1743; VIII, 361.
[10] Neuestes a. d. anm. Gel. 1759; IX, 836.
[11] a. a. O. (I. Buch Anm. 27) Artikel „Ödipus".
[12] „Unterhaltungen" hgg. v. Eschenburg, Hamburg 1767.
[13] Briefe die neueste Lit. betr. 1761 Nr. 147 (IX, 71).
[14] Lessing (Hempel) XI (1), 189 ff.
[15] ibd. VII, 144.
[16] Beiträge z. Historie u. Aufnahme des Theaters. „Theatralisch Neuigkeiten aus Paris": über Nanine.
[17] Lessing (Hempel) VII, 144 f.
[18] ibd. VII, 110.
[19] ibd. VII, 402.
[20] a. a. O. (Anm. 16) VI, 466, 624; VII, 287; VIII, 64.
[21] a. a. O. (I. Buch Anm. 80) S. 22.
[22] Gesch. d. frz. Lit. i. 18. Jhd., 5. Aufl. S. 229.
[23] a. a. O. (Anm. 6).
[24] Untersuchung über den deutschen Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: warum gibt es kein deutsches Nationaltheater? Wolfenbüttel 1794; S. 51.
[25] Justus Möser, Harlekin oder Verteidigung des Grotesk-Komischen; o. O. 1761 (Werke IX).

[26] Sonnenfels, Ges. Schrift.; Wien 1783—87; III, 174.
[27] Lessing (Hempel) VII, 241.
[28] Herder (Suphan) V, 643.
[29] N. deutsches Museum 1790 S. 1048.
[30] a. a. O. S. 96.
[31] Neuestes a. d. anm. Gel. 1752; II, 604.
[32] Deutsche Lit. Denkm. d. 18./19. Jhdts. hgg. v. Seuffert Nr. 128 S. 404.
[33] Wieland (Hempel) XXXVIII, 115.
[34] Gött. gel. Anz. 1764 S. 1070/92.
[35] Shakespeares theatralische Werke, a. d. Engl. übs. v. Herrn Wieland, Zürich 1762—66: Lear V, 7.
[36] ibd. Richard II. II, 2.
[37] ibd. Die beiden Veroneser. I, 2.
[38] ibd. I, 3.
[39] ibd. Lear III, 9.
[40] ibd. Heinrich IV. II, 1; II, 2.
[41] ibd. Lear III, 3.
[42] ibd. Heinrich IV. II, 7 u. 8.
[43] ibd. Hamlet V, 3.
[44] Vgl. Vogt und Koch, Gesch. d. deutschen Lit. II, 192 f.
[45] zitiert nach Gruber, C. M. Wieland. I, 242 f.
[46] a. a. O. (Anm. 35) Romeo I, 2.
[47] Wieland (Hempel) XXXVI, 277.
[48] ibd. S. 278.
[49] ibd. XXXVIII, 115.
[50] a. a. O. (Anm. 13).
[51] Vgl. a. a. O. (I. Buch Anm. 63) Einleitung.
[52] ibd. S. 163.
[53] ibd. S. 130.
[54] Goethe an Oeser 14. II. 1769.
[55] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 26.
[56] Herder (Suphan) V, 312.
[57] Hamburg 1777.
[58] Allg. D. Bibl. 1778; XXXVI, 137.
[59] S. 40.
[60] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1779; XXIII.
[61] Brit. Museum f. d. Deutschen Bd. III Art. 12.
[62] In dem Kapitel „Über Shakespeares Fehler".
[63] Selbstbiographie, hgg. v. H. Wuttke. Lpz. 1841 S. 182. (Wolff an Reinbeck 27 VI. 1738.)
[64] ibd. S. 177 (Wolff an Manteuffel 7. VI. 1739).
[65] ibd. (Manteuffel an Wolff 15. VI. 1739).

[66] Danzel, Gottsched und seine Zeit, Lpz. 1848, S. 62 f.

[67] ibd.

[68] a. a. O. (Anm. 63) S. 182 (Wolff an Reinbeck 7. V. 1741).

[69] Vgl. Belustigungen d. Verstandes und Witzes, hgg. v. Schwabe, 1743; IV, 300.

[70] a. a. O. (Anm. 63) S. 73 (Wolff an Manteuffel 6. X. 1743).

[71] ibd. S. 184 f.

[72] Arch. f. Lgsch. I, 289.

[73] Von Voltaire mitgeteilt in der Vorrede zu seinem Supplément au siècle de Louis XIV.

[74] Voltaire an Gottsched 29. XI. 1754 (bei Moland Nr. 2822).

[75] Gottsched, Histor. Lobschrift. auf Wolff 1755, S. 118.

[76] N. deutsches Museum 1790.

[77] Freym. Nachr. v. Büchern 1744, Rez. des Mahomet.

[78] Moland XXII, 125.

[79] Neuestes a. d. anm. Gel. 1754; IV, 298.

[80] Gött. gel. Ztg. 1740 S. 777 ff.

[81] a. a. O. (Anm. 63) Wolff an Manteuffel 27. I. 1741.

[82] ibd.

[83] Rathlef, Gesch. jetzt lebender Gelehrter, 7. Teil, Zelle 1743, Artikel „Voltaire".

[84] a. a. O. (Anm. 69).

[85] 1744 ohne Datum.

[86] Moland XXIII.

[87] Gött. gel. Ztg. 1745 S. 67 ff.

[88] N. Büchersaal d. sch. Wiss. u. fr. Künste, Lpz. 1745; I, 30 ff.

[89] Mendelssohn, Philos. Gespräche, Berlin 1755. 4. Gespräch.

[90] Klopstock, Die deutsche Gelehrtenrepublik, Hamburg 1774 S. 330.

[91] Allg. D. Bibl. 1767; VI (2) 70 ff.

[92] Vgl.

[93] Klopstock an seine Eltern Januar 1756; zitiert nach Muncker, Klopstock.

[94] J. J. Ewald, Sinngedichte, Berlin 1755/57/91; „Bei Gelegenheit des Erdbebens zu Lissabon".

[95] Neuestes a. d. anm. Gel. 1755; V. Vgl. auch ibd. 1756; VI „Réponse à Mr. de V." und ibd. IX, 444.

[96] Uz, „Das Erdbeben".

[97] Schwabach 1756.

[98] Erscheinung der verstorbenen Uranie vor dem noch lebenden Herrn v. Voltaire, Frkf. u. Lpz. 1757.

[99] Herder, Ideen z. Philos. d. Gesch. d. Menschheit, Riga und Lpz. 1784 S. 20.

[100] Neuestes a. d. anm. Gel. 1759; IX, 444.

[101] Joh. Dan. Falk, Der Dekalog.

[102] Neuestes a. d. anm. Gel. XI, 335 ff.

[103] ibd. 1759; IX, 527 ff.

[104] Im 17. Stück der Schwabeschen Staats- und Gelehrten-Ztg. 1759.

[105] Anspielung auf seine Unterredung mit Friedrich dem Großen.

[106] Neuestes a. d. anm. Gel. 1759, 6. Stück.

[107] Lessing (Hempel) IX, 282 ff. Mendelssohn, Werke 1843 IV (2), 43.

[108] Frkf. gel. Anz. 1778 S. 247.

[109] Allg. D. Bibl. 1767; VI (2), 70 ff.

[110] Wieland an Gleim 18. XI. 1770.

[111] Nicolai an Abbt 12. X. 1763.

[112] a. a. O. (I. Buch Anm. 63) S. 177.

[113] Möser, Sämtl. Werke, Berlin und Stettin 1798; IX, 252 ff.

[114] Lit.- und Theaterztg. 1778; I, 102.

[115] a. a. O. (Anm. 88) 1745; I, 30 f.

[116] ibd.

[117] Neuestes a. d. anm. Gel. 1752; II, 711.

[118] Lessing (Hempel) XII, 546.

[119] Neuestes a. d. anm. Gel. 1754; IV, 298.

[120] ibd. 1760; X, 38 ff.

[121] Lessing (Hempel) XX (2), 125 (Mendelssohn an Lessing 27. II. 1758).

[122] Hettner, Lgsch. d. 18. Jhdts., 5. Aufl. III, 2 S. 193.

[123] a. a. O. (Anm. 89).

[124] a. a. O. (Anm. 69).

[125] G. F. Meier, Anfangsgründe der schönen Wissensch. u. Künste, Halle 1748—50; I, 260.

[126] Neuestes a. d. anm. Gel. 1754; IV, 59 ff.

[127] Eckermann, Gespräche mit Goethe; 2. V. 1831.

[128] Vgl. zu diesem Thema: A. Reber, Voltaire und Nietzsche, Palermo 1905.

[129] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 476.

[130] Zitiert nach Hettner, Lgsch. d. 18. Jhdts. III, 2 S. 164.

[131] Frkf. gel. Anz. 1778 S. 247.

[132] a. a. O. (I. Buch Anm. 3).

[133] Allg. D. Biographie, Artikel: Aug. Friedr. Cranz (Redlich).

[134] Hamann (Roth) III, 421.

[135] Vorbericht zum „Sahir".

[136] Die Zeichen dieser Zeit nach ihren Aussichten für die Religion; Hamburg 1774.

[137] Hamann (Roth) IV, 8.

[138] Vgl. 221. Brief die neueste Lit. betreffend.

[139] a. a. O. (I. Buch Anm. 124).

[140] Deutsche Chronik 1787 S. 79.

[141] a. a. O. (I. Buch Anm. 42) vgl. auch a. a. O. (I. Buch Anm. 221) S. 142.

[142] Grillparzer-Jahrbuch XVI, 164 ff.

[143] Patriot. Phantasien Nr. 21; a. a. O. (Anm. 113) I.

[144] a. a. O. (I. Buch Anm. 74).

[145] a. a. O. (I. Buch Anm. 124).

[146] Herder (Suphan) V, 582.

[147] J. G. Zimmermann, Versuch in anmutigen und lehrreichen Erzählungen... Göttingen 1779, Nr. 15.

[148] Deutsche Chronik 1787 S. 79.

[149] Vgl. a. a. O. (Anm. 142).

[150] ibd.

[151] Vers 137 f.

[152] Ein weiteres Beispiel für solche Bücher, die man unter dem Namen Voltaires an den Mann zu bringen suchte, sind die „Gedanken, Bemerkungen und Beobachtungen" auch unter dem Titel: Arouet v. Voltaire, Interessante Bemerkungen über Menschen, Regierungen, Regenten und Untertanen; ein echter und soeben erst aufgefundener Nachlaß dieses Weisen; Hamburg und Mainz 1802.

[153] v. Hofmann-Wellenhof, Blumauer; Wien 1885. S. 59.

[154] ibd. Anhang: Antwort an Herrn Lorenz Zintl.

[155] Blumauer, Sämtl. Werke, Lpz. 1801—3, Bd. VI.

[156] Muncker, Klopstock; Stgt. 1888. S. 8.

[157] Deutsche Chronik 1787 S. 49.

[158] Haller, Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister wider die Offenbarung 1775—77. III, 53.

[159] XXXIII, 98.

[160] Vgl. Desnoiresterres VIII, 129 ff.

[161] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 546.

[162] Hallers Gedichte, hgg. v. Hirzel. Einltg. S. 146.

[163] ibd. S. 311.

[164] Gött. gel. Ztg. 1747 S. 429.

[165] Gött. gel. Anz. 1771 S. 629.

[166] a. a. O. (Anm. 162).

[167] Haller an Gemmingen 25. I. 1775.

[168] do. 20. IV. 1775.

[169] do. 18. XI. 1775.

[170] do. 15. VIII. 1776.

[171] do. 21. IX. 1776.

[172] Haller an Gemmingen 6. XII. 1776
[173] do. 1. I. 1777.
[174] a. a. O. (Anm. 158) II, Vorrede.
[175] a. a. O. (Anm. 162).
[176] a. a. O. (Anm. 158) I, Vorrede.
[177] ibd.
[178] ibd.
[179] ibd.
[180] Allg. D. Bibl. 1776; XXVIII.
[181] Lpz. 1766.
[182] Allg. D. Bibl. 1767; VI (2), 70 ff.
[183] L. H. v. Nicolai, Vermischte Gedichte 1778; I, 171 ff.
[184] Neuestes a. d. anm. Gel. IV, 621.
[185] Berliner Monatsschrift 1784, S. 430.
[186] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1779; XXIII, 64 ff. Vgl. Deutsches Museum 1776, S. 756.
[187] Allg. D. Bibl. XXX, 2. Stück.
[188] ibd.
[189] ibd. XXXII, 40.
[190] ibd. 1774; XXI, 367 ff.
[191] ibd.
[192] ibd. 1767; VI (2), 70 ff.
[193] Gött. gel. Anz. 1767 S. 1193.
[194] Allg. D. Bibl. 1771; XV. Rez.
[195] Zimmermann an Haller 15. VII 1762.
[196] H. P. Sturz an Boie 12. I. 1779 (Archiv f. Lgsch. VII, 85).
[197] Lessing (Hempel) XX (2), 33.
[198] Iselin, Philos. u. pol. Versuche, Zürich 1760. Vgl. Mendelssohn, 138. Brief die neueste Lit. betreffend.
[199] Mendelssohn und Nicolai an Abbt 16. II. 1765.
[200] Abbt an Mendelssohn 6. III. 1765.
[201] a. a. O. (Anm. 198).
[202] Zimmermann an Sulzer 1. XI. 1766.
[203] 221. Brief, die neueste Lit. betreffend.
[204] Allg. D. Bibl. 1774; XXI, 367 ff.
[205] Zimmermann an Schmidt 29. V. 1780 (Ischer, Zimmermanns Leben, S. 168).
[207] a. a. O. (Anm. 99) II, 267.
[208] E. Schmidt, Lessing, 3. Aufl. II, 206.
[209] Hettner, Lgsch. d. 18. Jhds. III, 2 S. 538.
[210] Wieland an S. la Roche 1767 (zitiert nach Gruber, Wieland).

[211] ibd. 1769.

[212] Wieland an Bodmer 6. III. 1752.

[213] Ausgew. Briefe von C. M. Wieland, Zürich 1815. I, 271. Vgl. Gruber, Wieland I, 242 f.

[214] Wieland an Zimmermann (ohne Datum), hinter einem Briefe vom 6. IV. 1759 eingeordnet. a. a. O. (Anm. 213).

[215] Zitiert nach Gruber, Wieland.

[216] Wieland an J. G. Jacobi 23. II. 1777.

[217] Wieland (Hempel) XXXVI, 123.

[218] ibd. 125.

[219] ibd. XXXII, 275.

[220] ibd. 274.

[221] ibd. XXIX, 183 f.

[222] Schiller an Körner 10. III. 1789.

[223] Herder (Suphan) V, 582.

[224] Moland XXII, 102.

[225] Abbt an Nicolai 8. XII. 1763.

[226] Allg. D. Bibl. XXI, 367 ff.

[227] Gött. gel. Anz. 1778; Eloge de Mr. de Voltaire par Marquis de Luchet.

[228] Herder (Suphan) XVII, 274.

[229] ibd. XXIV, 365.

[230] Wieland (Hempel) XXXII, 273 f.

[231] Allg. D. Bibl. XXI, 385.

[232] Gött. gel. Anz. 1766 S. 771.

[233] ibd. 1768; Rez. La guerre civile de Genève.

[234] J. P. H. Sturz, Schriften, Lpz. 1779—82; I, 174 f.

[235] Epistel über die Starkgeisterei. Gotter, Gedichte. Gotha 1787; I, 308 ff.

[236] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 546.

[237] Gött. gel. Anz. 1757 S. 452 ff.

[238] ibd. 1751 S. 412.

[239] a. a. O. (Anm. 113) Bd. V.

[240] In der Epître à l'auteur du livre des trois imposteurs 1769.

[241] Allg. D. Bibl. 1774; XXI, 367 ff.

[242] Gött. gel. Anz. 1772, 4. April Zugabe.

[243] ibd. 1774 S. 1143.

[244] Herder (Suphan) XVIII, 207.

[245] Zimmermann, Fragmente über Friedrich den Großen 1790.

[246] Moland XXII, 420 f.

[247] Dictionaire philosophique: Catéchisme chinois, Worte des Cu-Su.

[248] E. Schmidt, Lessing, 3. Aufl. II, 322.
[249] Lessing (Hempel) VII, 69.
[250] ibd. I, 154.
[251] a. a. O. S. 410.
[252] ibd. S. 453.
[253] Gött. gel. Ztg. 1752, S. 371.
[254] ibd. 1757, S. 452 ff.
[255] ibd.
[256] Lessing (Hempel) XII, 469.
[257] Lessings Übersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires; hgg. v. E. Schmidt; Berlin 1892 Vorrede von 1751.
[258] ibd.
[259] Voss. Ztg. 1752, 18. März.
[260] Lessing (Hempel) XIX, 47.
[261] Hettner, Lgsch. d. 18. Jhdts. II, 216.
[262] Lessing (Hempel) IX, 201.
[263] Nicolai, Sebald Nothanker; Berlin und Stettin 1774. I, 76 f.
[264] Joh. Karl Wezel, Über Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen; Lpz. 1781.
[265] Ch. Garve, Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters und der Regierung Friedrichs II.; Breslau 1798. II, 85 ff.
[266] Herder (Suphan) IV, 405 ff.
[267] Briefe, die neueste Lit. betr. 1764 Nr. 296 (XX, 3 ff.).
[268] Herder (Suphan) II, 277.
[269] Allg. D. Bibl. 1774; XXI, 367 ff.
[270] a. a. O. Nr. 78.
[271] a. a. O. Nr. 119.
[272] N. deutsches Museum 1790, S. 638.
[273] a. a. O. (I. Buch Anm. 3).
[274] Schlosser, Gesch. d. 18. Jhdts.; Heidelbg. 1843. Teil II, 474.
[275] Herder (Suphan) V, 452.
[276] a. a. O. (Anm. 261) III (3, 2), 331.
[277] Herder (Suphan) V, 436.
[278] ibd. III, 469.
[279] ibd. 455.
[280] ibd. 469.
[281] ibd. XXXII, 27.
[282] Vgl. Schiller, Werke, hgg. von Bellermann (Bibl. Inst.) VI, 172.
[283] ibd. VI, 177.
[284] ibd. XIV, 497, 508, 616.

Zum dritten Buch.

[1] Goethe, Werke, Weimarer Ausgabe, XLV, 215.

[2] Gött. gel. Ztg. 1746 S. 444 u. 741.

[3] Neuestes a. d. anm. Gel. 1751; I, 292.

[4] Heinse, Werke, hgg. v. Laube; VIII, 112.

[5] Haller an Gemmingen 8. III. 1777.

[6] Neuer Büchersaal 1745; I, 30 ff.

[7] Sulzer an Bodmer 30. VI. 1751.

[8] Consentius, Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jhd.; Euphorion X/XI. (Mylius an Haller 30. I. 1753.)

[9] Deutsche Chronik 1775 S. 570 ff.

[10] Sulzer an E. v. Kleist 14. I. 1757.

[11] Sulzer an Bodmer 7. IX. 1752.

[12] Zimmermann, Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode; Lpz. 1788. S. 188.

[13] Zimmermann, Fragmente über Friedrich den Großen.... Lpz. 1790; I, 174.

[14] ibd. I, 192 ff.

[15] ibd.

[16] Ode „Mein Vaterland" Strophe 16. Vgl. Kloppstock an Gleim 30. X. 1751.

[17] Hagedorn an Bodmer 24 IX. 1751 (Poetische Werke, hgg. v. Eschenburg, Hamburg 1800, Band V).

[18] Lessing (Hempel) I, 117.

[19] Körte, Gleims Leben, Halberstadt 1811; S. 285 f.

[20] Aus dem Gedenkbuch des Georg Fr. Bezold, Pfarrers zu Wildenthierbach im Rothenburgischen.

[21] Herder (Suphan) IV, 405.

[22] Hagedorn an J. A. Ebert 3. IV. 1744 (a. a. O. Anm. 17).

[23] Vgl. I. Buch Anm. 42.

[24] Dichtung und Wahrheit, II. Buch.

[25] Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks; Halle 1744. II. 467 ff.

[26] E. v. Kleist an Gleim 12. IX. 1745.

[27] Vgl. I. Buch Anm. 42.

[28] Neuer Büchersaal 1745; I, 30 ff.

[29] ibd. 165 ff.

[30] 1733 S. 767.

[31] Gottsched, Critische Dichtkunst, 1730, S. 294.

[32] Freymüt. Nachr. v. Büchern, Zürich, 1744, I (Rez. d. Mahomet).

[33] Lessing (Hempel) XII, 433.

[34] Gerstenberg, Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur 1766/67 (Rez. einer Übersetzung der Mérope).

[35] Nourrisson, Voltaire et le Voltairianisme; Paris 1896 p. 455.

[36] Wieland an S. la Roche, etwa 1765. (Zitiert nach Gruber, Wieland).

[37] v. Thümmels sämtl. Werke, Lpz. 1854. VII, 172.

[38] Eckermann, Gespr. m. Goethe; 16. XII. 1828.

[39] ibd. 3. X. 1828.

[40] ibd. 3. I. 1830.

[41] ibd. 16. XII. 1828.

[42] Neuestes a. d. anm. Gel. 1756; VI.

[43] Freymüt. Nachr. v. Büchern 1750; VII.

[44] a. a. O. (Anm. 17).

[45] Herder (Suphan) IV, 425.

[46] ibd. IV, 481.

[47] 4. XII. 1756.

[48] Heinse, Werke (Laube) VIII, 87.

[49] Vgl. V. Buch I, 2.

[50] Gleim an E. v. Kleist 10. X. 1757.

[51] Gleim, sämtl. Werke, hgg. v. Körte; Halberstadt 1811—13. V, 85.

[52] Gött. gel. Anz. 1767 S. 134.

[53] Deutsche Rundschau Bd. 79, S. 69 ff.

[54] Wieland (Hempel) XXXVI, 123.

[55] ibd. 125.

[56] Herder (Suphan) V, 582.

[57] Goethe, Werke, Weimarer Ausg., II. Abt. IV, 135 f.

[58] Deutsche Chronik 1775, S. 570 ff.

[59] Nachr. a. d. Reiche d. Gelehrs. 1750 S. 361 ff.

[60] v. Biedermann, Goethes Gespräche. (Gespr. mit Leisewitz 14. VIII. 1780.)

[61] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 442.

[62] ibd. S. 162.

[63] Herder (Suphan) I, 6.

[64] Teutscher Merkur 1773, IV; „Du und Sie" von G—r.

[65] Eckermann, Gespr. m. Goethe; 7. III. 1830.

[66] a. a. O. (I. Buch Anm. 3).

[67] Möser an Nicolai 17. XII. 1785 a. a. O. (I. Buch Anm. 94) Bd. X.

[68] E. Schmidt, Lessing, 3. Aufl.; II. 536 ff.

[69] Einzelheiten über Voltaire bei Lessing von C. D. Boxberger; Programm Dresden 1879.

[70] Préface d'Oedipe 1730 (Moland II, 56).

[71] a. a. O. (I. Buch Anm. 57) III, 5.

[72] Herder (Suphan) IV, 481.

[73] a. a. O. (I. Buch Anm. 74).

[74] Gött. gel. Anz. 1771 S. 629.

[75] Herder (Suphan) VIII, 417.

[76] ibd. V, 512.

[77] Voltaire an Haller (Haller, Sammlung kleinerer Schriften, Bern 1772; II, 373).

[78] a. a. O. (I. Buch Anm. 221) S. 142.

[79] Ausgew. Briefe von Wieland.... hgg. v. Geßner, Zürich 1815 f.; I, 250 (Wieland an Zimmermann 1758).

[80] Lavater, Physignomische Fragmente, Bd. IV, 1778 (Besprechung zweier hier abgebildeter Karikaturen Voltaires).

[81] Vgl. Sturz, Schriften Lpz. 1779—82, I, 174 ff.

[82] Lessing (Hempel) XX (2), 23.

[83] Klinger an Schleiermacher 10. IV. 1790 (Rieger, Klinger Bd. II, Zugabe S. 14).

[84] Lessing (Hempel) VII, 122.

[85] Wieland (Hempel) XXXVI, 123.

[86] Herder (Suphan) VIII, 417.

[87] Lessing (Hempel) XX (2), 171.

[88] Joh. Dan. Falk, Gedicht „Der Dekalog".

[89] Klamer Schmidt, Der Flohkrieg (Kom. u. hum. Dichtungen, Berlin 1802).

[90] Neuestes a. d. anm. Gel. 1761; XI, 94 ff.

[91] ibd. 1759; IX, 444.

[92] Sulzer an Bodmer 30. VI. 1751.

[93] do. 1. XI. 1756.

[94] Uz an Grötzner; 18. XII. 1755.

[95] do. 24. X. 1757.

[96] do. 20. I. 1763.

[97] Lessing (Hempel) XX (2), 139.

[98] Gött. gel. Anz. 1756 S. 25 f.

[99] Wieland an H. F. Jacobi Sept. 1771.

[100] Wieland (Hempel) XXXVI, 174 ff.

[101] Muncker, Klopstock, Stgt. 1888; S. 8.

[102] Deutsche Rundschau Bd. 79 S. 69 f.

[103] Bd. 34; Ref. über La vie de Voltaire par M...

[104] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1795.

[105] a. a. O. (Anm. 103).

[106] P. v. Hofmann-Wellenhof, A. Blumauer, Wien 1885.

[107] N. Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 44 S. 281.

[108] Meusel, das gelehrte Deutschland, 5. Aufl. 1796 I, 302.

[109] Petrich, E. Ch. Bindemann; Programm Stargard 1878; wiederholt Lpz. 1878.

[110] Die Jungfrau von Orléans, ein heroisch-komisches Gedicht nach Voltaire; Neudruck hgg. von Fed. v. Zobeltitz 1905 Einleitung.

[111] Eckermann, Gespr. m. Goethe; 16. XII. 1828.

[112] F. W. Ebeling, Gesch. d. kom. Lit. i. Deutschl. 1856—69; III, 60.

[113] Wieland (Hempel) XXXVI, 174 ff.

[114] N. Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 50 S. 101.

[115] a. a. O. (Anm. 107).

[116] a. a. O. (Anm. 114).

[117] a. a. O. (I. Buch Anm. 3).

[118] Voltaire, Erzählungen, übs. von Ernst Hardt, Berlin 1908.

[119] a. a. O. (I. Buch Anm. 82).

[120] N. Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 40 S. 222 ff.

[121] Gött. gel. Anz. 1759, S. 1287.

[122] Zitiert nach Gruber, Wieland (Brief vom 6. IV. 1759).

[123] a. a. O. (Anm. 87).

[124] Allg. D. Bibl. Bd. 50 S. 209.

[125] Wieland an S. la Roche 5. XI. 1767.

[126] Gött. gel. Anz. 1767 S. 964.

[127] ibd. 1768 S. 837.

[128] a. a. O. (II. Buch Anm. 32) S. 66 ff.

[129] Gött. gel. Anz. 1761 S. 95.

[130] Neuestes a. d. anm. Gel. 1752; II, 711 ff.

[131] Schiller an Körner 7. I. 1803.

[132] Hamann (Roth) III, 421.

[133] Deutsche Chronik 1774 S. 351.

[134] Gedicht „Jeremiade“ 1796.

[135] Wieland (Hempel) XXXVI, 172. Vgl. auch Lit.- u. Theaterztg. 1778; I, 102.

[136] Lit.- u. Theaterztg. ibd.

[137] a. a. O. (I. Buch Anm. 41) § 73.

[138] Hamann (Roth) III, 421.

[139] Schiller an Goethe 29. VIII. 1795.

[140] Goethe an Schiller 7. IX. 1795.

[141] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 17.

[142] Heinse, Werke (Laube) VIII, 9.

[143] Sonnenfels, ges. Schriften, Wien 1783—87; V, 143.

[144] Dichtung und Wahrheit, 16. Buch.

[145] Goethe an Charlotte v. Stein 7. IX. 1780, 2. IV. 1782, 24. XII. 1782.

[146] Soll Frankfurt a. M. 1785 erschienen sein.

[147] Lpz. 1795 99 III Bde.

[148] Die jüngsten Kinder meiner Laune Lpz. 1793—97, Bd. 3.

[149] Lpz. 1783 f. Bd. I Nr. 7.

[150] Schiller an Körner 7. I. 1803.

[151] a. a. O. (Anm. 140) Nr. 3.

[152] ibd. Nr. 8.

[153] Vgl. Anm. 139 u. 140.

[154] Klinger an Schleiermacher 22. VI. 1792 a. a. O. (Anm. 83).

[155] ibd. S. 380.

[156] ibd. S. 249.

[157] ibd. S. 250.

[158] ibd. S. 288.

[159] ibd. S. 271.

[160] Allg. Lit. Ztg. 1796 Nr. 195.

[161] F. H. Jacobi an Elise Reimarus 18. I. 1797. Vgl. Rieger a. a. O.

[162] Allg. Lit. Ztg., Jena, 1792, 3. Bd. Spalte 349.

[163] Vgl. Prosch a. a. O. S. 4.

[164] Allg. D. Bibl. 1786 Bd. 66 S. 90.

[165] Allg. Lit.-Ztg., Halle, 1805. 2 Bd. Nr. 105 f.

[166] Germania (Vierteljahrschrift) hgg. v. F. Pfeiffer u. a. XXXVII, 38 u. 120.

[167] Vierteljahrschr. f. Lgsch. V, 448.

[168] Wieland (Hempel) XXXVI, 125.

[169] Wieland an die Fürstin zu Wied 29. VII. 1808.

[170] a. a. O., S. 193.

[171] a. a. O. (I. Buch Anm. 3).

[172] a. a. O. (Anm. 128) S. 367.

[173] Spectateur de l'Europe littéraire et savante 1813 Nr. 4. Übersetzt im Rheinischen Archiv Bd. 13, S. 138 ff.

[174] a. a. O. (I. Buch, Anm. 231).

[175] a. a. O. (Anm. 173).

[176] Herder (Suphan) XVIII, 119.

[177] J. W. Loebell, C. M. Wieland, Braunschweig 1859.

[178] a. a. O. (I. Buch Anm. 2) S. 211.

[179] Heinse, Werke (Laube) VIII, 55.

[180] Archiv f. Lgsch.; IV, 359 ff. „Elysium".

[181] ibd. „Über die Skribenten, von denen man nicht mehr wußte, sobald ihre Leichencarmina verbraucht waren."

Zum vierten Buch.

[1] Hamann (Roth) IV, 8.
[2] ibd. VI, 178 (Hamann an Hartknoch 8. IV. 1781).
[3] Lessing (Hempel) VII, 103.
[4] Deutsche Chronik 1775 S. 570 ff.
[5] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1779; XXIII, 64 ff.
[6] Eckermann, Gespr. m. Goethe 3. I. 1830.
[7] ibd.
[8] Neuestes a. d. anm. Gel. 1761; XI, 123.
[9] Lessing (Hempel) XVIII, 268.
[10] Gruber, Wieland I, 242 f. Vgl. Ausgew. Briefe von Wieland I, 271.
[11] Mendelssohn, Philos. Gespr. 1755; 4. Gespräch.
[12] Gött. gel. Ztg. 1746 S. 741.
[13] Dichtung und Wahrheit II. Buch.
[14] Ayrenhoff, Gespräch des Verfassers mit dem Frh. v. Retzer über einen wichtigen Gegenstand der Physik (Sämtl. Werke, Wien 1814).
[15] Neuestes a. d. anm. Gel. 1760; X, 38 ff.
[16] Hamann (Roth) IV, 205.
[17] Lessing (Hempel) VII, 146.
[18] ibd. 288 f.
[19] ibd. 152.
[20] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 478.
[21] Nötige Erinnerung an die Leser der Voltaireschen Schriften 1771.
[22] Goethe (Weim. Ausg.) II. Abt. IV, 135 ff.
[23] ibd. V (2), 300.
[24] Klinger, Betrachtungen u. Gedanken.... Nr. 259.
[25] a. a. O. (I. Buch, Anm. 53).
[26] Gött. gel. Anz. 1753, S. 339.
[27] Hallers Gedichte, hgg. v. Hirzel; Einleitung S. 396.
[28] Mémoire sur l'avis au Journaliste de Gottingue 1754; Bibliothèque impartiale IX, 457 ff., X, 123 ff. Vgl. auch Gött. gel. Anz. 1759 S. 781.
[29] Gött. gel. Anz. 1754, S. 539.
[30] ibd. 1755 S. 320.
[31] ibd. 1756 S. 676.
[32] ibd. 1757 S. 77.
[33] ibd. 1761 S. 128.
[34] ibd. 1763 S. 1007.
[35] ibd. 1764 S. 89.

[36] Neuestes a. d. anm. Gel. 1761; XI, 94 ff.

[37] Briefe, die neueste Lit. betr. 1759 Nr. 68/69 (IV, 301 ff.).

[38] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 672.

[39] Gotter, Zum Andenken an Frau v. Buchwald 1790.

[40] Neuestes a. d. anm. Gel. 1754; IV, 59 f.

[41] ibd. 1761; XI, 94.

[42] Hagedorn an seinen Bruder 15. X. 1754.

[43] Möser, Die Geschichte in Gestalt einer Epopoe. a. a. O. (I. Buch, Anm. 94) V; Kleinere Stücke Nr. 18.

[44] Allg. D. Bibl. 1767; VI (2), 70 f.

[45] Gött. gel. Anz. 1769 S. 1030.

[46] Herder (Suphan) V, 480.

[47] Allg. D. Bibl. 1769; X (2), 254.

[48] Goethe an Behrisch 12. X. 1766.

[49] Deutsche Rundschau Bd. 79; Acerbi, Über Klopstocks letzte Jahre.

[50] 1775 S. 191.

[51] Nicolai, Leben und Meinungen des Herrn S. Nothanker, Berlin 1774; I, 76 f.

[52] A. L. Schlözer, Vorstellung seiner Universalhistorie 1772.

[53] G. F. Meier, Anfangsgründe d. sch. Wiss., Halle 1748—50; II. 391.

[54] Gleim an E. v. Kleist 6. X. 1756 (Körte, Gleims Leben, S. 80).

[55] a. a. O. (Anm. 49).

[56] Neuestes a. d. anm. Gel. 1761; XI, 94 ff.

[57] Lessing (Hempel) VII, 152.

[58] ibd. 187.

[59] ibd. 155.

[60] Wieland (Hempel) XXXVI, 117 ff.

[61] a. a. O. (I. Buch Anm. 219).

[62] Briefe, d. neueste Lit. betr. 1764 Nr. 796 (XX, 3 ff).

[63] Herder (Suphan) XXIII, 38.

[64] Hamann (Roth) II, 277.

[65] a. a. O. (I. Buch Anm. 63).

[66] H. L. Wagner, Briefe die Seylerische Schauspielergesellschaft... betreffend 1777.

[67] Lenz, Anm. ü. d. Theater... Lpz. 1774.

[68] Claudius, Sämtl. Werke, Hambg. 1775 ff.; I, 92.

[69] Lessing (Hempel) VII, 476.

[70] Bürger an Boie 19. VIII. 1775.

[71] Herder an Merck 28. VIII. 1770.

[72] Bürger an Boie 8. VIII. 1773.

[73] D. Göttinger Dichterbund, hgg. v. A. Sauer (Kürschners Deutsche Nat. Lit.) I, 187.

[74] Zitiert nach Nr. 2 der Deutschen Lit.-Denkm. d. 18./19. Jhdts. hgg. v. Seuffert; Einleitung S. 8.

[76] Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst, Bern 1787; Besprechung von Lavaters Physiogn. Fragm.

[77] Wieland an Lavater 21. X. 1777 (Arch. f. Lgsch. IV, 321).

[78] Schiller an Körner 1. V. 1797.

[79] Deutsche Chronik, 3. Jahrgang S. 600.

[80] Der Brüder Stolberg ges. Werke, Hambg. 1820—25; X, 404.

[81] F. L. Stolberg an Vohs 18. IV. 1786.

[82] Sturz, Schriften, Lpz. 1779—82; I. 174 ff., Anm.

[83] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1779; XXIII, 64 ff.

[84] Hamann (Roth) IV, 25.

[85] ibd. 249.

[86] ibd. 262.

[87] Herder (Suphan) IV, 411 f.

[88] ibd. V, 546.

[89] ibd. IV, 412.

[90] ibd. 411.

[91] ibd. V, 457.

[92] Hamann (Roth) II, 367.

[93] Herder (Suphan) I, 79.

[94] ibd. VII, 184.

[95] ibd. VI, 284 Anm.

[96] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 356.

[97] Herder (Suphan) V, 524.

[98] Vgl. Rieger, Klinger II, 380.

[99] Hamann (Roth) II, 367.

[100] a. a. O. (Anm. 68) I, 71.

[101] ibd. I, 17.

[102] a. a. O. (Anm. 73) III, 339.

[103] Jahrmarktsfest zu Plundersweilen, ältere Fassung (Zitat nach M. Bernays).

[104] a. a. O. (Anm. 80) X, 322.

[105] Goedeke, Grundriß... 2. Aufl. IV, 373 f.

[106] a. a. O. (Anm. 73) I, 170 f.

[109] ibd. II, 256.

[110] Frkf. gel. Anz. 1778, S. 761.

[111] Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, o. O. 1774; S. 136 f.

[112] Herder (Suphan) I, 125.
[113] ibd. VIII, 417.
[114] ibd. XXIII, 71.
[115] ibd. IV, 414.
[116] ibd. 425.
[117] ibd. 431.
[118] ibd. 432 f.
[119] ibd. 480.
[120] ibd.
[121] ibd.
[122] ibd.
[123] ibd. 481.
[124] ibd.
[125] ibd. VIII, 417.
[126] E. v. Kleist an Gleim 11. IX. 1749.
[127] Sulzer an Bodmer 3. XI. 1750.
[128] do. 3. XII. 1750.
[129] E. v. Kleist an Gleim 1. I. 1751.
[130] Lessing (Hempel) I, 151.
[131] Sulzer an Bodmer 9. I. 1751.
[132] do. 6. II. 1751.
[133] E. v. Kleist an Kleim 26. III. 1751.
[134] Lessing (Hempel) I, 122.
[135] ibd. 150.
[136] Supplément aux œuvres posthumes de Frédéric II, Cologne 1789; I, 365.
[137] La Prusse littéraire III, 165.
[138] Lessing (Hempel) XI (2), 1019.
[139] Voltaires Rechtstreit mit dem Juden Hirschel, Berlin 1905.
[140] Lessing (Hempel) XX (1), 27.
[141] ibd. XX (2), 7.
[142] ibd. 8 f. Anm.
[143] ibd. 9.
[144] ibd. XII, 481.
[145] ibd. 486.
[146] ibd. 547.
[147] Hamann (Roth) II, 354.
[148] Sulzer an Künzli, „Martinstag“ (10. Nov.) 1752.
[149] Sulzer an Bodmer 30. III. 1753.
[151] Kästner an Nicolai 26. IV. 1791.
[152] Voltaire an Gottsched 19. IV. 1753 (Danzel, Gottsched; bei Moland Nr. 2547).

[153] Dies wie die ganze Darstellung der Beziehungen des Mylius zu Voltaire nach der Veröffentlichung von Consentius, Briefe eines Berliner Journalisten a. d. 18. Jhdt.; Euphorion X/XI.

[154] E. v. Kleist an Bodmer 22. V. 1753.

[155] E. v. Kleist an Gleim 11. IX. 1749.

[156] E. v. Kleist an Hirzel 16. VIII. 1753.

[157] E. v. Kleist an Gleim 7. XII. 1755.

[158] Thiébaut, Friedrich d. Gr. und sein Hof; Persönliche Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin.

[159] Dichtung und Wahrheit 15. Buch.

[160] Gött. gel. Anz. 1768 S. 837.

[161] ibd.

[162] Deutsche Chronik 1775, S. 570 ff.

[163] J. G. Zimmermann, Über Friedrich d. Gr. u. meine Unterred. m. ihm kurz v. s. Tode, Lpz. 1788.

[164] Forsch. z. Brandenb. u. Preuß. Gesch. VI, 141 ff.

[165] a. a. O. (Anm. 163).

[166] J. G. Zimmermann, Fragm. über Friedrich d. Gr. 1790.

[167] N. Bibl. d. sch. Wiss. 1789; XLIII, 101 ff.

[168] Wieland an Staatsrat Frh. v. Gebler in Wien 7. IV. 1775.

[169] Diesen und die folgenden Briefe siehe Danzel, Gottsched und seine Zeit, Lpz. 1848.

[170] ibd. (Freyesleben an Gottsched 15. V. 1753).

[171] Gött. gel. Anz. 1759 S. 380/780.

[172] Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister.... III, 161.

[173] Voltaire an Bertrand 30. III.1759.

[174] Hallers Gedichte, hgg. v. Hirzel; Einleitung S. 393 f.

[175] Für dies und das Folgende: Biographie de Albert Haller par l'auteur de l'essai sur la vie de J. G. Lavater (H. de Chavannes).

[176] Haller an Gemmingen 23. VII. 1777.

[177] Gemmingen an Haller 28. VII. 1777.

[178] Haller an Gemmingen 6. VIII. 1777.

[179] Allg. D. Bibl. 1778; XXXVI, 227.

[180] Hirzel a. a. O.

[181] Wieland (Hempel) XXXI, 70.

[182] J. J. Ewald an den Stallmeister v. Brand (Arch. f. Lgsch.; XIV, 266).

[183] Abbt an Nicolai (?) 8. XII. 1763.

[184] Sulzer an Zimmermann; 20. XI. 1775.

[185] Fr. v. Stolberg an seine Schwester 25. VIII. 1775.

[186] Goethe an Knebel 4. 6. 1780.

[187] Neuestes a. d. anm. Gel. 1761; XI, 94 ff.

[188] Lessing (Hempel) VII, 207.

[189] Klopstocks sämtl. sprachwiss. u. ästhet. Schriften, Lpz. 1830; II, 71.

[190] Sulzer an Zimmermann 27. XII. 1776.

[191] Gött. gel. Anz. 1770 S. 53 f.

[192] Hamann (Roth) III, 421.

[193] Gött. gel. Anz. 1770 S. 169.

[194] Zimmermann an Haller 15. VII. 1762.

[195] a. a. O. (I. Buch Anm. 46) S. 66 ff.

[196] Anzeige des „Testament politique de Mr. de V...".

[197] Goethe (Weim. Ausg.) II. Abt. IV, 141 f.

[198] Nr. 15 „Etwas von Voltaire".

[199] Klinger, Betrachtungen und Gedanken... Nr. 259.

[200] Gött. gel. Anz. 1754, S. 77 ff.

[201] a. a. O. (Anm. 187).

[202] Allg. D. Bibl. 1769; X (2), 254.

[203] Möser, Über die deutsche Sprache und Literatur.

[204] Allg. D. Bibl. 1774; XXI, 367 ff.

[205] Zitiert nach Voltaire (Moland) Bd. I (Einleitung).

[206] Klopstock, Gelehrtenrepublik S. 29.

[207] Schubart, Originalien 1780 S. 142.

[208] Schubarts Vaterlandschronik 1791 „Voltaire und Raynal".

[209] Bodmer an Schinz 23. XI. 1779.

[210] ibd.

[211] a. a. O. (Anm. 187).

[212] Hamann (Roth) IV, 26.

[213] a. a. O. (Anm. 208) S. 107.

[214] Revue politique et littéraire (Revue bleue) Paris 1878; P. Ristelhuber, Un touriste allemand à Ferney en 1775.

[215] a. a. O. (Anm. 209).

[216] Wieland (Hempel) XXXVII, 92.

[217] Freymüt. Nachr. v. Büchern 1750; VIII (Anzeige).

[218] Bd. XI.

[219] Klopstock, Gelehrtenrepublik S. 372 ff.

[220] Claudius, Sämtl. Werke, III. Teil 1777 S. 38.

[221] Frkf. gel. Anz. 1778 S. 247.

[222] ibd. 23. VI. 1778.

[223] Teutscher Merkur 1778 (IV) „Über die Franzosen".

[224] ibd. 1779 (IV).

[225] Deutsche Lit.-Denkm. des 18./19. Jhdts. Nr. 2; Einltg. S. IV.

[226] Was Heinse 1775 an Gleim weitergab.

[227] Frkf. gel. Anz. 1778 S. 461.

[228] Lit.- u. Theaterztg. 1778; III, 492.

[229] Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst, Bern 1787; I. 357.

[230] a. a. O. (I. Buch, Anm. 73).

[231] Goedeke, Grundriß... 2. Aufl. V, 349.

Zum fünften Buch.

[1] a. a. O. (I. Buch Anm. 73) S. 96 f.

[2] Herder (Suphan) XVIII, 138.

[3] Allg. D. Bibl. 1774; XXI, 367—396.

[4] Klinger an Schleiermacher 10. IV. 1790 (Rieger, Klinger II, Zugabe S. 14).

[5] Herder (Suphan) V, 580 ff.

[6] Lit.- u. Theaterztg. III, 609 ff.

[7] Teutscher Merkur 1779, 1. Stück.

[8] Wieland an Joh. Müller 13. VII. 1781 (Ausgew. Briefe v. Wieland III, 328).

[9] Frkf. gel. Anz. 1778 S. 744.

[10] Allg. D. Bibl. 1779; XXXVIII, 546.

[11] N. Bibl. d. sch. Wiss. XLIII, 101.

[12] ibd. 1787; XXXIV.

[13] ibd. 1790; XL, 222 ff.

[14] Schiller an Körner 10. III. 1789.

[15] Schiller an Goethe 31. V. 1799.

[16] Schiller (Bibl. Inst.) XIII, 204.

[17] ibd. VIII, 347.

[18] ibd. 335.

[19] Schiller an Wieland 17. X. 1801.

[20] Studien z. vgl. Lgsch., hgg. v. M. Koch, V, Ergänzungsheft, S. 68 f.

[21] N. Allg. D. Bibl. Bd. 89 S. 512.

[22] Rieger, Klinger II, Zugabe S. 56.

[23] Klinger, Betrachtungen u. Gedanken... Nr. 167.

[24] Schiller an Herder 4. XI. 1795.

[25] Schiller (Bibl. Inst.) VIII, 379.

[26] ibd. VIII, 120 f.

[27] ibd. XI, 297.

[28] Goethe an Knebel 7. XI. 1799.

[29] Goethe an Humboldt 28. X. 1799.

[30] Goethe an den Prinzen August von Gotha 3. I. 1800.

[31] Schiller an Goethe 15. X. 1799.

[32] Goethe an Schiller 23. X. 1799.

[33] ibd.

[34] Euphorion IV, 476 ff.

[38] Aufgeführt am Weimarer Hoftheater 1772; zwei Nachdrucke 1773, Originalausgabe 1775, verbesserte Ausgabe im 2. Bde. der Gedichte, 1788.

[39] Allg. D. Bibl. 1778; XXXIII, 537 f.

[40] H. L. Wagner, Briefe die Seylerische Schauspielergesellschaft betreffend 1777.

[41] a. a. O. 1792; XLVI, 26.

[42] Goethe an Schiller 29. VII. 1800.

[43] Herder (Suphan) IV, 480.

[44] Goethe an Schiller 22. XII. 1800.

[45] a. a. O. (Anm. 42).

[46] ibd.

[47] ibd.

[48] do. 1. VIII. 1800.

[49] ibd.

[50] Goethe an Zelter (vgl. Grenzboten 1783; III, 293 f.).

[51] a. a. O. (Anm. 31).

[52] Goethe an Knebel 30. I. 1800.

[53] Schiller an Goethe 26. VII. 1800.

[54] a. a. O. (Anm. 42).

[55] Schiller an Goethe 30. VII. 1800.

[56] Goethe an Schiller 1. VIII. 1800.

[57] Köster a. a. O.

[58] ibd.

[59] Goethe an Knebel 10. I. 1800.

[60] Eckermann, Gespr. m. Goethe 3. I. 1830.

[61] Goethe an Öser 14. II. 1769.

[62] a. a. O. (Anm. 60).

[63] 20. VII. 1774.

[64] Goethe an Ch. v. Stein 9. VII. 1784.

[65] Goethe an Schiller 7. IX. 1795.

[66] Goethes Gespräche, hgg. von v. Biedermann; 14. VIII. 1780.

[67] Goethe (Weim. Ausg.), 45, 215.

[68] a. a. O. (Anm. 66) 3. IV. 1823.

[69] Eckermann, Gespr. m. Goethe; 13. II. 1829.

[70] Schiller an Goethe 25. IV. 1805.

[71] Goethe (Weim. Ausg.) II. Abt. V (2), 300.

[72] ibd. II. Abt. IV, 135.

[73] ibd. 141 f.

[74] ibd. 404.

[75] Dichtung und Wahrheit II. Buch.
[76] Goethe an Knebel 17. X. 1812.
[77] a. a. O. (Anm. 66) 28. II. 1830.
[78] Eckermann, Gespr. m. Goethe; 17. II. 1829.
[79] ibd. 20. XII. 1829.
[80] ibd. 16. XII. 1828.
[81] ibd. 21. III. 1831.
[82] ibd. 16. XII. 1828.
[83] ibd.
[84] ibd.
[85] ibd. 3. IV. 1829.
[86] ibd. 15. X. 1825.
[87] ibd. 21. III. 1831.
[88] ibd. 3. V. 1827.
[89] ibd. 3. I. 1830.
[90] ibd. 16. XII. 1828.

Einige Versehen in der Reihenfolge und Numerierung der Anmerkungen ließen sich, da der Verfasser im Felde steht, nicht richtigstellen.

Register.

Abbt, Th. 303f., 326, 345, 352f., 357, 519, 623.
Adelung, J. Chr. 357
Allg. Deutsche Bibliothek 193, 215, 227, 264f., 274f., 276f., 288, 291, 327, 448, 475, 513, 620, 629f., 672
Alxinger, Joh. B. v. 456
Anton-Wall (Heyne, Chr. L.) 459, 462
Ariost 61, 444, 481, 484f.
Aristophanes 93
Aristoteles 95f., 101, 109, 111, 117, 119, 370, 526, 660f.
Arnaud 582
Ayrenhoff, C. H. v. 39, 117, 118, 119, 120, 123, 691

Bahrdt, K. F. 352ff., 639
Beaumelle 53, 59, 243
Becker, W. G. 458, 462
Benkowitz, K. F. 461, 654f.
Bernays, M. 727
Bibliothek der schönen Wissenschaften 80
Bindemann, E. Ch. 428—434
Blumauer, A. 175, 257—259, 307, 425f., Pucelle 427f., 438f., 441f., 444, 676
Bodmer, J. J. 30, 35f., 51, 59, 72f., 78, 85, Milton 124ff., 139, 144, 174, 203, 314, 346, 382f., 394, 397f., 400, 600, 632f., 634, 676
Boileau 39, 48, 74, 82, 444, 704
Bossuet 356
Boxberger, R. 406
Braun, J. W. 737
Brawe, J. W. v. 81
Breitinger, J. J. 35, 39, 51, 132
Bürger, G. A. 526, 543
Büsching 631
Byron 769

Canitz, F. R. v. 29
Cervantes 484
Chamberlain, H. St. 432f., 344
Chapelain 41, 662, 690
Chatelet, Marquise de 198, 199, 200, 314
Choiseul, Herzog v. 242f.
Cicero 402
Claudius, M. 67, 164, 525, 537, 538f.
Collin, H. J. v. 120
Condorcet 481, 664, 673
Corneille, P. 18, 23, 31, 41, 71, 72, 74, 75, 82, 91, 94, 105, 107, 116, 118, 119, 122, 123, 148 bis 151, 172, 173, 520, 572, 574ff., 648, 660, 679, 684, 708f.
Corneille, Th. 95, 102, 122
Cramer, K. F. 61, 72, 78
Cranz, A. F. 237, 586
Crebillon 71, 420, 481, 715, 722

Danzel, Th. W. 56, 144, 608, 611
Darwin, Ch. 159, 321, 369, 371, 563
Dénina, Abbé 16, 44, 237f., 355, 404, 420, 444, 481, 484
Derschau, Chr. F. v. 140
Descartes 161, 198
Desnoiresterres 114
Destouches 91
Deutsches Museum 59
Diderot 180f.
Dilthey, W. 218
Dubois, J. 635—639, 651
Dubos 108
Dusch, J. J. 80, 140

Ebeling, F. W. 429, 433
Eberhard, J. A. 284
Eckermann, J. P. 396, 404
Edelmann, J. Chr. 314
Epikur 488
Eschenburg, J. J. 59, 87, 191, 194, 196, 717, 724f., 726
Euler, L. 596
Euripides 98, 111
Ewald, J. J. 622f.

Falk, J. D. 456
Fénelon 61, 63
Fischer, C. A. 338
Fontenelle 149
Formey 601f.
Frankfurter gelehrte Anzeigen 69, 117, 191f., 225, 237, 267, 275, 330, 402, 448, 453f., 507, 512, 535, 540, 544, 627f., 641f. 650f., 660, 672
Fréron 122, 178, 243, 504
Friedrich der Große 3, 19, 38, 39, 40, 164, 169, 179, 180f., 198, 200, 202, 203, 241, 243f., 250, 256, 300, 326, 352, 381, 383, 384, 385ff., 406, 422, 435, 460, 508, 580, 582, 585, 587, 591, 594f., 601, 602f., 603—608, 621, 628f., 630, 652f., 654, 655, 666, 671, 679, 709, 767
Friedrich Wilhelm III. 386

Garve, Ch. 351f., 357, 405
Gatterer, J. Chr. 357
Gellert, Ch. F. 72, 78, 163, 176, 339, 383, 408, 420
Gemmingen, E. F. v. 620
Gerstenberg, H. W. 58, 66, 116, 119, 184, 190f., 227, 394, 405, 449, 481, 523, 524, 627
Gillet, J. F. 284, 334—337, 515, 664
Gleim, J. W. L. 44, 216, 383, 386, 394, 400, 422, 446, 493f., 515, 600
Goethe, J. W. v. 11, 16, 19, 35, 36, 71, 108, 123, 165, 167, 174, 187, 191, 193, 235, 275, 309, 312, 330, 334, 345, 369, 370, 376, 379, 387, Kleine Gedichte an Personen 395—397, 401, 402, 403, 407, 409, 413, 418, 420, 452, 455, 462, 464, 471, 480, 499, 504, 506, 508, 513, Sturm und Drang 519—522, 523, 531, 535, Aufklärung 536 bis 538, 539f., 542, 578, 603, 607f., 620, 622, 625, 628, 629, 630, 661f., 675, 676, 677, 678, 683, 686, 697, 705f., Übersetzung des Mahomet usw. 707—751, 751—769
Gotter, F. W. 118, 123, 306ff., 329, 403, 512, 717, Übersetzungen 720—726, 738
Göttingische gelehrte Anzeigen (bzw. Zeitung) 60, 72, 79, 132, 209, 214, 269f., 290, 326, 329, 398, 400, 449, 506, 509, 510f., 541, 613, 626, 667

Gottsched, J. Ch. 15. 17, 23, 30, Voltaire als Klassizist 31ff., 34, 35, 36, 38, Henriade 41 bis 44, 47, 51, 56, 57, 58, 72, 73, 78, 80, 84, 91, 93, 108, 124, 125, 126, 127, 131, 132, 134, 136, 139, 158, 164, 174, 175, 178, 183, 186, 202, 206, 214, 216, 218, 220, Candide 221ff., 230ff; 234, 282, 305, 326, 346, 377, 381, 382, 383, Poème sur la bataille de Fontenoy 390, 393, 394, 397, 398, 400, 402, 417, 420, 421, 423, 446, 449f., 505ff., 507f., 511f., 515f., 518, 599, Bekanntschaft mit Voltaire 608—613, 626, 629, 632, 634, Satire auf Voltaire 635 bis 639, 678, 719, 742
Gottsched, Frau 33, 78, 136, 608, 610f., 719
Götz, J. N. 403, 581
Grillparzer, F. 476
Grimm, F. M. v. 58, 621
Grisebach, E. 481, 485
Großmann, F. W. 18, 122
Gundolf, F. 94, 110, 184, 453,
Gutzkow, K. F. 476

Haeckel, E. 514
Hagedorn, F. v. 30, 72, 216, 386, 387, 398, 513
Haken, J. Chr. L. 652f.
Haller, A. v. 30, 59f., 72, 78, 79, 132, 135, 137, 144, 150, 163, 164, 173, 174, 185, 214, 216, Uranie 260f., Kampf für das Christentum 267—276, 278, 328, 331f., 336f., 345, 347, 355, 381f., 383ff., 411f., 422, 449f., 509, Streit um das Siècle 509ff., 528f., 541, Bekanntschaft mit Voltaire 613—621, 627, 651, 665 (vgl. auch Göttingische gelehrte Anzeigen)
Hamann, J. G. 65f., 140, 164, 238, 408, 451f., 498, 507, 523, 531f., 534, 539, 554, 626f., 632
Hanker, G. 146, 389
Harder, J. J. 278—280
Hauff, W. 476
Hausen, F. 358
Hayn, H. 429
Hebler, C. 690, 695
Heeren, A. H. L. 357
Hegel, G. W. F. 160, 322, 371, 556, 704
Hehn, V. 753
Heine, H. 410
Heinse, W. 380, 382, 400, 445, 455, 492—494, 529f., 686
Helvetius 162, 237, 304, 337, 357
Herder, J. G. 17, 35f., 51f., 70, 78, 85, 108, 110, 115, 117ff., 121, 133, 150, 165, 169, 173, 180, 184, 190, 191f., 220, 239, 278, 309, 319, 322f., 325ff., 337, 339, 345f., 352f., 357, 358f., 360, Ideen 362—370, 377, 380, 386, 398f., 401f., 407, 409, 411, 417, 483, 485, 513, 522, 526, 531, Aufklärung 532 bis 536, 544—579, 660, 664, 665, 678, 685, 696f., 699, 700ff., 704, 729, 734f., 752, 754, 759
Herder, Karoline 738
Hettner, H. 160, 178, 233, 357
Hirschel, A. 583—586, 601
Hirzel, L. 274, 618
Hofmann-Wellenhof, P. v. 257ff. 481
Homer 36, 39ff., 48, 54, 58, 60ff., 65, 69, 394, 402, 477, 674
Horaz 488.
Huber, Ferd. 475

Hudemann, L. F. 45—48, 51, 54f., 56
Humboldt, W. v. 710—712, 713, 715, 717, 733
Hume 355, 532, 539, 552

Iffland, A. W. 728, 741
Iselin, I. 291, 303f., 357, 552

Jacobi, F. H. 118, 165, 475
Jacobi, J. G. 140, 216, 413f., 642f.
Jagemann, Caroline 691
Jerusalem, K. W. 121, 306
Joseph II. 123, 169, 241, 460, 619ff., 654, 725
Justi, J. H. G. v. 145

Kahle, L. M. 207—215, 541
Kant, J. 159f., 165, 202, 309, 322, 339, 360, 369, 371, 417f., 697
Karl August, Herzog v. Weimar 690f., 712f., 733, 735, 738
Kästner, A. G. 78, 305f., 403f., 422, 506, 598, 631, 676
Klein, A. v. 118
Kleist, E. v. 386, 388, 400, 582f., 592, 600f.
Klinger, M. v. 121, 175, 234f., 238, 311, 318, Geschichtsschreibung 354—355, 380, 414f., 458, Philosophische Romane 465—476, 508, 536, 628, 664, 678f., 694f., 751, 757
Klopstock, F. G. 16f., 35, 38, 40f., 41, 44f., 52f., 58f., Henriade 60ff., 68, 70, 126, 132, 134, 137, 151, 164, 215, 217, 260, 382f., 385f., 400, 408, 410, 418, 420f., 424, 514,f., 537, 541ff., 567f., 622, 626, 631, Satire auf Voltaire 639—641, 665, 688
Klotz, Ch. A. 133
Knebel, K. L. v. 625, 738
König, J. U. v. 29, 45, 48, 50f.
König, S. 201, 593ff., 608
Koser, R. 605
Körner, Chr. G. 694, 738
Köster, A. 727, 730, 737
Kotzebue, A. v. 67, 172, 462, 676f., 738, 741
Kühnemann, E. 564
Kummer, K. F. v. 690

La Mettrie 304
Lanson 12
Lavater, J. K. 285, 412, 527, 620, 631ff., 683, 755f.
Leibnitz, G. W. 161, 197f., 200, 207ff., 210f., 214ff., 221, 230, 233f., 250, 286, 302, 310, 447f., 452, 593
Leisewitz, J. A. v. 402, 678, 757
Lenz, J. M. R. 88f., 116, 119, 147, 522, 524ff., 537, 660
Lessing, G. E. 15, 18, 27, 33, 35f., 41, 71ff., 75f., 78ff., 81, 86ff., Dramaturgie 89-123, 140, 147f., 150, 163ff., 172, 174f., 176f., 180f., 182, 224, 232, 302, 305, 309ff., 326, 330, 339f., 345, Geschichtsschreibung 347 bis 350, 352, Erziehung des Menschengeschlechtes 368, 370, 377, 380f., 386, 394, 403f., Stil 405f., 407, 415, 465, 477, 498, 504, 506f., 516, 524ff., 568f., 572, 582, 583—585, Zerwürfnis mit Voltaire 586 bis 592, 622, 626f., 635, 661, 664f., 676, 678, 699, 704, 707, 721, 723, 753
Lessing, K. 121
Linguet, M. 674

Locke, J. 161, 203, 302, 310, 501
Löwen, J. F. 78, 123, 140, 720
Lucanus 40
Luchet, Marquis de 667
Lucius, G. J. 456
Luther, M. 332—336, 405, 409

Maffei 99f., 103
Mahrenholtz, R. 601
Mangold, W. 586
Manteuffel, Graf v. 199, 210
Marot 139
Maupertius 201, 500, Streit mit Voltaire 593—599, 600f., 606, 608, 609
Meier, G. F. 234, 515
Meiners, Chr. 357
Meissner, A. G. 462
Mendelssohn, M. 78, 140, 176, 190, 215, 223f., 226, 233, 237, 303f., 310, 412, 417, 448, 506
Mercier 651
Merck, J. H. 135
Meyer, F. A. A. 140
Michaelis, J. B. 403
Miller, J. M. 543f.
Milton 16, 32, 35f., 42, 53, 58f., 61, 69, 123, 124—137, 224, 346, 628
Molière 74, 102
Montesquieu 357
Möser, J. 75f., 87, 140, 179, Anticandide 227ff., 239, 285, 332f., 405, 459f., 513, 630, 655
Müller, G. E. 141
Münter 226f.
Mylius, Christlob 92, 182, 383, 590, 592, 597—599
Mylius, Siegmund 225

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 69f., 118, 120, 121, 133, 150, 151, 178, 194f., 239, 283, 409, 424, 427, 438f., 518, 530, 606, 673f., 724
Newton 161, 198, 200, 207ff., 210, 214f., 501, 508, Goethe und seine Farbenlehre 763 bis 766
Nicolai, Chr. F. 76, 121, 172f., 227, 282, 288, 290, 303, 305, 326f., 335f., 345, 351, 353, 511, 513, 515, 604, 606, 630, 664
Nicolai, L. H. v. 280—282
Nietzsche, F. 25, 236, 291, 321, 332, 489, 550, 554, 560

Pascal 237
Penzel, A. J. 426, 434f.
Pezzl, J. Faustin 240—244, 259, 456, 459f., 639, 652, 670
Platen, A., Graf v. 413
Plautus 92f., 102
Pope 68, 139, 144, 146, 402, 444, 478, 528f., 620, 683
Postel, Ch. H. 41, 45, 54f.
Potier 585
Prosch, F. 469, 474
Pyra, J. 131f., 144, 444

Quiquerez 690

Racine 24, 26, 31, 41, 71f., 74f., 80, 111, 116, 119, 172f., 574, 648, 709f.
Ramler, K. W. 79f., 403
Rathlef, E. L. 210, 665
Reimarus, H. S. 301
Reinbeck, J. G. 205f.
Retzer, J. F. v. 238
Richardson, S. 171
Richiers 121, 587ff.
Richter, Jean Paul F. 58

Richter, Joseph 255f.
Rieger, M. 235, 468f., 471, 473, 475, 481
Rost, J. Ch. 420, 444
Rousseau, J. B. 91
Rousseau, J. J. 9, 35, 80, 164f., 218, 237, 279, 287, 300, 302f., 318, 321, 337, 357, 364, 407, 412, 457, 465ff., 473f., 484, 493f., 500, 627, 632, 647, 649, 651, 678, 697

Sauer, A. 81, 144
Scheyb, F. Ch. v. 45, 50
Schiller, F. v. 19, 36, 38, 71, 77, 123, 163, 165, 169, 175, 323, 345f., 357, Geschichtsschreibung 360—361, 364f., 369f., 410, 417, 450ff., 462, 465, 478, 499, 502f., 529, 578, 661f., 678 bis 707, Goethes Voltaireübersetzung 707—751, 761f.
Schlegel, A. W. 346, 692, 718
Schlegel, E. 45, Heinrich der Löwe 48ff., 52, 55f., 72, 80, 84, 140, 178
Schlegel, F. 480, 689
Schlegel, J. H. 49
Schleiermacher, F. 689
Schlosser, F. Ch. 356,
Schlösser, R. 722
Schlözer, A. L. 356f., 509, 511, 514f.
Schmid, Chr. F. 276—278, 289
Schmidt, E. 81, 340, 349, 406, 589
Schmidt, K. 426, 435ff., 456
Schönaich, Ch. O. v. 33, 45, Hermann 47ff., 51, 54ff., 57f., 676
Schopenhauer, A. 452
Schubart, Ch. F. D. 52, Henriade 68f., 122, 133, 137, 150, 218, 244, 260, 292, 328, 383, 401, 411, 451f., 499, 528f., 604, 631f.
Schummel, J. G. 266, Der kleine Voltaire 293—298, 515, 586, 639, 652
Schwabe, J. J. 33, 44, 92, 211
Shaftesbury 237, 302
Shakespeare 8, 16, 32, 35f., 54, 71, 73, 75f., 78f., 81f., 86ff., 90, 93ff., 97f., 100, 109f., 111f., 115, 117, 119f., 123f., 126, 175f., 181—196, 319, 399, 453, 477f., 502, 522f., 525, 566f., 568f., 573—576, 649, 660f., 722, 724, 754
Shaw, B. 626
Sonnenfels, J. v. 117, 179, 455, 720
Sophokles 36, 94, 109, 112, 119, 660
Spinoza 165, 310
Stadion, Graf 478f.
Stael, Madame de 464
Steinsberg, K. F. G. 654
Sterne 484
Stolberg, F. L. v. 164, 529, 539, 540, 623ff., 633, 689
Straube 178
Strauß, D. F. 115, 319, 676
Strindberg, A. 235, 345
Sturz, J. P. H. 302, 329, 389, 412, 529
Sucro, J. J. 216
Sudermann, H. 67

Tasso 61, 68, 69, 481
Terenz 102, 105
Thiébaut 601
Thomson 68, 144
Thümmel, M. A. v. 395
Tissot 452

Trenck, F. v. d. Pater Pavian 245—252, 639, 652
Triller, D. W. 220f.

Uz, J. P. 142, 218, 305, 421f., 424, 446

Vierkandt, A. 546
Virgil 39, 41, 44, 54, 60ff., 68f., 394, 412
Vischer, F. Th. 704
Voß, J. H. 40, 164, 527, 542f.
Voß, Jul. v. 691—694

Wagner, H. L. 523f., 639, Voltaire am Abend seiner Apotheose 644—651, 723f.
Waniek, G. 144
Wedekind, Chr. F. 204
Weiß, J. 736
Weiße, Ch. F. 147
Werner, R. M. 689f.
Wezel, J. K. 351, 660
Wieland, Chr. M. 15, 36, 58, Henriade 67f., Tragödie 73ff., 76, 84, 86, 132, 135, 140, 165, Shakespeare 185—190, 227, 291, 306, Christentum 311 bis 318, 326f., 360, 380, 395, 400f., 406f., 412, 415, 419, 423, 434, 444, 448f., 451, 462ff., 465, 471, 476—494, 506, 516ff., 528f., 541, 543, 568, 607, 622, 633, 643f., 665, 667, 673, 675f., 677f., 686, 706, 723, 757
Wieting, J. F. 456
Winckelmann, J. J. 741
Wittenberg, A. 193
Wolff, Chr. v. 17, 160f., 164, 197f., 199—203, 205, 210f., 216, 221, 231, 286, 302, 529, 593, 612

Zabuesnig, J. Ch. 33, 53, 387, 389, 667ff., 670
Zachariae, J. F. W. 45, Cortes 53f., 144, 326, 434, 444
Zelter, K. F. 738
Zimmermann, J. G. 218f., 302, 304, 314, 337, 384, 405, 518, 602, 606, 627f., 652
Zobeltitz, F. v. 428f., 432f.
Zola 593

843.54Z K84 V02
a39001 008024906b